STARBURY PRODUCTION PROUDLY PRESENTS...

06

STAR TREK

CAST AWAY

THEY LOST THEIR SHIP, STRANDED IN A DISTANT WORLD AND FOUND THEMSELVE IN A BRUTAL WAR. THIS CREW SUSTAINED ONE OF THE HIGHEST CASUALTY RATES SINCE THE DOMINION-WAR. THESE WERE THE MEN OF THE SHENANDOAH. THIS IS THEIR STORY...

BOUND TO LEAVE

NICOLE KIDMAN MATTHEW BRODERICK NATALIA NOGULICH

WRITTEN and PRODUCED BY

RENE BARZ

STAR TREK CAST AWAY

STAR TREK
CAST AWAY

Bound to leave

Roman

Star Trek©

Cast Away

Band 6

Ω

2015

Band 06
Rohfassung

Nichts auf der Welt ist so gewiss wie der Tod.
JEAN FROISSART

In der Zukunft ist die Menschheit überheblich geworden.

1. Die Föderation beurteilt technischen Fortschritt viel zu optimistisch. Was fehlt, ist die warnende Stimme. Irgendwann werden die Forscher die Kontrolle über ihre Entdeckungen verlieren: was technisch möglich ist, wird auch gemacht - Ohne, dass die Entdecker und Erfinder dafür Verantwortung übernehmen. Seit Entdeckung des Omega-Partikels ist jedoch zu beobachten, dass die Föderation die Notwendigkeit erkannt haben, über die Konsequenzen ihrer Forschung nachzudenken. Deshalb verweigern sich einzelne Individuen heiklen Themen. Nicht jede Entdeckung sollte gemacht, nicht jede technische Möglichkeit ausgenutzt werden.

2. Die Föderation glaubt allem gewachsen zu sein. Außenteams werden auf fremde Welten gebeamt, nur mit einem dünnen Zweiteiler bekleidet, einem Handphaser und Tricorder bestückt. Bei Routineeinsätzen mag das gut gehen. Wenn aber ein Notfall eintritt, kann niemand auf die Konsequenzen vorbereitet sein. Wer unerwartet, von einem Augenblick zum anderen, seiner gewohnten Umgebung entrissen und beispielsweise in den Urwald transportiert wird, findet sich in einer völlig anderen Natur wieder. Gefährliche Wetterbedingungen, giftige Pflanzen, wilde Tiere. Und wie jedes in sich geschlossene Ökosystem, duldet diese fremde Welt keine Touristen, sondern fordert Eindringlinge mit Gefahren und Überraschungen heraus und nur die stärksten und anpassungsfähigsten Individuen überleben.

Darum geht es in dieser Miniserie.

Einleitung

Im Jahr 2385 startete ein Föderationsraumschiff der Akira-Klasse unter dem Befehl von Admiral Alynna Nechayev zu einer diplomatischen Mission tief in den unerforschten, cardassianischen Raum.

Die Crew bestand aus einer knapp vierhundert Mann starken Besatzung, die sich nach einem katastrophalen Zwischenfall plötzlich inmitten eines Krieges, gestrandet auf einem weit entfernten Mond wiederfand.

Sie kämpften gegen die Tücken eines fremden Ökosystems, gegen einen unbarmherzigen, brutalen Gegner und Verrat aus den eigenen Reihen.

Diese Besatzung erlitt die höchste Opferzahl, seit dem Ende des Dominion-Krieges.

Dies waren die Männer und Frauen der USS *Shenandoah*, NCC 74101

Das ist ihre Geschichte.

Tageslicht

Am tröstlichsten war die Farbe der Außenhülle. Das freundliche blau-grau, nun größtenteils mit Ruß und Schmutz überzogen, schimmerte hartnäckig durch die Spuren des zurückliegenden Kampfes und des Atmosphäreneintritts im Morgenlicht, und ließ das Schiffswrack in dieser bedrohlich roten-gelben Umwelt des Mondes wie ein Fremdkörper wirken. Und wie ein bitternötiges Monument der Hoffnung, von dem kaum einer der ausgezehrten Überlebenden des Absturzes den Blick zu lösen vermochte, so glücklich waren sie, die *Shenandoah*, endlich gefunden zu haben. Hier inmitten der Berge schien das einst so stolze Sternenflotten-Schiff den richtigen Größenmaßstab zu haben.
Es lag halb im Wasser versunken, weit unten im Bergkessel inmitten eines ausgedehnten Sees, ganz so, als hätte eine höhere Macht die Landschaft aufgerissen, damit sich das Schiff hier gefahrlos niederbetten konnte. Der Anblick war ebenso erlösend, wie eindrucksvoll.
Die äußere Struktur der *Shenandoah* schien noch größtenteils intakt zu sein. Vielleicht waren ja sogar die beiden Warpgondeln bei dem zweifellos harten Aufprall nicht abgebrochen, auch wenn man die linke aufgrund der leichten Schieflage des Schiffes nicht sehen konnte. Nur die rechte Gondel entzog sich zumindest teilweise dem kalten Nass. Weder die Bussardkollektoren leuchteten im vertrauten rot, noch glühten die Lichter der Warpspulen. Die Gondel war merkwürdig tot und farblos, aber immerhin in einem Stück und an Ort und Stelle. Wenigstens etwas. Das ließ hoffen, dass sich die andere Gondel

ebenfalls unbeschadet anbot.
Das Diskussegment war wesentlich stärker in Mitleidenschaft gezogen. Mit dem Bug voran musste das Schiff durch eine der Bergkronen gekracht sein – die hinausgeschlagenen Felsen lagen direkt hinter dem Wrack im See, ragten nur knapp aus der Wasseroberfläche und zeugten von den letzten katastrophalen Sekunden des Sturzfluges. Im entsprechenden Einschlagswinkel klaffte eine tiefe Lücke in der Bergformation. Es sah fast aus wie ein abgebrochener Zahn. Die Wucht musste unvorstellbar gewesen sein.
Der Aufprall hatte die Front des Schiffes zweifellos völlig zerstört, oder zumindest eingedrückt. Es war schwer zu sagen. Dieser Teil des Schiffes lag teilweise unter Wasser. Die katamaranartige Konstruktion, die das Diskussegment mit der Antriebseinheit verband, war hingegen intakt – ein bisschen verbeult vielleicht - und warf abstruse Schatten ins Wasser.
Unterm Strich befand sich das Schiff in einem vergleichsweise gutem Zustand. In einem erstaunlich gutem Zustand sogar. Die USS *Shenandoah* war vor sechs Tagen annähernd steuerlos mit beängstigender Geschwindigkeit in die Bergregion dieser fremden Welt abgestürzt – für solche Belastungen war das Schiff nicht konstruiert. Nicht mal annähernd. Es war ja nicht einmal für Atmosphärenflüge vorgesehen, geschweige denn für Landemanöver.
Und dennoch, die *Shenandoah* hatte alles – den Kampf mit den Breen im Orbit, den Sturz in die Atmosphäre dieses unbekannten Mondes, und der abschließende, zweifellos monströse Aufprall in den See – einfach weggesteckt. Sie war verbeult, zerkratzt und angeschlagen, aber die *Shenandoah* hatte sich nicht zerstören lassen.
Somit war sie das Spiegelbild ihrer Besatzung. Dieses kleine, tapfere Schiff, das ihres war, hatte hier auf sie gewartet, um

seiner Pflicht nachzukommen, ihrer Crew einen sicheren Unterschlupf zu gewähren – und vielleicht sogar einen Weg nach Hause, fort aus dieser Hölle in die sie nicht gehörten.
Es war ein Wunder, oder aber das weltlichere, aber nicht minder imponierende Zeugnis hervorragender Ingenieurskunst, dass das Schiff trotz der Belastungen in einem Stück geblieben war. Die Überlebenden der Katastrophe hatte sich diesen Anblick erhofft – damit ernsthaft gerechnet hatten aber nur die wenigsten. Und dann auch nur diejenigen, die am geübtesten darin waren, sich unwahrscheinliche Dinge einzureden, nur, damit sie sich besser fühlten.
Als sie nach langem Marsch immer weiter und höher in die Berge hinein gelangt, das Wrack ihres Schiffes endlich gefunden und zum ersten Mal gesehen hatten, war ohrenbetäubender Jubel durch die verbliebenen Reihen der Männern und Frauen der *USS Shenandoah* gebrandet. Sie hatten applaudiert, einander auf die Schultern geklopft, und waren sich in die Arme gefallen, als hätten sie das schlimmste endlich überstanden. Manche hatten auch geweint. Keiner legte das demjenigen als Schwäche aus. Nach all den Rückschlägen, die sie in den vergangenen Tagen erlitten hatten, nach all den Verlusten, die zu beklagen waren – sowohl an Material, als auch an Leben, war der Anblick eines einigermaßen intakt gebliebenen Wracks, fast schon zu viel Glück für manche.

Die Stimmung unter den Gestrandeten war auch eine Stunde nach der Entdeckung der *Shenandoah* noch gut. Auf der Anhöhe, mit stetem Blick in den Bergkessel hinab, machten die Leute lange Rast und frühstückten gemütlich – sie nahmen sich sogar die Zeit, aus den Notrationen mithilfe der verbliebenen

Phaserenergie eine *warme* Mahlzeit zuzubereiten.
Eilig hatten sie es nun nicht mehr, zumal sich nun, nachdem das Adrenalin langsam versiebte, die Anstrengung der letzten Tage ihren Tribut zollte. Die Leute stöhnten und bewegten sich wie Zombies vor lauter Muskelkater. Außerdem konnte sie Beliar, der Anführer des Tarkon Kinjal-Clans, der Jagd auf sie machte, an diesem Ort nicht mehr erreichen. Vor seinen todbringenden Mörsern waren sie schon seit einer ganzen Weile sicher – bis hierher schossen sie nicht. Auch mit seinen Jagdmaschinen war nicht zu rechnen – zumindest vorerst. Und die schreckliche Ungewissheit, die sie so lange gequält und bis hierhin und an den Rand des Nervenzusammenbruchs getrieben hatte, war zu guter Letzt fort. Nun, wo die *Shenandoah* in greifbarer Nähe lag, und unter ihrem wachsamen Blick kaum einfach verschwinden konnte, genehmigte man sich eine längst überfällige Pause. Die Leute aalten sich in der fröhlichen Morgensonne und manche spielten sogar mit Judy, die verblüfft war, über diese unerwartete und unerhoffte Aufmerksamkeit.
Einzig Ramina war aufgewühlt, nervöser als je zuvor. Sie legte ihr Gewehr nicht ein einziges Mal beiseite, und sah sich ständig um, als erwartete sie einen feindlichen Überfall von Beliars Truppen, wie den, den sie vergangene Nacht erlebt hatten. Auch Allan D'Agostas Freude war verhaltener, aber aus einem anderen Grund. Er wollte sich nicht noch einmal in falsche Hoffnungen wiegen und die Realität dadurch ausblenden – Das war ihm in den vergangenen Tagen zu oft passiert, und sie hatten jedes Mal teuer dafür bezahlen müssen. Er hatte daraus gelernt und wollte nicht, dass ihm die gleichen Fehler erneut wiederfuhren - auch wenn es ihm schwer fiel, sich von der guten Stimmung nicht mitreißen zu lassen. Und obwohl er selbst jetzt, im Augenblick der Freude, zur Wachsamkeit mahnte, gönnte er den anderen Gestrandeten, über die er aufgrund der Bosheit des

Universums das Kommando hatte, das kleine bisschen Seelenfrieden.
Er gönnte es seiner Tochter Judy.
Denn er wusste: das Schiff mochten sie endlich erreicht haben. Und vielleicht – auch wenn er kaum zu hoffen wagte – mochte sie sogar noch fliegen. Weg von diesem schrecklichen Ort...
... kamen sie aber vermutlich trotzdem nicht mehr.

Zwei Stunden später, begannen sie unter D'Agostas Führung mit dem mühsamen Abstieg von der Bergspitze hinab in den Talkessel.
Da die Westhänge der Berge steil abfielen, und unpassierbar waren, und die Osthänge sich als zu heiß zum Klettern erwiesen, suchten sie einen anderen Weg – und fanden schließlich mehr durch Zufall und Glück denn durch Können, einen kleinen wettergewaschenen Pfad, der sie im vorsichtigen Gänsemarsch etwa dreihundert Meter weit hinabbrachte. D'Agosta ging voran. Er hatte sich Shannyns Rucksack um die Schultern geworfen, da Shannyn Judy huckepack trug – die Felsen waren auch hier sehr heiß. Beim normalen Marsch war das kein Problem, aber es gab ein paar knifflige Stellen auf dem Weg nach unten, an denen sie über Hänge und Hindernisse klettern und somit die Hände benutzen mussten.
Judy fühlte sich nicht besonders Wohl in ihrer Rolle als zusätzliche Last für Shannyn, aber andererseits beschwerte sie sich auch nicht zu stark darüber. Die Vorstellung sich an heißen Hängen die Hände zu verbrennen, war dann doch schlimmer, als auf Shannyns Hilfe angewiesen zu sein, auch wenn sie beides nicht besonders glücklich machte. Shannyn versicherte ihr mehrmals, es sei kein Problem. Aus ihrem Mund klang das

überzeugend, sowie überhaupt alles überzeugend klang, was Shannyn sagte - zumal sie auch noch eine geübte Bergsteigerin war, was sie vergangene Nacht eindrucksvoll bewiesen hatte. Aber Judy wusste auch, dass sogar Shannyn angeschlagen war. Die Frau hatte unfassbar viel durchgemacht, hatte sich praktisch im Alleingang Beliars Armee entgegengestellt, und jede Attacke auf die Gestrandeten mit äußerster Vehemenz zurückgeschlagen. Das hatte Spuren hinterlassen. Auch wenn sie es sich nicht anmerken ließ – weder durch Körpersprache, noch durch Mimik -, so entging Judy beispielsweise nicht, dass Shannyn ungewöhnlich still war. Stiller als üblich. Judy wusste nicht warum und hatte Angst zu fragen.
Der Pfad stellte sich als schwieriger zu bewältigen heraus, als zunächst angenommen, viele Stellen waren stark erodiert und schwer zu passieren. Die Gruppe kam nur langsam vorwärts. Der ganze Abstieg war mühsam. Eine kräftige Sonne krachte immer energischer herab und nach einer Weile war die Hitze unerträglich. Beißender Rauch stieg von den Hängen ab und brannte in ihren Nasen. Das Atmen tat irgendwann weh.
Gegen Mittag entdeckten sie auf halbem Weg eine ausladende und gut versteckte Höhle. Die Wände waren kohlig schwarz und warm, die Luft muffig, aber erträglich. Und vor allem war es im Innern angenehm kühl. Dort entsprang auch eine kleine Quelle, so dass sie wenigstens frisches Wasser zur Verfügung hatten, um die Verletzungen zu versorgen. Hier ließ es sich eine Weile aushalten.
D’Agosta gab den Befehl hier ein Basislager zu errichten.
Niemand erhob Einspruch.

Höhle

„Allan?“ Es war Hallie, die ihn rief. Sie kämpfte sich gerade an die Karawane an Sternenflotten-Offizieren zu ihm nach vorne zur Spitze der Gruppe vorbei. D’Agosta stand auf einem kleinen Felsplateau vor dem Höhleneingang und sah zum Schiff hinab. Hinter ihm drangen die Leute in die Höhle hineinein und legten dort stöhnend ihre Ausrüstung ab, um sich zu setzen, und ihre schmerzenden Füße zu entlasten.
Hallie folgte lächelnd D’Agostas Blick, als sie ihn erreichte. Da unten lag sie.
Die Shenandoah!
Sie hatten sie endlich gefunden. Endlich. Hallie konnte es noch immer nicht richtig fassen. Sie spürte deutlich, wie ihr Herz vor Aufregung schneller schlug, wann immer sie zum Schiff hinabsah. „Sieht richtig gut aus, nicht wahr? Was meinen sie?“
„Ja.“, antwortete D’Agosta mit Verzögerung, als traue er dem unerwartetem Glücksfall nicht so recht. „Sie... hat es gut weggesteckt.“
Es war das erste Positive, was ihnen seit dem Absturz überhaupt wiederfahren war.
„Ob sie noch fliegt?“, fragte Hallie begeistert. „Oh Mann. Vielleicht kommen wir ja doch noch von hier weg!“
D’Agosta ließ sich von der Euphorie der jungen Frau nicht anstecken. „Vielleicht.“, entgegnete er nur. Mehr sagte er nicht.
„Und was tun wir jetzt? Gehen wir direkt zu ihr runter?“
D’Agosta sah nachdenklich den Pfad hinauf. Die Leute trudelten

nur nach und nach ein. Die Karawane war während des Abstieges alarmierend auseinandergedehnt worden, der Abstand zwischen den Leuten war viel zu groß. D'Agosta schob es auf den langen Marsch zurück, den sie hinter sich hatten. Die Leute waren am Ende ihrer Kräfte, und so sahen sie auch aus. Eingefallene, ausgezehrte Gesichter, schmutzig und müde. Da halfen auch zwei Stunden Rast nicht viel. Aber er befürchtete auch, dass der Schwund an Wachsamkeit an der Entdeckung der *Shenandoah* lag. Sie wurden nachlässig. Zu nachlässig für seinen Geschmack.

D'Agosta schüttelte den Kopf. Dann deutete er zur Höhle. Die Sonne schien direkt hinein, es gab also genug Sonnenlicht für die wenigen, übriggebliebenen Solarzellen der spärlichen Ausrüstung. Außerdem waren sie hier sicher vor der Entdeckung durch die Tarkon. „Erst einmal schlagen wir hier unser Basislager auf, und ruhen aus, Hallie. Und dann sehen wir uns da unten um."

„Okay.", entgegnete Hallie. „Kling gut."

Sie standen einen Moment lang in der heißen Morgenluft. Hier, inmitten der Berge, herrschte eine merkwürdige Stille. Nur Insekten summten, hin und wieder kreischte auch ein Vogel in der Ferne. Hätte Ramina ihn vorhin nicht auf die Anwesenheit der Gredor aufmerksam gemacht – D'Agosta hätte sie nicht bemerkt. Und er tat sich auch jetzt, wo er von ihnen wusste, schwer, sie an den Bergspitzen gegenüber des Tals zu erkennen. Kleine Schatten, die zwischen den Felsen herumhuschten und sich große Mühe gaben, nicht entdeckt zu werden.

Hallie schien sie ebenfalls nicht zu bemerken und auch den anderen entging die Gegenwart der Fremden. D'Agosta hatte niemanden informiert. Er wollte die Leute nicht unnötig beunruhigen und ihnen die Hoffnung nehmen. In der Höhle waren sie immerhin vorerst sicher, der Eingang war gut zu

verteidigen.
Den Grund für die Gegenwart der Gredor kannte er nicht. Vielleicht waren sie neugierig, und wollten einfach nur in Erfahrung bringen, was das für Neuankömmlinge in ihrer Welt waren, und was sie von ihnen zu erwarten, vielleicht sogar zu befürchten hatten. Denn aus Sicht der Gredor waren es die Gestrandeten, die fremd in dieser, ihrer Welt waren, die ihnen bereits zuvor schon einmal von anderen Eindringlingen weggenommen worden war.
D'Agosta erinnerte sich an Athols Worte. Er hatte erzählt, die Gredor seien einst die Einheimischen und einzigen Bewohner dieses Mondes gewesen. Man wisse nicht sehr viel über sie, weil sich nie jemand die Mühe gemacht hätte, sie näher zu erforschen. Eine Kommunikation sei nie zustande gekommen. Vermutlich hatten sie friedlich vor sich hingelebt, so stellte es sich D'Agosta vor, ein einfaches, sehr junges Volk, gerade erst im Begriff sich irgendwann einmal zu einer Kultur zu entwickeln, die möglicherweise sogar eines Tages nach den Sternen greifen, und sich der großen Föderations-Familie dort oben anschließen würde.
Doch dann seien eines Tages die Tarkon in großer Schar hier eingefallen, so hatte Athol berichtet, um ihre Flaggen zu hissen, und sofort danach ihre Erzraffinerien und Festungen aufzubauen. Alles nur, um den Mond seiner reichhaltigen Bodenschätze zu berauben, welche die Tarkon für ihre unsinnigen Clankriege in der Heimat benötigten. Die Gredor waren laut Athol von ihnen abgeschlachtet und fast vollständig ausgerottet worden. Heute waren sie nur noch wenige, befanden sich dauernd auf der Flucht, und lebten wie Tiere. Ob sie sich dessen bewusst waren, was man ihnen genommen, welche evolutionäre Entwicklung und Zukunft man ihrer Spezies dadurch verweigert hatte? Ahnten sie etwas, von ihrem Schicksal, das, wie es aussah, auf

ein grundloses Aussterben ihrer ganzen Art hinauslief?
Wie musste sich so etwas anfühlen? D'Agosta erinnerte sich noch sehr lebendig, an die Verzweiflung, die sie alle empfunden hatten, als der Dominion-Krieg für die Föderation äußerst schlecht verlaufen war, eine Welt nach der anderen an den Feind fiel, und eine totale Niederlage für eine schrecklich lange Zeit unabwendbar schien. Er hatte fürchterliche Angst gehabt, sich hilflos und verzweifelt gefühlt.
Kein Wunder also, dass die Gredor wissen wollten, was von den neuen Eindringlingen zu halten war, wie viel Tod sie diesmal über ihr Volk bringen würden. Womöglich hatten sie mehr Angst vor den Sternenflottenoffizieren, als es umgekehrt der Fall war. Sie konnten ja nicht ahnen, dass sie den Gredor nichts tun wollten.
Aber wir haben ihnen ja auch keinen Grund gegeben, uns zu trauen, dachte D'Agosta bitter.
Immerhin hatten sie die Gredor schon einmal verscheucht, mit dem Leuchtfeuer, in der zweiten Nacht nach ihrem Absturz. Es kam ihm vor, als läge das alles Jahre zurück. Dabei waren erst ein paar Tage seither vergangen.
Es war kein guter Start für die Basis einer möglichen Freundschaft gewesen. Und es war seine Schuld. D'Agosta hatte in jener Nacht übereilt zugestimmt, das Leuchtfeuer auszulösen, um die Gredor zu vertreiben. Sie waren einfach aufgetaucht, mitten in der Nacht, um das ganze Lager herum, und hatten sie beobachtet... und eingeschüchtert. Die Sternenflottenoffiziere waren schnell nervös geworden, hatten es mit der Angst zu tun bekommen. Und er auch. Was waren das für Wesen, hatten sie sich gefragt. Was wollten sie? Warum stehen die da nur rum? Warum tut denn keiner was? Er hatte etwas getan. Oder eher gesagt: er hatte sich von den übereifrigen Sicherheitsoffizieren dazu drängen lassen, etwas zu tun. Heute fühlte er sich schlecht

deswegen. Das Leuchtfeuer musste die Gredor fürchterlich erschrocken haben, so wie sich auch ein Urzeitmensch fürchterlich erschrecken würde, wenn er das erste Mal ein Raumschiff sah.
Es war eine Fehlentscheidung unter vielen gewesen, eine, mit der D'Agosta vielleicht die einzige Chance auf Kommunikation und Frieden mit diesen Wesen zerstört hatte. Nun musste er mit den Konsequenzen leben, und die waren hier, heute, an den Bergspitzen, kaum zu sehen, und doch gegenwärtig.
Das alles würde zumindest das Versteckspiel der Gredor erklären. Aber vielleicht waren sie ja auch nur zufällig hier in den Bergen.
Nur irgendwie... glaubte D'Agosta selbst nicht daran. Er hatte das Gefühl, dass die Sache noch lange nicht ausgestanden war -, und dass eine Konfrontation mit den Gredor als nächstes auf der langen Liste der Herausforderungen stand, mit denen man sie hier auf diesem gottverdammten Mond ständig konfrontierte. Er hoffte nur, dass er diesmal keinen Fehler machen würde. Einen Moment lang dachte er ernsthaft darüber nach, ob es klug wäre, der Sache eine zweite Chance zu geben, und mit einer kleinen Gruppe zu den Gredor zu gehen, um eine Verständigung und Einigung anzustreben.
Besser jetzt als nie.
Aber nach der Sache mit Beliar, wo er genau dasselbe vorgehabt hatte – nämlich einen friedlichen Dialog zu starten -, was fürchterlich schief gegangen war, und alles nur noch schlimmer gemacht hatte, verwarf er diese Idee schnell wieder. Shannyn würde ihm vermutlich nicht zustimmen, und sagen „Sie müssen es ja doch machen, also machen sie es gleich, und machen sie es richtig."
Aber er war einfach nicht in der Stimmung, und beschloss, der Sache vorerst lieber aus dem Weg zu gehen, wenigstens so

lange, bis er Zeit hatte sich etwas kluges zu überlegen. Nur ein bisschen Zeit. Das ist alles. Mehr brauchten sie nicht.
„Wir sehen uns zuerst mal die Sheandoah an.“ , beschloss er nach einer Weile. „Und prüfen, ob wir dort in Sicherheit sind – wenigstens für eine Weile. Ich will aber zunächst nur mit einem kleinen Team runtergehen. Ein Erkundungstrupp sozusagen. Sicher ist sicher.“ Dann warf er Hallie einen Seitenblick zu. „Hätten sie Interesse an einem Ausflug, Hallie?“
Hallie strahlte. „Nichts, was ich lieber täte.“
„Was macht das Bein?“
„Das ist durch die halbe Ebene und anschließend durch die Berge marschiert“, versicherte sie „und macht nun auf den letzten paar Metern ganz sicher nicht mehr schlapp.“
D’Agosta nickte. „Dann packen sie die Ausrüstung.“
„Geht klar, Allan!“ Hallie wandte sich ab und ging in die Höhle. D’Agosta blieb noch einen Moment lang draußen, und blickte nachdenklich zu den Bergen hinauf.
Irgendwie hatte er ein ungutes Gefühl.
Dann ging auch er in die Höhle und ließ seine Sorgen draußen zurück.

„Und?“, fragte Dorak auf dem Bergpfad. „Was tun die?“ Er schirmte mit der linken Hand seine zusammengekniffenen Augen vor der kräftigen Morgensonne ab und sah zur Bergwand gegenüber. Hinter ihm folgten die Offiziere weiter im Gänsemarsch dem Weg nach unten, keuchten und schwitzten. Dennoch war die Stimmung gut. Sie waren viel zu glücklich und erleichtert, als den Gestalten auf den Bergkämmen großartig Beachtung zu schenken. Keiner bemerkte sie. Stattdessen folgten die Leute dem Pfad hinab und verschwanden nach und nach in

der Höhle.
„Stehen einfach nur da, richtig?“
Ramina, die neben dem Cardassianer kauerte, sagte nichts. Sie betrachtete stumm die Schatten in den Bergen. Wenn man nicht wusste, worauf man zu achten hatte, entgingen sie einem leicht.
„Oder lauern die?“, fragte Dorak weiter. „Auf uns möglicherweise?“
In seinem Gesicht zeigte sich ein enervierendes Lächeln. Er spielte ein Spiel mit ihr. Ein Spiel, das Ramina allmählich leid war. „Sie leben, Dorak.“, raunte sie mit mahlendem Kiefer, ohne den Blick von den Berghängen abzuwenden. „Sie leben, weil *ich* ihnen das Leben gerettet habe. Das Leben eines miesen kleinen cardassianischen Gauners. Bekomme ich ein Dankeschön? Nein. Alles, was sie tun, ist mich zu nerven.“
„Nicht ich bin es, der an ihren Nerven zehrt, meine Liebe. Das muss ich auch gar nicht. Das tut schon etwas völlig anderes.“
„Zum Beispiel?“ Sie schnaubte. „Mein Gewissen vielleicht?“
Er lächelte süffisant. „Haben sie denn eines?“
Sie feuerte ihm einen hasserfüllten Blick entgegen und erhob sich. „Halten sie den Mund, Dorak! Halten sie einfach den Mund und lassen sie mich in Ruhe!“
Damit wandte sie sich ab und trat ebenfalls den Pfad herunter. Das Gewehr in ihren Händen umklammerte sie fester.

--
Rückblende.
--

Höhle

Ausrüstungsoffizier Lieutenant Alex Penkala war guter Laune. Endlich waren sie außer Reichweite der Tarkon-Mörser und hatten die erstaunlich gut erhaltene Shenandoah gefunden. Ein kleines Team machte sich gerade bereit, um das Schiff nach seiner Flugtauglichkeit zu überprüfen, während der Rest in der Höhle zu einer dringend benötigten Rast ansetzte. Erst musste aber ihre verbliebene Ausrüstung hereingebracht und sortiert werden, damit die Mitglieder des Teams nicht unvorbereitet zum Wrack heruntergingen.

Obwohl er müde war, und wirklich *jeder* einzelne Muskel in seinem Körper unheimlich schmerzte, fühlte sich Penkala gut; er war sogar in der Stimmung, sich mit dem brummigen Ingenieur Gordon abzugeben, um die Ausrüstung zu verstauen. Sie trugen gerade eine Kiste mit Lebensmitteln in die Höhle. Sie war schwer und groß und der unhandliche Griff rutschte ihm dauernd weg. Aber irgendwie ging es schon.

„Was meinen sie.“, fragte er den Ingenieur, während sie die Kiste an die Wand zu den anderen bugsierten. „Wird das Schiff noch fliegen?“

„Würde nicht drauf wetten.“

„Ist so etwas überhaupt schon mal versucht worden? Ein Schiff dieser Klasse Notzulanden, meine ich.“

Gordon schüttelte den Kopf. „Nicht, dass ich wüsste. Dieser Schiffstyp ist auch nicht für solche Sperenzchen konstruiert worden. Keine Landefüße. Keine Bodenaufschlagsoptionen im

Hauptcomputer. Atmosphärenflüge waren nie vorgesehen. Die Struktur hält das nicht aus. Sie würde noch vor der Landung unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Man hat es durchgerechnet. Dreißig komplette Simulationen. Sind alle verheerend ausgegangen. Allein der gesunde Menschenverstand sagt einem schon, dass die ganze Konstruktion kaum in der Lage ist einen abfallenden Orbit und den Eintritt in die Atmosphäre eines Planeten oder Mondes zu überstehen.“
„Aber sie hat es überstanden.“
Gordon nickte, packte den Griff einer weiteren Kiste und bedeutete Penkala, ihm beim Schleppen zu helfen. „So viel zum gesunden Menschenverstand.“, sagte er. „Die Simulationen sind eben nur das: Simulationen. Sie berücksichtigen eine ganze Menge, aber es gibt in der Realität immer bestimmte Faktoren, die vorher nicht bedacht werden können, die sich aber ganz entscheidend, manchmal verheerend auf das Endergebnis auswirken. Wie Kontaktmaterial, Luftdichte, Feuchtigkeit und Temperatur. Solche Dinge eben. Der Schmetterlingseffekt. Sie wissen schon. Wenn diese Werte günstig waren, das strukturelle Integritätsfeld, das Trägheitsdämpfungssystem und die Deflektoren während des Absturzes einigermaßen funktionierten, hat das schon sehr geholfen, um die Kräfte, die bei so einem Aufschlag wirken, zu verringern. Hier kamen offenbar eine ganze Menge günstiger Faktoren zusammen. So würden wir Ingenieure es jedenfalls benennen.“
„Und wie würden es andere benennen?“
Gordon sah ihn kurz an. „Glück.“
Irgendwie gelang es ihnen endlich die Kiste in eine Position zu rücken, von der aus sie nicht mehr verrutschte. Gordon öffnete sie und suchte nach den Tricordern. „Sollten die Scanner nicht hier drin sein?“
„Doch, eigentlich schon.“, antwortete Penkala.

Gordon öffnete eine andere, ähnlich geschaffene Kiste, fand die kleinen Geräte aber auch dort nicht. Stattdessen lagen nur Energiemagazine für die Gewehre darin. Jedes war fast leer, bot nur noch genug Energie für drei oder vier Schuss. Gordon, drehte sich auf dem Absatz herum und eilte kopfschüttelnd und nach seinem Sozius Jerry rufend fort. Penkala sah ihm kurz nach und fragte sich, wie man mit einer Hektik, wie Gordon sie an den Tag legte, überhaupt so alt werden konnte.
Er ließ seinen Blick durch die Höhle schweifen, in der sich erschöpfte Offiziere drängten und einen Platz zum Ausruhen suchten. Manche schliefen bereits an der Wand gelehnt und schnarchten. Andere hatten sich in kleine Gruppen zusammengesetzt und murmelten.
Zwischen all dem Gewirr erspähte Penkala, wie der bewusstlose Athol in eine Nebenhöhle getragen wurde, die Judy gerade mit Decken und Jacken ausstaffierte. Fünf kräftige Männer waren nötig, um den Hünen überhaupt zu heben. Roe dirigierte sie vorsichtig hinein und hielt dabei Athols Kopf stabil.
Penkala erinnerte sich an den schlimmen Zustand des Amphion. Was hatte Gordon vorhin gesagt? Glück? Für einen Moment lang war seine Stimmung getrübt. Sie hatten nicht alle so viel Glück gehabt.
Jemand hinter ihm fragte: „Haben sie endlich gefunden, wonach sie suchen?“
Penkala musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, wer gesprochen hatte. Ramina betrat gerade die Höhle. Sie hatte die Nachhut gebildet und wollte gleich wieder nach draußen.
„Nein, nicht ganz“, antwortete Penkala, ohne den Blick von Athol abzuwenden. „Ist alles durcheinander. In der Eile sind viele Ausrüstungsgegenstände in die falschen Kisten gekommen. Gordon geht gerade die Tricorder suchen. Den Rest haben wir aber ausfindig gemacht.“

Ramina nickte stumm.
Penkala sagte: „Ich glaube in zehn Minuten will die Erkundungsgruppe zum Wrack aufbrechen. Bis dahin haben wir alles zusammen.“
„Ich weiß.“, schnaubte sie. „Sollen die nur runtergehen. Da sind sie alleine und leicht angreifbar.“
Nun sah er sie stirnrunzelnd an. „Sie gehen nicht?“
„Nein.“
„Warum nicht?“
„Ich denke, das habe ich gerade beantwortet.“
„Hm.“
Penkala sah wieder zu Athol und schwieg.
Sie folgte seinem Blick. „Kommt er durch?“ Es klangt nicht, als würde es sie sonderlich interessieren.
„Keine Ahnung.“
„Roe weiß es noch nicht?“
„*Ich* weiß es noch nicht.“ Er schüttelte den Kopf. „Und ich bin mir nicht sicher, ob ich es wissen *will*. Wir haben schon viel zu viele...“ Er beendete den Satz nicht. Stattdessen seufzte er schwer und schüttelte einfach den Kopf.
Im Gegensatz zu ihm verspürte Ramina offenbar keinen Wunsch, das Gespräch fortzusetzen. Sie trat an ihm vorbei und holte ein Energiemagazin für ihr Gewehr aus der Kiste, die Gordon offen stehen gelassen hatte, um es zu prüfen. Die Anzeige der Waffe stellte sie nicht zufrieden, also versuchte sie das nächste Magazin. Ihre Handgriffe waren flink, geübt. Eine Soldatin.
Er sah ihr eine Weile beklommen zu. Schließlich jedoch hielt er es nicht mehr aus. „Empfinden sie dabei denn *gar* nichts?“
„Wobei?“
„Athol liegt da drüben im Sterben.“
„Nein.“, sagte sie beiläufig, während sie ein weiteres Magazin in

den Gewehrlauf steckte und die Anzeigen prüfte. „Macht mir nichts aus.“ Sie warf ihm einen kurzen Seitenblick zu. „Sollte es?“

Er schnaubte. Immer das gleiche. Mit Ramina zu reden war jedes Mal furchtbar. Warum fing er überhaupt ständig damit an? Warum versuchte er nur ein vernünftiges Gespräch mit ihr zu führen, versuchte etwas menschliches in ihrer abweisenden Art zu entdecken? Etwas... liebenswürdiges. Es war unmöglich. Da war nichts liebenswürdiges. Alles, was Ramina ausmachte, war das, was man sah: Eine kaltschnäuzige, von allem unberührte junge Frau, optisch hübsch und reizvoll, aber innerlich kalt und seelenlos.

Sie hatte ihm erst vergangene Nacht eine Predigt nach der anderen gehalten, hatte vom Recht des Stärkeren und dergleichen geschwafelt. Und es wurmte ihn. Es wurmte ihn, dass sie *recht* zu haben schien. Das war das allerschlimmste. Er wollte nicht, dass sie recht hatte. Ihre Ansichten passten nicht zu seinen. Sie zerstörten sein ganzes Weltbild. Und sein Weltbild war das einzige, was ihn davon abhalten konnte, so unausstehlich zu werden, wie sie es war, so gleichgültig. Wenn ihn das Glück verlassen sollte, das ihm bisher hold gewesen war, wenn er starb, so stellte er sich vor, würde sie vermutlich nur mit den Schultern zucken.

>Penkala ist tot?<, würde sie uninteressiert fragen. >Und wenn schon.<

Aus irgendeinem Grunde konnte er den Gedanken nicht ertragen. Er hatte Angst. Er wollte nicht sterben. Und es gab keine Garantie, dass es ihn früher oder später nicht genauso erwischen würde, wie seinen Freund Dike. Aber noch viel weniger wollte er in Vergessenheit geraten. Er wollte vermisst werden, furchtbar vermisst. Selbst von ihr. Aus einem irrationalen Impuls heraus, wollte er Ramina ums Verrecken

dazu bringen, ihn zu mögen.
„Oh, entschuldigen sie.“, höhnte er. „Ich habe vergessen, dass ich mit Ramina der Gleichgültigen rede.“
„Ja, ganz offensichtlich.“
Penkala platzte der Kragen. Er fuhr sie wütend an. „Wissen sie was, Ramina? Sie schneiden sich nur ins eigene Fleisch. Sie halten sich für so tapfer, mit ihrem schnittigen Gewehr in der Hand, für so erfahren und jedem überlegen mit ihren kleinen grimmigen Reden. Aber das ist alles nur Fassade. Ich weiß das. Ich spüre das.“
Sie sah ihn spöttisch an, um seine Worte in den Dreck zu ziehen. „Haben sie jetzt zum Psychologen umgeschult, Penkala?“
Er ging nicht darauf ein. „Sie haben mir neulich etwas vom Überlebensinstinkt erzählt, wissen sie noch? Dieser eine kleine Trieb, der seit dem Anbeginn der Zeit in unser aller Genom steckt, seit unsere Vorfahren in ihren Höhlen hausten, ähnlich wie dieser hier, in Gruppen zusammengepfercht, sich fürchtend vor den Biestern, die in der Dunkelheit lauern. Die Notwendigkeit zu essen, sich fortzupflanzen, zu kämpfen, oder zu rennen... all das kommt von diesem einen Instinkt. Das ist doch ihre Meinung, nicht wahr? Das ist es, was sie ständig predigen. Und genau hier liegt ihr Denkfehler.“ Penkala trat einen Schritt auf sie zu. Ihre Nasenspitzen berührten sich fast. „Ist ihnen schon mal in den Sinn gekommen, dass genau dieser Instinkt auch unsere Stärke ist? Er ist der Grund, warum wir in der Gruppe bleiben. Warum wir zusammenhalten. Warum wir einander helfen müssen. Weil so die Chance zu überleben größer ist. Sie mögen vielleicht denken, dass sie auf sich alleingestellt überleben können. Es ist ihnen bisher gelungen. Und vielleicht gelingt es ihnen sogar noch eine ganze Zeitlang. Aber irgendwann... werden sie aus der Kälte kommen müssen. Und dann sollten sie hoffen, dass noch jemand da ist, der bereit ist sie

aufzunehmen, und dass sie noch nicht jeden mit ihrer Scheißart vergrault haben!“
Sie sah ihn noch immer mit gehobenen Brauen an, beinahe amüsiert. „Sind sie jetzt fertig?“
„Nah!“ Er winkte wütend ab und schickte sich an, möglichst theatralisch davonzustapfen.
„Sie haben doch nur selber Angst.“, sagte Ramina kühl und gerade so laut, dass er es noch hören konnte.
Penkala blieb stehen, wandte sich aber nicht mehr zu ihr um. „Ja.“, sagte er über die Schulter. „Ja, das habe ich. Große Angst sogar. So wie jeder hier große Angst hat. Ich bin wenigstens so mutig mir das einzugestehen. Das verbindet mich mit den anderen. Was verbindet *sie* schon mit uns, hm?“
Ohne auf eine Antwort zu warten, ging er fort und verschwand in der Menge, während Ramina einen vernichtenden Blick hinterher warf.

Judy musste Athol beim Umdrehen helfen, damit Sanitäter Roe ihm das Betäubungsmittel injizieren konnte. Athol seufzte und sank zurück. Der Hüne schien von Minute zu Minute schwächer zu werden.
Sie hatten die Amphion in eine kleine Seitenhöhle – nicht mehr als eine bessere Nische - gebracht und sie behelfsmäßig mit staubigen Uniformjacken ausgelegt, damit die Amphion nicht auf dem kalten Stein liegen mussten. Vielmehr stand momentan auch nicht in ihrer Macht.
Der Großteil ihrer Ausrüstung war zerstört, oder zurückgelassen worden. Der kümmerliche Rest in Form einiger Kisten und Taschen wurde gerade von den anderen in die Höhle getragen und dort sortiert. Medizinisches Gerät war aber leider keines

dabei, soviel stand fest.
„Okay.“, sagte Roe über Athol gebeugt. „Das war’s. Mehr können wir im Moment nicht für ihn tun, Judy.“ Er steckte den Injektor zurück in seine Tasche, lehnte sich anschließend an die nackte Felswand und gestattete sich zum ersten Mal seit einer halben Ewigkeit einen Moment der Ruhe. Beginnend bei den Zehen, bis hinauf in die Waden, verspürte er ein Pulsieren, das dem eines Warpkerns in nichts nachstand. Es war ein langer Marsch gewesen. Lang und beschwerlich. Selbst für ihn, der er im xenexianischen Ödland aufgewachsen und solche Belastungen gewohnt war.
Judy fragte: „Wird Athol es schaffen?“
Roe zog die Beine an. Er beschloss ehrlich zu sein. „Ich bin mir nicht sicher.“, gestand er. „Er ist immer noch fiebrig. Ich weiß nicht genau was er hat, aber es kann nichts großartiges sein. Es gibt sicher eine Behandlung, ein leicht zu synthetisierendes Heilmittel. Eigentlich ist sein Leiden leicht heilbar, davon bin ich überzeugt. Aber hier draußen, ohne Medizin und Ausrüstung kann ich leider nicht viel tun. Es tut mir leid. Ich kann ja nicht einmal eine vernünftige Diagnose stellen. Und ohne eine Diagnose... ohne unsere Geräte...“ Er schüttelte den Kopf. „Ehrlich, Judy. Es tut mir sehr leid.“
Judy nickte langsam. Die Besorgnis um ihren Freund war ihr deutlich anzusehen, aber sie hatte auch Verständnis für die Hilflosigkeit des Sanitäters. Deswegen bohrte sie jetzt auch nicht weiter nach, glaubte Roe. Ihn traf keine Schuld und das wusste sie. Er tat sein bestes. Roe wünschte nur, er hätte selbst so überzeugt davon sein können.
„Schon okay.“, sagte Judy nach einer Weile.
Roe langte zu ihr herüber und legte ihr einfühlsam eine Hand auf die Schulter. „Mach dir keine Sorgen. Wir haben die *Shenandoah* fast erreicht. Vielleicht finden wir dort in der

Krankenstation etwas, das Athol helfen wird. Vielleicht funktionieren die Geräte noch. Ein intakter medizinischer Tricorder ist alles, was ich brauche. Athol muss nur noch ein bisschen durchhalten, das ist alles.“
Judy nickte erneut. „Okay.“
Roe lehnte sich wieder zurück. Er blieb noch einige Momente sitzen, genoss das Verschnaufen. Beide schwiegen. Dann hörte er Judys Magen grollen. Wie lange war es her, dass sie etwas gegessen hatte? Wie lange war es her, dass er selbst etwas gegessen hatte? Er konnte sich beim besten Willen nicht dran erinnern. Ein furchtbarer Gedanke. Er wusste nicht einmal mehr, wann er einem so selbstverständlichen, körperlichen Bedürfnis nachgegangen war. Vorhin bei der Rast war er jedenfalls nicht dazu gekommen. Und Judy hatte er auch nicht etwas essen gesehen.
Roe schlug sich auf die Oberschenkel und erhob sich ächzend. Ihm taten sämtliche Glieder weh, aber er spürte es erst jetzt so richtig. „Ich hole uns beiden mal was zu essen. Passt du auf ihn auf?“
„Klar.“
„Einfach rufen, wenn sich sein Zustand verändert.“
„Klar.“
„Gut, dann... Äh... Was magst du denn?“
„Ist egal.“, erwiderte Judy leise. „Die Auswahl wird eh nicht groß sein.“
„Hm.“, macht Roe. „Stimmt wohl.“ Es war kein Geheimnis, dass sie nicht mehr viele Notrationen hatten. Ein Grund mehr, weshalb sie es sich nicht leisten konnten, Athol zu verlieren. Er war das verbindende Glied von der Sternenflotte zum Rest seines Volkes. Ohne ihn würde der Kontakt zu seinen Begleitern vielleicht einfrieren. Möglicherweise würden sie ihnen einfach den Rücken kehren, weil sie es als zu gefährlich einstufen

würden, den Gestrandeten zu helfen. Aber sie brauchten die Amphion. Sie waren die einzigen, die sich mit der hiesigen Flora und Fauna auskannten, und somit Nahrung besorgen konnten. Was sie zubereiteten mochte nicht besonders genießbar sein, zugegeben, aber zumindest war es nicht giftig. Ohne ihre Hilfe würde es schwer werden, nicht noch mehr Leute zu verlieren, an so etwas simplen, wie Lebensmittelvergiftungen.
Roe zögerte einen Moment, wollte noch irgendetwas sagen, etwas, das dem Mädchen Mut machte, aber ihm fiel nicht das geringste ein und er wollte sie nicht belügen. Sie würde ihn ohnehin durchschauen. Judy wusste trotz ihres jungen Alters von nur vierzehn Jahren sehr gut, was vor sich ging und wie schlecht es um die Amphion stand.
Um sie alle.
Also trat Roe ohne ein weiteres Wort aus der Seitenhöhle hinaus und lies Judy alleine. Er kam nicht weit, da Alex Penkala ihn nach nur wenigen Metern abfing und den Sanitäter am Arm festhielt. Roe sah den Frachtoffizier fragend an. Er ging sofort davon aus, dass es einen erneuten Notfall gegeben hatte. „Stimmt was nicht?“
Penkala nickte Richtung Athol: „Wie geht’s ihm?“
„Er hält sich tapfer.“, entgegnete Roe. „Ein bisschen deliriös.“
„Okay, gut.“ Penkala senkte die Stimme. „Und jetzt bitte die Wahrheit, Roe.“
Der Sanitäter seufzte. Er warf einen Blick über die Schulter, versicherte sich dann, dass Judy nicht zu ihnen herübersah und begann ebenfalls zu flüstern. „Wir brauchen dringend medizinische Ausrüstung, vor allem Diagnosegeräte. Und Arzneien. Mir gehen die Schmerzmittel aus. Ich habe nur noch zwei Hyposprays mit einem geringen Sedativum und die Phiolen sind nicht mal voll.“ Er sah sich konspirativ um. „Wenn die anderen davon erfahren...“

Mehr musste er gar nicht sagen.
„Ist es denn wahr, Roe? Dass sie glauben in der *Shenandoah* etwas zu finden, was dem Amphion helfen kann?“
„Nun, ich bin nicht sicher. Das hängt vom Zustand der Krankenstation ab. Wenn die Trägheitsabsorber versagt haben, dürfte das meiste der Ausrüstung zerstört worden sein. Andererseits macht die *Shenandoah* einen guten Eindruck – zumindest den Umständen entsprechend. Sieht nicht so aus, als hätten die Notsysteme versagt. So oder so: Das Schiff ist unsere einzige Hoffnung.“
Penkala überlegte nicht lange. „Wir beide machen folgendes: Sie versuchen den Großen da so lange wie möglich am Leben zu halten und ich gehe mit den anderen zum Wrack hinab. Dann kann ich gleich die Krankenstation durchsuchen und nachsehen, ob da unten alles in Ordnung ist. In den Lagerstätten müssten Anti-Gravitations-Schlitten liegen, mit denen könnten wir die Verletzten über das Wasser transportieren. Ich versuche ein paar zu besorgen und ans Laufen zu kriegen.“
„Sind sie sicher, dass sie das tun wollen? Nach allem was ich so gehört habe, könnten die Gredor dort unten lauern.“
Penkala machte eine wegwerfende Geste. „Ob die uns da unten schnappen, oder später hier oben. Spielt doch wirklich keine Rolle, oder?“
„Sie sind seit Stunden auf den Beinen, Penkala.“
„Sie auch, Sani. Sie auch.“
„Ja, aber ich bin aufgrund meiner Herkunft an solches Gelände gewöhnt. Sie hingegen...“
Penkala setzte ein müdes Lächeln auf. „Ich mach das schon.“
Roe nickte nur. Er wusste, der Ausrüstungsoffizier hatte seine Entscheidung getroffen. „Danke.“, sagte Roe. „Wirklich.“
„Kein Problem.“
Einen Moment lang standen sie sich einfach nur gegenüber und

keiner wusste so recht, was er sagen sollte. Sie hatten viel durchgemacht, vor allem vergangene Nacht. Roe hatte jemanden verloren, der ihm nahe stand – oder eher gesagt: der im *Begriff* gewesen war, ihm nahe zustehen. Penkala hatte am Tag zuvor seinen Freund Dike verloren. Die beiden hatten sich seit Jahren gekannt. Sie galten immer als unzertrennlich. Wenn der eine erschien, war der andere meist nie fern gewesen.

Jeder von den Gestrandeten hatte jemanden zu betrauern, der ihm wichtig war. Das machte ihnen auf unangenehme Weise schmerzlich bewusst, wie verwundbar sie eigentlich waren, wie... sterblich. Niemand besaß eine Garantie die nächsten Minuten zu überleben. Es gab in dieser Geschichte keine kugelfesten Helden, keine entbehrlichen Nebenfiguren, die an ihrer Stelle ins Gras bissen und von niemandem vermisst werden würden.

Sie waren alle gleich. Sie waren alle zerbrechlich und über jedem einzelnen drohte ein tödliches Damoklesschwert, das jeden Moment fallen mochte. Man konnte nie wissen, wen es als nächstes erwischte, wann es geschah, und ob es schmerzhaft sein würde.

Da war nur dieses beschämende Gefühl der Erleichterung, wenn es jemand anderen erwischt hatte - ein Gefühl, mit dem sich niemand näher befassen, geschweige denn darüber reden wollte. Es war unzivilisiert und falsch und dennoch war es allgegenwärtig, nagend und bohrend.

Sie hatten bereits Leute bei dieser unfreiwilligen Expedition über die fremde Landschaft verloren, die sich einfach nur ein paar Meter vom Rest der Gruppe entfernt hatten, um Urin zu lassen. Und nun würde Penkala in den Bauch eines halb im Wasser versunkenen Sternenflotten-Schiffes herabsteigen, in dem alle möglichen Gefahren lauern mochten. Vielleicht würden sie sich – er und Roe – nie wieder sehen.

Es war nicht so, dass sie sich bisher besonders nahe gestanden hatten. Aber sie waren nur noch wenige und die Ereignisse sorgten für ein merkwürdiges Gefühl der Verbundenheit – selbst zu Personen, die man vor wenigen Tagen kaum gekannt hatte und denen man höchstens mal flüchtig in einem Korridor begegnet war, wo man lediglich und aus reiner Höflichkeit ein Kopfnicken austauschte.
Selbst zu Ramina.
„Tja, dann...“, sagte Roe nach merkwürdigen Sekunden des Schweigens. Er schickte sich daran seinen Marsch zu den Nahrungsrationen fortzusetzen.
Penkala dachte an das letzte Mal, als er seinen Freund Dike lebendig gesehen hatte. Dike war zu einer gefährlichen Mission aufgebrochen, und sie hatten sich bei der Verabschiedung einen Moment lang unsicher gegenüber gestanden, genau wie er und Roe sich nun gegenüberstanden. Da war so furchtbar viel gewesen, was er Dike hätte sagen wollen. Aber es hatte sich nicht richtig angefühlt, nicht männlich.
Aber nun scherte sich Penkala nicht mehr um solche Dinge. Denselben Fehler wollte er nicht zweimal machen. Dafür war das Leben zu kurz – gerade hier und heute. Also umarmte er den Sanitäter kurzerhand. Roe war völlig überrascht von der Geste und wusste zunächst nicht, was er tun, ob er die Umarmung erwidern sollte, oder nicht. Sie dauerte auch nicht lange. Penkala löste sich wieder, eher Roe zu einer Entscheidung gelangte.
„Ich verdanke ihnen einiges, Sani.“, sagte Penkala und hielt den Mediziner an den Oberarmen. „Sie haben mir in den vergangenen Tagen mehr als nur einmal das Leben gerettet.“
Roe war noch immer völlig verblüfft. Er sah den Ausrüstungsoffizier einfach nur stirnrunzelnd an. Bisher hatte er bei ähnlichen Dankensbekundungen immer nur erwiderte, dass er lediglich seinen Job mache. Was ja auch der Wahrheit

entsprach. Aber irgendwie spürte er, dass Penkala diesmal etwas anderes hören wollte. Schließlich entgegnete er: „Kein Problem.“ Mehr fiel ihm nicht ein.
Penkala nickte und stapfte davon.
„Penkala?“, rief Roe ihm nach.
„Nennen sie mich Alex, Roe.“
Sorge zeigte sich in Roes Gesicht. „Passen sie auf sich auf da unten, ja Alex?“
Penkala war stehen geblieben und hatte sich zu ihm umgedreht. Jetzt grinste er. „Und sie auf sich hier oben, ja?“
„Mache ich.“
Und dann war Penkala fort.

Shannyn

Mit einem Rucksack über der Schulter, irrte D’Agosta durch die Höhle und suchte die staubigen Gesichter nach einer ganz bestimmten Person ab.
Hin und wieder klopften ihm die Leute, an denen er vorbeiging, kameradschaftlich auf die Schulter. Andere Lächelten und wieder andere nickten anerkennend. Es war verblüffend. Noch vor wenigen Stunden hatten sie den Tiefpunkt der letzten Tage erreicht und alle waren kurz vor dem Aufgeben gewesen. Sie hatten ihn angeblafft, ihm den schwarzen Peter zugesteckt. Was hatte Shannyn zu ihm gesagt? *Man wird sie mit allem verrückt machen, was sie falsch machen.* Wie üblich hatte sie recht behalten.
Nun, durch die bloße Entdeckung des *Shenandoah*-Wracks, war die Stimmung komplett umgeschlagen. Sie war Hoffnungsvoll. Fast schon euphorisch. Auch wenn D’Agosta diese Euphorie nicht teilte – er hatte in den vergangenen Tagen gelernt, vorsichtig zu sein und sich trügerischen Illusionen nicht hinzugeben -, so lies er sich doch gerne von dem guten Gefühl mitreißen. Es war wahrlich berauschend. Erstaunlich, dachte er. Einfach erstaunlich, welche emotionale Bedeutung die *Shenandoah* für sie alle hatte.
D’Agosta drehte sich noch einmal um und winkte Judy zu. Seine Tochter kniete in einer der Seitenhöhlen neben dem schlafenden Athol.
Sie lächelte müde.

Es tat gut. Es tat einfach nur gut.
D'Agosta suchte wieder die Höhle ab. Schließlich entdeckte er sie – genauer gesagt ihr blondes Haar - in einer anderen kleinen Seitenhöhle schimmern. Shannyn saß dort auf einem glatten Stein, nippte gelegentlich an einer Wasserflasche und sprach in eine Art Aufnahmegerät. Sie hatte das Gesicht der Wand zugedreht und die Schultern hochgezogen: Sie wollte alleine sein. Und niemand schien sie zu bemerken, oder ihre Gegenwart zu suchen.
D'Agosta trat näher heran und hörte, dass Shannyn in das Gerät sprach. Er stellte den Rucksack ab, beugte sich darüber, tat so als wolle er die Riemen festziehen und horchte.
Shannyn saß noch immer von ihm abgewandt. Er hörte sie sagen: „Es... läuft nicht so, wie gedacht, Adrian. Sie hatten einen Panzer... Jagdmaschinen. Mein Gott. Ich wollte immer die beste sein, die allerbeste. War so besessen von meiner Arbeit, dass ich mich nie um die Risiken scherte. Ich dachte ich hätte die Kontrolle – so wie jeder Süchtige denkt er hätte die Kontrolle. Ja, ich war naiv. Und ich habe teuer dafür bezahlt... und offenbar – und das ist das bittere daran - nichts daraus gelernt. Nicht wirklich jedenfalls. Ich dachte ich sei hierfür bereit – genug Zeit mich einzustellen auf das, was auf mich zukommen würde, hatte ich ja. Aber ich stecke fest, Adrian, richtig fest, und zwar emotional. Das ist eine Sache, auf die man sich nicht vorbeiten kann. Der Weg, den ich in meiner Jugend eingeschlagen habe, als ich mich das erste Mal mit meinem Schwert verteidigte, als ich das erste Mal Blut an meinen Händen ein Leben genommen hatte, führt geradewegs in eine Dunkelheit, eine Dunkelheit, die ich nun erstmals klar vor mir sehe, wie sie mich entgültig zu verschlucken droht... Eine Dunkelheit, die mir Angst macht. Ich habe versucht es zu verdrängen, habe mir eingeredet, dass ich damit klar käme... und das tue ich auch. Es gibt keinen anderen

Weg. Es ist zu spät den Kurs zu ändern. Alles führt genau hier hin. An diesen ort. Zu dieser Zeit. Ich kann nicht zu dem zurück, was ich mal war, aber ich habe Angst, große Angst vor dem, was in den nächsten Tagen noch aus mir wird.“
D’Agosta gab nicht länger vor an seinem Rucksack zu werkeln. Er kniete einfach da und hörte stirnrunzelnd zu. Er wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte.
Shannyn sprach weiter: „Es läuft alles auf die finale Konfrontation hinaus. Das ist es was in einem Kampf, einem Krieg immer geschieht. Die schlimmste Wahrheit ist eben die einfache. Die anderen sind hilflos. Sie hören nicht zu. Sie wollen nicht zuhören. Der Dominion-Krieg hat sich zu tief in ihr Gedächtnis in ihr ganzes Wesen eingebrannt. So etwas wollen sie nicht erneut erleben. Jetzt, wo der Krieg endlich vorbei ist, weigern sie sich zu akzeptieren, von einem blutigen Konflikt in den nächsten gestolpert zu sein. Aber selbst, wenn es nicht so wäre, wären sie kaum bereit für das bevorstehende. Ich kenne diese Leute kaum. Ich bin nicht wirklich eine von ihnen. Das hier ist nicht mein Konflikt. Aber es ist mein Schicksal, und mein Schicksal ist längst besiegelt. Für mich gibt es keine Rettung, kein Weg zurück. Für die Leute hier hingegen...“ Sie zögerte. „Ich muss ihnen helfen. Es ist das letzte bisschen Positive, das ich machen kann. Ich wünschte nur, es würde besser laufen. Die Tarkon sind gut. Das muss man ihnen lassen. Zu ihrem Pech bin ich auch gut. Du meintest einmal zu mir, als du sahst, wie ich unbewaffnet eine Gruppe Nausicaaner auseinandernahm, ich hätte den grünen Daumen für Gewalt. Es war als Kompliment gemeint. Aber ich habe es auch als Warnung verstanden. Es hat damals wehgetan. Tut es immer noch. Wer will schon so ein Kompliment hören? Vor allem, wenn es wahr ist? Denn ja, ich kann kämpfen. Und ja, ich *bin* gut darin. Aber ich habe nie Gefallen daran gefunden, habe es

nie genossen jemanden zu verletzen. Jemandem den Arm aus dem Schultergelenk zu drehen. Die Rippen zu brechen. Die Beine. Und zu töten, wenn nötig. Es spielt keine Rolle, was für ein fröhliches und liebendes Leben man wählt, dieser grüne Daumen für Gewalt bleibt immer der Wurm im Apfel. Wenn ich jemandem die Hände schüttele, registriere ich ganz automatisch seine Nervengruppen und Druckpunkte. Ich weiß sofort wie ich ihn verletzen kann. Es geschieht, ohne dass ich es will. Gehe ich mit Freunden aus, weiß ich, auf welche Weise ich jeden von ihnen erledigen könnte. Schlafe ich mit jemandem, für den ich sogar mein Leben geben würde... sehe ich ihn trotzdem aus dem Blickwinkel dieser... *Begabung*. Ich sehe ihn ungeschützt. Verletzlich. Heh. Wenn man *einmal* gelernt hat, wo man seine Fäuste platzieren muss, um effiziente aber verheerende Resultate zu erlangen, wird man das nicht wieder los, nur weil man sich in freundlicher Gesellschaft befindet. Vor allem... wollen diese Bewegungen, die man gelernt hat, das Wissen, das man sich angeeignet hat.. es will irgendwann raus. Es will entfesselt und in der Praxis angewandt werden. Wie man eben so sagt: das ist die Schattenseite am Besitzen eines Schwertes: Irgendwann will man seine Klinge testen.“ Sie seufzte schwer. „Ich muss mir vor Augen halten, dass jeder Knochen, den ich hier breche, jedes Leben, das ich nehme, die Chancen der anderen Gestrandeten erhöht, den nächsten Tag zu erleben. Dass, je mehr *ich* zur Bestie werde... desto eher wird das den *anderen* erspart bleiben. Desto unschuldiger wird Judy bleiben. Ich darf unsere Gegner – die Tarkon daher nicht als empfindungsfähige Wesen sehen. Nicht für das, was ich tun muss. Das ist alles, nicht wahr? Das ist das ganze Geheimnis, die ultimative Prüfung. Ich muss zu dem werden, was ich am wenigsten wollte.. Ich weiß nicht, warum. Vielleicht weil Ducane glaubt, ich sei geeignet. Weil ich es aushalten würde. Wenn das der Grund ist, dann irrt er sich. Ich

bin nicht wie du. Ich kann diese Burschen nicht einfach so auseinandernehmen... und Nachts die Schreie ausblenden. Voltaire hat einmal gesagt, Gott sei ein Komödiant, der vor einem Publikum spielt, das zu verängstigt ist, um zu lachen. Ich fand oft, dass da was dran ist. In dieser Sache hingegen kann ich nichts amüsantes sehen.“ Sie senkte den Kopf.
D’Agosta konnte es von seiner Position aus nicht erkennen, aber irgendwie sah er es an ihrem Gebaren und irgendwie spürte er, dass ihr einzelne Tränen die Wangen hinabrangen. „Scheiß Ducane.“, sagte Shannyn weiter. „Ich habe das hier *nie* gewollt. Nie.“
Sie beendete ihre Aufnahme.
D’Agosta zog den Kopf ein. Er stand schnell auf, warf sich den Rucksack wieder um und machte ein paar extra laute Schritte, damit sie seine Annäherung bemerkte. Er wollte nicht von ihr beim Lauschen erwischt werden. Er hatte ja nicht einmal lauschen *wollen*, aber irgendwie... es war einfach passiert. Es tat ihm furchtbar leid, aber aufgrund dessen, was er gerade gehört hatte, war er zu verwirrt, um sich schuldig zu fühlen.
Shannyn lies das Aufnahmegerät unauffällig in ihrem Rucksack verschwinden, als er zu ihr in die Nebenhöhle trat. Sie fuhr sich schnell mit dem Handrücken durch das Gesicht und schob sich ein paar Strähnen aus dem Gesicht, als D’Agosta um sie herumgetreten war und vor ihr stehen blieb. Er hätte ein schlimmeres Bild erwartet, trübere Augen, aber Shannyn war gut darin, solche Dinge zu verbergen. Ihr Gesicht war Schmutzig und voller getrocknetem Blut, das von den Tarkon stammte, aber davon abgesehen, konnte man nichts ungewöhnliches erkennen. Jedenfalls nichts, was auf Tränen hindeutete. Sie tat so, als sei nichts gewesen und blickte D’Agosta von unten an, der wiederum so tat, als hätte er nichts mitbekommen.
Sie zeigt es wohl nie.

Mit dem Haar, das ihr im Gesicht hing, den durchdringenden Augen und dem ganzen Schmutz und Blut am Körper, wirkte sie irgendwie gefährlich, wie eine Löwin. Lauernd, jederzeit bereit zum Sprung. So hatte er sie bisher nie wirklich wahrgenommen und einen Moment lang war er erschrocken. „Wir... wir wollen gleich zur *Shenandoah* runtergehen.“, begann er. „Also, wenn sie ihre Ausrüstung noch nicht gepackt haben...“
„Ich komme nicht mit, Allan.“
D’Agosta blinzelte. „Nicht?“
„Nein.“
„Ich... ich hatte gehofft, dass sie mitkommen würden, wissen sie? Das müsste sie eigentlich interessieren, weil-“
„Nein, Allan. Diesmal nicht. Ich... ich bleibe lieber in der Höhle und... und passe auf Judy auf.“ Sie bemerkte D’Agostas besorgten Blick und fügte schnell hinzu. „Da unten ist es wahrscheinlich sicher. Ihnen wird nichts geschehen. Seien sie unbesorgt.“
In jedem anderen Moment wäre es Shannyn vielleicht gelungen ihm damit ein Lächeln auf die Lippen zu zaubern, wenn auch nur ein kleines, denn D’Agosta vertraute ihr, bedingungslos, und er hatte gelernt auf sie zu hören. Aber irgendetwas stimmte nicht. Er bekam es langsam mit der Angst zu tun. Er bereitete ihm keine Sorge, dass sie ihn anlog, dass sie in Wahrheit von einer beträchtlichen Gefahr ausging, die im Schiffswrack lauern könnte, und ihm nur den Mut nicht rauben wollte. Schließlich durften sie davon ausgehen, dass es da unten sehr wohl gefährlich werden könnte. Dafür musste man nun wirklich kein Hellseher sein – auf diesem Mond galt es überall mit allem zu rechnen.
Aber nein, das war es nicht.
Es war der bittere, gequälte Ausdruck in ihren Augen, der ihn zögern ließ. Seit sie Sanitäter Zane in der vergangenen Nacht

verloren hatten, obwohl Shannyn Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, um den Jungen zu retten, war sie so... so entkräftet. Äußerlich wirkte sie wie immer, ein bisschen angespannter vielleicht, und etwas angeschlagen. Aber das war in Anbetracht dessen, was Shannyn in den letzten Tagen geleistet hatte kaum verwunderlich.
Aber da war etwas in ihren Augen, etwas, dass er nicht recht deuten konnte. Ein Flackern, dass er vorher noch nie bemerkt hatte. Und dann die Worte vorhin. Es war schwer einen Sinn darin zu erkennen. Aber irgendetwas quälte sie. Irgendetwas zehrte an ihrer Essenz, an ihrem Mut. An ihrem ganzen Wesen. Und *das* bereitete ihm mehr Furcht, als alles andere, denn wenn diese feindselige Welt sogar in der Lage war Shannyn Bartez in die Knie zu zwingen...
Dann gab es keine Hoffnung mehr.
Auf einmal erkannte er, was für eine enorme Stütze sie für ihn geworden, wie ungeheuer wichtig sie für ihn war. Er wollte sie nicht verlieren, weder ihren Mut noch ihren Zuspruch. Nicht an eine solche Sache.
D'Agosta ging in die Hocke, um ihr auf einem Level begegnen zu können. Er sah ihr ernst in die Augen. „Stimmt denn etwas nicht? Habe ich was falsches gesagt, oder hat einer der anderen...?"
„Nein, Allan, nichts dergleichen. Wirklich. Machen sie sich keine Sorgen."
„Tue ich aber."
„Es ist nur..." Sie suchte nach den richtigen Worten. „Es ist nur so, dass ich mich bereits zu sehr in den Vordergrund gedrängt habe. Ich... möchte etwas langsamer machen."
Er neigte den Kopf. „Es geht ihnen um Zane, nicht wahr? Dem Sanitäter."
Shannyn seufzte kaum merklich und lies den Kopf hängen.

„Hören sie.“, sagte D’Agosta. Er berührte sie an der Kinnspitze und hob ihren Kopf mit einem Finger, damit sie ihn wieder ansah. „Deswegen brauchen sie sich keine Vorwürfe zu machen. Zane ist ein mutiges Risiko eingegangen, als er die Tarkon angriff. Genau wie sie, Shannyn. Ich meine... es hätte sie doch genauso gut erwischen können.“
„Nein, eben nicht!“, entgegnete sie frustriert. „Das ist es ja, Allan! Das ist das ganze Problem!“ Er konnte ihr nicht folgen. Shannyn seufzte erneut, griff nach seiner Hand und drückte sie feste. „Das verstehen sie nicht. Müssen sie auch nicht. Ich... Ich möchte mich nur ein wenig mehr zurückhalten, bevor mein vermeintlich mutiges Verhalten *noch* jemanden zu so einer Aktion anstiftet. Damit nicht noch jemand den gleichen Fehler macht wie Zane und mir hinterherkommt. Können sie das akzeptieren?“
D’Agosta war verwirrt. Er verstand nur die Hälfte von dem, was sie sagte. „Ja, sicher.“
„Gut.“ Sie brachte ein schwaches Lächeln zustande, aber es war nur eine Maske. Auf einmal wirkte sie um Jahre gealtert und fürchterlich erschöpft. „Ich brauche eine Pause, Allan. Es waren ein paar lange Tage. Ein wenig anstrengend.“
Ein wenig anstrengend? Das *nennt sie ein wenig anstrengend?*
„Eine Untertreibung.“, meinte er amüsiert. Shannyn hatte vor wenigen Stunden einen Tarkonjäger mitten im Flug geentert und einen weiteren Truppentransporter zerstört. Davor hatte sie etliche Bodentruppen besiegt - und die hatten Panzer gehabt! Von den Kämpfen, die in der Tarkonfestung entbrannt waren, ganz zu schweigen – und die lagen auch erst einen Tag zurück und seither hatte sie kaum geschlafen. Das alles als *ein wenig anstrengend* zu bezeichnen grenzte an Wahnsinn.
D’Agosta nickte sanft. „Okay, das verstehe ich. Ruhen sie sich aus. Ich denke es gibt kaum jemanden hier, der es sich mehr

verdient hat, als sie. Wir... wir schaffen das auch so.“ Er drückte ihre Hände, nickte noch einmal und erhob sich. Er wollte sie gerade alleine lassen, überlegte er es sich aber noch mal anders und ging erneut vor ihr in die Hocke. „Ich denke das ist ein ganz guter Zeitpunkt. Ich komme erst jetzt dazu, weil wir... na ja, weil wir erst jetzt eine kleine Verschnaufpause haben. Daher will ich es machen, solange wir noch Gelegenheit haben.“ Er schnaubte „Wer weiß, was in fünf Minuten passiert. Ein weiteres Bombardement, ein Angriff irgendwelcher Raubtiere... oder der Gredor... ich rechne mit allem. Hier muss man mit allem rechnen. Das muss man einfach.“

„Allan.“, unterbrach sie ihn sanft. Manchmal neigte er zum plappern. „Was wollen sie mir sagen?“

Er antwortete nicht sofort, knetete nervös seine Finger und suchte nach den richtigen Worten, den passenden Formulierungen. „Shannyn, ich... ich *danke* ihnen. Ich will... nein ich *muss*, mich bei ihnen bedanken. Wir alle. Jeder einzelne hier liegt tief in ihrer Schuld. Vor allem ich. Danke. Danke dafür, dass sie auf Judy aufgepasst haben...“ Er schmunzelte. „Und dafür, dass sie auf *mich* aufgepasst haben. Auf uns alle.“

„Ich hab’s versprochen.“

Er strich ihr eine Strähne aus dem Gesicht und lächelte sie an. „Shannyn Bartez. Der Schutzengel der D’Agostas.“ Das Lächeln wuchs etwas in die Breite. Dann richtete er sich wieder auf. „Ich weiß nicht, ob ihnen das klar ist, aber... in Wahrheit waren bisher einzig und alleine *sie* der Anführer dieser Gruppe. Nicht ich. Und egal was sie denken mögen... egal was sie sich einzureden versuchen... sie *sind* eine von uns. Und auch wenn es egoistisch sein mag... bin ich dankbar dafür, dass sie hier sind. Ich wüsste nicht, was ich ohne sie machen soll.“ Ehe sie etwas erwidern konnte, war er bereits aus der Nische getreten und in der Menge verschwunden.

Und ließ eine sehr nachdenkliche Shannyn zurück.

Am Eingang der Höhle entdeckte D'Agosta den Rest des Teams, das mit ihm zur Shenandoah hinabsteigen wollte.
Hallie, Gordon und Penkala standen aufbruchbereit neben einigen Kisten und überprüften ihre Ausrüstung. Jeder trug einen Phaser und Penkala hatte sich noch einen Tricorder an den Gürtel gesteckt. Gordons Blick nach zu urteilen, war er nicht sonderlich zufrieden mit den Geräten. Verständlich, sie hatte einiges abbekommen, funktionierte nur schlecht als recht und die Energiezellen waren so unzuverlässig wie nie zuvor.
D'Agosta hörte Penkala gerade sagen: „Wirklich toll, dass wir die Shenandoah endlich gefunden haben. Aber wissen sie was? Über ein Replimat würde ich mich jetzt sogar noch mehr freuen."
„Na, das nächste Replimat ist noch ein ganzes Stück weg.", entgegnete D'Agosta und grüßte alle mit einem knappen Nicken. „Also, was steht uns zur Verfügung?"
Hallie reichte ihm einen von drei Phasern. „Das sind die letzten. Die Gewehre bleiben hier bei den anderen. Ramina übernimmt den Schutz der Gruppe. Die Energiezellen sind nach wie vor unzuverlässig, also bitte mit Bedacht einsetzen. Zwar zeigen die Energiekontrollen bei jeder Waffe noch mindestens drei Schuss auf mittlerer Stufe an, aber ob das der Wahrheit entspricht weiß ich nicht."
„Das muss reichen.", sagte D'Agosta.
„Wir haben noch was." Penkala ging zu einer langen Kiste, klappte sie auf und zog zwei schwere Gewehre heraus. Unter jedem Lauf hingen nebeneinander zwei Aluminiumbehälter. Ein Gewehr gab er Hallie, das andere zeigte er D'Agosta. „So was

schon mal gesehen?“
„Hab davon gelesen.“, sagte D’Agosta. „Das sind diese experimentellen Dinger, nicht wahr?“
„Ja, T´plona-Luftgewehre. Wir nennen sie auch die TL-01er. Entworfen und gebaut, nach den verheerenden Begegnungen mit den Grez’An. Das neueste aus der Entwicklungsabteilung für Waffentechnik. Robust, einfach, präzise und verlässlich. Die Dinger befinden sich noch im Experimentierstadium. Eine offizielle Freigabe wurde vom Sternenflottenkommando bisher nicht erteilt. Aber ein paar Schiffe haben sie bekommen, damit sie bei Einsätzen getestet und die Ergebnisse ausgewertet werden können. Unser bekennender Waffennarr Lieutenant Spiers wollte sie unbedingt haben, und dem allerbesten Ausrüstungsoffizier der Sternenflotte gelang es, eine Lieferung für die *Shenandoah* klarzumachen.“
„Dem Allerbesten? Den mit den allerzwielichtigsten Kontakten, meinten sie.“, bemerkte Hallie grinsend.
Penkala ging nicht drauf ein. „Sie waren in einem der Frachtcontainer, weil irgendwer in der Frachtabteilung gepennt und die Dinger noch nicht an die Sicherheitsabteilung überstellt hatte – und nein, ich war’s diesmal nicht schuld. Aufgepasst: wir haben nur die zwei hier, also seien sie vorsichtig.“
„Status der Energiezellen?“, fragte D’Agosta.
„Keine Energiezellen.“, entgegnete Penkala. „Das ist ja das praktische. Die Gewehre wurden nicht für den alltäglichen Gebrauch entworfen, sondern für Ausnahmesituationen und Sondereinsätze. Für Fälle beispielsweise, in denen der Einsatz eines Phasers wirkungslos wäre. Wie sie vielleicht wissen, zeigt der Betäubungseffekt unserer Waffen bei manchen Spezies kaum oder gar keine Wirkung – vor allem nicht bei denen, deren Haut durch eine dicke Chitin-Schicht geschützt ist, wie es beispielsweise bei den Gorn, den Grez’An, oder den Brikar der

Fall ist. Wir können sie nicht auf herkömmliche Art neutralisieren ohne ihnen dabei schwere Verletzungen zuzufügen. Und manchmal reicht nicht einmal das Umschalten in eine höhere Strahlenintensität. Nachdem unsere Waffen bei den Grez'An kümmerlich versagten, zog man in der Waffenentwicklung die Reißleine und berief sich auf bewährte, traditionelle Methoden." Er drehte das Gewehr und deutete auf den Lauf. „Verschießt ultraschnelle Adamantium-Pfeile, die sich durch die dickste Haut bohren und beim Aufprall den Wirkstoff im Kolben freisetzen. Füllen können sie ihn mit einem Mittel ihrer Wahl, je nachdem, welchem Widersacher man begegnet. Gorn, Brikar... hiermit bekommen sie all das platt, was unseren Waffen üblicherweise wiedersteht – das richtige Mittelchen vorausgesetzt."

Penkala öffnete das Magazin und zeigte D'Agosta eine Reihe von Plastikkolben, die mit einer strohfarbenen Flüssigkeit gefüllt waren. Jeder Kolben hatte an der Spitze eine knapp zehn Zentimeter lange Nadel. „In der Lieferung waren eine Menge harmloser Varianten – Betäubungsmittel eben, angepasst an die Physiologie der Gorn und der Brikar -, aber der Mond hier ist nicht harmlos. Also habe ich das konzentrierte Gift des *Cona Penetria*, des Sli, aufgezogen – war ebenfalls in der Lieferung dabei. Das ist eines der stärksten Neurotoxine im Quadranten. Wirkt innerhalb von zwei Tausendstelsekunden. Das ist schneller als die Nervenleitgeschwindigkeit. Was immer sie damit erlegen wollen, es ist am Boden, bevor es das – pfft-Pieksen des Pfeils spürt."

„Tödlich?"

Penkala nickte. „Hundertprozentig."

„Ist das denn wirklich notwendig?"

„Keine Sorge, wir setzen die Gewehre nur im Notfall ein. Bis ein solcher Eintritt, haben wir die Phaser. Ich will nur keine bösen

Überraschungen im Schiff erleben. Und... na ja... wie man so sagt: härtere Situationen erfordern härtere Maßnahmen. Ich denke es ist an der Zeit, dass wir anfangen uns angemessen zu wehren.“
„Hm.“ D’Agosta nickte wiederstrebend. „Gibt es denn ein Gegenmittel?“
„Sie meinen, falls sie sich aus Versehen in den Fuß schießen? Nein. Warum auch? Es wäre keine Zeit eines zu verabreichen. Sie wären tot, ehe sie begreifen, dass ihnen ein Fehler unterlaufen ist.“
„Das macht die Sache einfach.“, kommentierte D’Agosta trocken.
Penkala schnallte sich das Gewehr um. „Dachte nur, sie sollten es wissen.“
„Na gut. Alle bereit?“
Nicken.
„Dann lasst uns aufbrechen.“

Athols Zustand war unverändert. Noch immer lag er auf einem der Lumpenbündel gebettet, zu dem sie einen Teil ihrer verbliebenen Uniformjacken gemacht hatten. Auch jetzt war der Amphion noch ohne Bewusstsein, bewegte sich aber unruhig und redete im Fieber.
Judy verstand nicht, was er sagte, denn anders als sonst, sprach er in seiner eigenen Sprache, von der sie keinen Brocken beherrschte. Und selbst wenn; vielleicht besaßen die Worte, die Athol von sich gab, keinerlei Bedeutung und waren nichts weiter als das sinnlose Gestammel eines fiebernden, sterbenden Mannes. Und obwohl Roe etwas anderes behauptet hatte, zweifelte Judy inzwischen nicht mehr, dass Athol im Sterben

lag.
Auf jeden Fall kämpfte er einen ihr unbekannten Kampf, der ihn nahe an die letzte Grenze brachte, vielleicht zu nahe, und es hing nun ganz allein von ihm ab, ob er der Verlockung, sie zu überqueren weiter widerstehen konnte und vielleicht sogar den Weg zurück fand, oder nicht.
Judy wusste nicht, welche diese Möglichkeit ihr mehr Angst machte.
Besorgt musterte sie das bleiche, schweißglänzende Gesicht des Hünen und wandte sich dann mit einem fragenden Blick an Dagmind und seinen Begleiter. Von den einst vier Amphion, die sich der Gruppe angeschlossen hatten, standen nur noch sie beide aufrecht – und Judy glaubte nicht, dass sie sich den Gestrandeten länger zugehörig fühlten. Seit Athol zusammengebrochen war, kapselten sie sich ab, sprachen mit niemandem, und taten auch sonst nichts, um zu helfen. Ohne Athol, so schien es, war die Verbindung zu ihnen abgebrochen. Selbst jetzt, sagte Dagmind nichts. Er fing ihren Blick auf, sah sie einen Moment lang ernst an, und blickte dann wieder auf Athol hinab.
Judy hatte das Gefühl, dass er ihr und den anderen die Schuld an Athols misslicher Lage gab. Besonders ihr. Wenn sie nicht gewesen wäre, wäre auch kein Kontakt zu den Amphion entstanden.
Der Gedanke war erschütternd. Sie spürte Verzweiflung und auch hilflosen Zorn in sich aufsteigen. Es war ungerecht, dass Athol, der Mann, der ihnen so viel gutes getan hatte, hier im Sterben lag, und damit alles zunichte gemacht wurde, was sie an Beziehungen zu den Amphion aufgebaut hatten – das einzig gute, was auf dieser ganzen katastrophalen Mission passiert war.
Sie hielt das anklagende Schweigen nicht mehr aus. Roe hatte sie versprochen, auf ihn aufzupassen, aber sie wusste, dass es

nichts ändern würde, und sie konnte keine Minute länger hierbleiben. Sie brauchte jemanden zum Reden. Irgendwen. Sie blickte Athol ein letztes Mal an, erhob sich dann und ging hinaus in die Haupthöhle.

Dagmind sah ihr nach. Er wartete, bis das Kind um die Ecke verschwunden war, dann kniete er langsam neben Athol nieder, blickte fast eine Minute lang reglos auf sein Gesicht herab und streckte dann langsam die Hände aus. Godar sog hinter ihm scharf die Luft ein, sagte aber nichts.
Dagminds Finger glitten langsam über Athols Gesicht, tasteten über seine Wangen, seine Lippen, seine Nase und seine geschlossenen Augen. Er zeichnete Kreise und komplizierte ineinanderfließende Muster auf seine heiße Stirn und seine Schläfen. Nach einer Weile beruhigte sich Athols rasselnder Atem etwas.
Dagmind richtete sich auf.
Godar fragte leise: „Hat es gewirkt?“ Er sprach in ihrer Sprache. Auch Dagmind senkte seine Stimme unwillkürlich zu einem Flüstern, als er in der gleichen Sprache antwortete: „Die Kräuter waren richtig. Die Mischung war richtig. Er hatte eine Vision.“
„Wird er uns von ihr berichten können?“
Dadmind antwortete nicht sofort.
„Wird er sterben?“, bohrte Godar nach.
„Vielleicht.“, sagte Dagmind. „Er kann... leben.“
„Er *muss* leben.“, bekräftige Godar. „Er muss uns von der Vision berichten. Von dem Mädchen. Ob sie die Auserwählte ist.“
„Sie ist es.“, sagte Dagmind ernst. „Sonst war alles vergebens.“

Shenandoah

D’Agosta, Gordon und Hallie standen sprachlos am Uferrand und starrten auf das Wrack der Shenandoah, das weit vor ihnen halb aus dem Wasser ragte, und zumindest D’Agosta plötzlich unbegreiflich riesig vorkam. Intellektuell wusste er natürlich, wie groß dieses Raumschiff eigentlich war. Nahezu ganze vierhundertsiebzig Meter lang, vom Bug bis zum Heck, dreihundertzwanzig Meter breit, und annähernd neunzig Meter hoch. Dreitausendfünfundfünfzig metrische Tonnen.

Ein Mordsapparat.

Oft genug hatte er sich auch nach Jahren des Dienstes an Bord noch in ihren zahlreichen Decks und den weitläufigen Anlagen verlaufen – Dabei zählten die Schiffe der Akira-Klasse, zu der die Shenandoah gehörte, nicht einmal zu den größten Brummern der Flotte. Und er hatte sie durchaus bei mehr als nur einer Gelegenheit von außen gesehen. Etwa von einem Shuttle aus, oder den Fenstern eines Raumdocks, wenn sie zur Wartung der Maschinen in einen sicheren Hafen eingelaufen waren. Es war jedes Mal ein beeindruckender Anblick gewesen, irgendwie majestätisch.

Aber es war etwas vollkommen anderes, ihre massive Hülle hier direkt vor sich zu erleben, in greifbarer Nähe, anstatt die Shenandoah scheinbar mühelos im luftleeren Raum schweben zu sehen. Im Weltraum hatte man nicht einmal annähernd dasselbe Gefühl für Entfernungen und Größenverhältnisse wie etwa hier inmitten der Berge.

D’Agosta gestattete es sich für eine ganze Weile von dem Anblick des imponierenden Schiffes inmitten des Sees ergriffen zu sein, und den anderen ging es offenbar genauso. Niemand sagte etwas. Eine Weile sahen sie einfach stumm zu, wie das dunkle Wasser an der Außenhülle brandete und den vorderen, halb versunkenen Teil des Schiffes gänzlich verschluckte. Dadurch konnte man nicht recht ergründen, wie sich der Zustand des Diskussegments tatsächlich auseinander setzte, aber im Prinzip sah das Schiff – zumindest der sichtbare Teil -, bei weitem nicht so schlimm aus, wie erwartet.
Insgeheim hatte D’Agosta schon befürchtet, nicht mehr als einen zusammengedrückten Klumpen Duratanium vorzufinden, das sich tief ins Erdreich geschlagen hatte. Bei der enormen Geschwindigkeit, mit der das Schiff abgestürzt war, hätte es ihn nicht verwundert.
„Und... wie ist das zu erklären?“, sprach Hallie schließlich aus, was er dachte. „Sind Sternenflottenschiffe tatsächlich so stabil, oder sollten wir in diesem Falle ausnahmsweise mal ein bisschen Glück gehabt haben?“
„Ich würde sagen.“, erwiderte Gordon. „eine Mischung aus beidem trifft zu. Aber wir sollten noch keine voreiligen Schlüsse über den Zustand des Schiffes ziehen. Das werden wir erst sehen, wenn wir an Bord gehen. Könnte sein, dass- Ah!“
Von Penkalas Tricorder ertönte ein fast aufgeregtes Piepen. Der Lieutenant kniete weiter vorn am Uferrand und hielt eine Sensoreinheit in das trübe Wasser. Die letzten Minuten hatte er damit verbracht auf Ergebnisse des Gerätes zu warten, was aufgrund der ewig ausfallenden Energiezelle ein zermürbendes Unterfangen war. Sie alle machten sich Sorgen wegen der Niederschläge der vergangenen Nacht. Der Regen auf diesem Mond setzte sich teilweise aus Säure zusammen. Wenn die sich in zu großen Mengen mit dem Wasser vermischt hatte...

„Nun?“, fragte Gordon ungeduldig. „Was sagt der Tricorder?“
„Ich weiß es nicht genau. Sieht okay aus. Der Säuregehalt ist anscheinend innerhalb normaler Parameter, aber ich kann’s nicht genau sagen. Bin kein Wissenschaftler.“
Hallie runzelte die Stirn. „Wird Säure in Wasser nicht vollständig dissoziiert?“
Penkala zuckte seufzend die Schultern. „Der Chemieunterricht ist zu lange her, Hallie.“
„Wir müssten wissen“, überlegte Hallie „wie viel Wasser in diesem See war und wie viel Säure durch den Niederschlag dazukam. Dann könnten wir es selbst berechnen. Wenn man Säure langsam in Wasser gibt, hat man immer mehr Wasser als Säure und das erhitzte Wasser vermengt sich schnell wieder mit kühlem Wasser. Dadurch wird weniger Wasser verdampft, oder eher gesagt, die entstehende Energie verteilt sich besser im Medium, oder?“
„Na ja, es hat über eine halbe Stunde geregnet. Und ziemlich schwer sogar.“
D’Agosta betrachtete die Schatten, welche die Felsen auf das Ufer warfen, während die anderen redeten. Auf Farnen und dem sandigen Erdbogen bemerkte er eine kalkweiße Substanz. Außerdem lag ein ausgeprägter, säuerlicher Geruch in der morgendlichen Luft.
Penkala erhob sich gerade. „Es *scheint* sicher zu sein.“
Hallie blieb argwöhnisch. „Sie hören sich aber nicht überzeugt an.“
„Bin ich auch nicht. Ich traue dem Tricorder nicht. Das Boronit-Erz im Boden zerstreut die Sondierungssignale.“
Gordon brummte: „Gibt nur eine Möglichkeit Gewissheit zu haben.“ Er krempelte die Ärmel hoch, stieß Penkala zur Seite und tauchte einen Arm in das Wasser. Die anderen reagierten überrascht, und erschrocken, aber Gordon schüttelte nur den

Kopf. Er zog den Arm wieder aus dem Wasser.
Die anderen schienen beinahe damit zu rechnen, dass nur ein fleischig blutiger Stumpf übriggeblieben war, aber alles war in Ordnung.
„Prickelt ein bisschen.“, sagte Gordon. Er schüttelte die Hand aus. „Schätze der Niederschlag hat sich mit dem normalen Grundwasser vermischt und wurde dadurch größtenteils neutralisiert. Genau wie Hallie eben sagte. Die Restsäurekonzentration dürfte also nicht allzu hoch sein. Wenn wir schnell schwimmen und aufpassen, dass wir nichts ins Auge kriegen, wird uns nichts geschehen. Nen Schönheitswettbewerb dürften wir danach aber nicht gewinnen.“
„Gibt’s keinen anderen Weg?“, fragte Hallie. Die Vorstellung ein Säurebad zu nehmen – so schwach die Konzentration auch sein mochte -, gefiel ihr ganz und gar nicht.
„Nein.“, antwortete D’Agosta. „Nicht von unserer Seite des Bergkessels aus. Und zur anderen kommen wir von hier aus nicht ohne über diese Berge dort drüben zu klettern, was Stunden dauern könnte. Mir wäre es lieber, wenn wir alle vor Einbruch der Nacht ins Schiff einziehen könnten. Wenn wir nicht auch noch zufällig ein Boot in den Frachtcontainern hatten...“
„Hatten wir nicht.“, wusste Penkala.
„...müssen wir schwimmen.“ Er sah zu Hallies Bein. „Das ist doch abgebunden oder?“
„Ja... schon...“ Überzeugend klang sie nicht. „Aber... hm... was ist mit der Ausrüstung?“
„Ist Wasserfest, Hallie.“, sagte D’Agosta. „Also los.“ Er begann seine Jacke auszuziehen und trat auf den See zu. Penkala und Gordon taten es ihm gleich.
Hallie seufzte schwer.
Dann zog sie ihre Schuhe aus und folgte den anderen zögernd.

Ramina

Von ihrem Beobachtungspunkt vor der Höhle, hoch oben in den Bergen, hatte Ramina einen guten Überblick über den feuerroten Bergkessel, der sich unter ihr ausdehnte, dem hungrigen Schlund eines überdimensionierten Monsters gleich, in dessen Rachen die Shenandoah hineingeraten war.
Sie waren noch immer überraschend hoch, Ramina hätte nicht gedacht, dass das Gelände nach der Bergspitze derart schnell abfällt. Unter ihr erstreckte sich der riesige See mit dem Shenandoah-Wrack. Die Morgensonne funkelte auf dem dunklen Wasser. Dahinter kamen weitere Berge.
Irgendwo hörte sie Felsbrocken in die Tiefe stürzen, aber es kam von weit her.
Ramina setzte das Nachtsichtgerät auf und sah sich noch einmal um. Der zackigen Linie des Berggipfels folgend, entdeckte sie, wonach sie suchte: kleine Schatten, die zwischen den Felsen huschten.
„Die sind immer noch da, was?“
Ramina fuhr erschrocken zusammen. Sie war so sehr auf die Gredor konzentriert gewesen, dass sie gar nicht bemerkt hatte, wie sich Dorak genähert hatte. Oder er war ein besserer Schleicher, als sie vermutet hatte. Ramina funkelte ihn böse an.
„Schleichen sie sich nie wieder an mich heran, Cardassianer!“
„Nervös?“
„Keineswegs.“, behauptete Ramina.
„Warum zittern sie dann?“

Sie sah ihn verständnislos an, aber er schaute nur auf ihre Hände. Ramine folgte seinem Blick und stellte fest, das sie tatsächlich zitterte. Sie hasste sich dafür. Sie hasste sich für solch eine Schwäche. Penkala. Es war wegen Penkala, dem blöden Arsch! Er hatte sie wütend machen wollen mit seinen Worten – und das hatte er sogar geschafft. Irgendeinen wunden Punkt hatte er getroffen, und dass er dazu in der Lage war, dass er sie so gut einschätzen konnte, um sie zu verletzten, behagte ihr überhaupt nicht.
Ramina schnaubte, sagte aber nichts. Das war aber auch nicht nötig, Dorak schien ganz genau zu wissen, was vor sich ging. Er warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass sie auch wirklich alleine waren. Die anderen waren in der Höhle verschwunden. Dann sprach er mit merkwürdig ernstem Tonfall. Die Zeit der Spiele war vorbei. „Sie gehen nicht weg, Ramina.“
„Nein.“
„Die sind uns von der Ebene bis hierher gefolgt. Inzwischen ist klar, dass sie sich nicht mehr zurückziehen werden.“
„Stimmt.“, sagte Ramina leiser. „Werden sie nicht.“
Dorak kratzte sich an der Nase. „Sollten wir nicht langsam die Wahrheit sagen? Die anderen sind nicht dumm. Vor allem Bartez nicht. Sie wissen, dass uns die Gredor verfolgen. Und das tun diese Kerle erst, seit *wir* beide aufgetaucht sind. Früher oder später werden die anderen eins und eins zusammenzählen und draufkommen, dass etwas nicht stimmt. Sie werden es erfahren, sie werden-“
Ramina langte zur Seite, packte Dorak in einer erstaunlich schnellen Bewegung am Hals und zog ihn zu sich. „*Niemand* wird etwas erfahren!“
„Ich wäre mir da nicht so sicher.“, erwiderte der Cardassianer unbeeindruckt. Ramina bereitete ihm keine Angst. Sie war gut

zwei Köpfe kleiner, um einiges jünger und zweifellos stärker. Das wusste er, und es schien ihn nicht zu kümmern. Und das machte sie nur noch wütender. Ein paar Sekunden lang starrten sie sich nur an. Die Luft schien zwischen ihnen so kalt, dass selbst die Morgensonne nicht dagegen ankam.
Dann lies Ramina Dorak unvermittelt los, der Ärger verraucht. „Niemand wird's erfahren, Dorak.“, flüsterte sie. „Niemand.“
„Das wird nicht zutreffender, je öfter sie es wiederholen.“
„Die gehen irgendwann wieder weg.“
„Das haben sie auch schon in der Ebene gesagt. Trotzdem sind sie noch da.“
„Die *gehen* weg! Auf die eine oder andere Art!“
Damit zog sie sich in die Höhle zurück. Dorak stand noch eine Weile draußen. Er beobachtete die auf dieser Entfernung winzigen Schatten, die überall in den Bergen herumhuschten. So ging es nicht weiter. Ramina verlor mehr und mehr die Kontrolle. Sie war nicht mehr Herr der Lage. Irgendetwas musste unternommen werden, und Dorak wusste genau was. Das würde nicht angenehm werden. Er warf einen letzten Blick zu den Berghängen. Dann ging auch er nach drinnen.

--
Rückblende
--

Höhle

Judy hielt die Hände hinter ihrem Rücken versteckt, als sie durch die Höhle wanderte, um Shannyn zu suchen. Sie fand sie abseits der Gruppe in einer kleinen Höhlennische.

Shannyn saß dort auf einem Felsen und starrte ihre Hände an. Sie waren voller Blut, aber es war nicht ihr Blut.
Es war das Blut der Tarkon.
Jeder Muskeln in ihrem Körper schmerzte. Sie hatte eine Menge von ihnen verkrüppelt. Und schlimmeres.
Sie hatte es tun müssen. Aber das Schnappen brechender Knochen, das Schmatzen, wenn sie ihr Schwert in Körper gestoßen hatte... Shannyn schloss die Augen.
„Haben sie Hunger?“
Shannyn blickte auf.
Es war Judy, die fragte. Das Mädchen hielt ihr einen Notrationspack hin und lächelte schüchtern. Shannyn erwiderte das Lächeln und nahm die Packung dankbar entgegen. „Ich dachte, du wärst bei Athol. Wie ist sein Zustand?“
Judy zuckte mit den Schultern. „Unverändert. Ich glaube, es spielt keine Rolle, ob ich bei ihm bin, oder nicht.“ Sie seufzte. „Ich bin ziemlich überflüssig hier. Ich weiß nicht, was ich tun soll.“
Shannyn rückte ein Stück und bedeutete Judy sich zu setzen.

„Dann geht es dir wie den meisten.“
„Sie wissen aber immer, was zu tun ist.“
Shannyn sagte zunächst nichts. Sie riss den Beutel auf und zog den Riegel heraus. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nicht immer. Keiner weiß immer, was zu tun ist. Auch keine Erwachsenen. Die meisten werden im Alter nur sehr gut darin, ihre Ahnungslosigkeit zu verbergen.“ Sie zuckte ihrerseits mit den Schultern. „Ist eines der großen Geheimnisse des Lebens. Selbst wenn man nicht weiß, was man tut – einfach so tun, als wüsste man es. Den wenigsten fällt der Unterschied auf.“
„Hm.“, machte Judy. Sie wandte sich ihrer eigenen Ration zu. Eine Weile saßen sie einfach nur beeinander und aßen. Shannyn war verschwiegener als sonst. Irgendetwas belastete sie. Judy hätte gerne geduldig gewartet, dass Shannyn das Schweigen unterbrach, aber da war etwas, das ihr selbst auf der Seele brannte. „Ich... würde gerne etwas sagen.“
Shannyn sah sie an. „Aber?“
„Aber ich bin mir nicht sicher, ob es angebracht ist.“
Ein Stirnrunzeln. „Fürchte niemals Reaktionen.“, sagte Shannyn. „Wenn du etwas zu sagen hast, dann sag es.“
Judy zögerte, wandte den Blick ab. „Ich... weiß, was sie hier tun.“
„Ach ja?“
Judy blickte auf ihre Hände, knotete ihre Finger. „Sie beschützen mich. Und Dad. Sie machen all diese Sachen... diese schlimmen Sachen. Sie kämpfen und töten, und... Sie machen das, damit wir es nicht machen müssen. Mein Dad und ich. Ich weiß das. Ich weiß nicht warum sie uns davor bewahren, aber sie tun es, und ich bin ihnen dankbar dafür.“ Sie sah hoch, zu den anderen, die in der Haupthöhle ihren Aufgaben nachgingen – oder zumindest so taten, als wussten sie, was zu tun wäre. „Die anderen – Ramina und Roe und die alle... die sind so kaputt wegen der

Dinge, die sie im Krieg haben tun müssen. Ich weiß nicht, was sie durchgemacht haben, aber es hat sie gebrochen. Es würde auch meinen Dad brechen. Und mich vielleicht auch.“ Sie seufzte. „Bestimmt sogar. Und ich will das nicht. Ich will nicht so sein, wie die da. Sie haben schon so viel für uns getan. Und ich habe kein recht, noch mehr zu verlangen. Aber bitte – geben sie uns nicht auf.“ Sie senkte den Blick, davon überzeugt, etwas falsches gesagt. Zunächst erwiderte Shannyn auch nichts. Dann legte die Frau ihr den Arm um die Schulter, zog sie sanft zu sich und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. „Keine Sorge.“, sagte Shannyn. „Ich hatte gehofft, so etwas wie das hier nicht mehr tun zu müssen. Aber ich bin dazu in der Lage. Und ich lasse euch nicht im Stich. Ich habe deinem Vater versprochen, euch unbeschadet hier herauszubringen. Auch seelisch. Dieses Versprechen werde ich halten.“
[Bleh. Wiederholung. Umschreiben.]

Shenandoah

„Es ist heiß.“, sagte Hallie. Sie standen hüfthoch in stinkendem Wasser am Rande des Sees. Die Gruppe hatte sich eine Stelle gesucht, bei der sie möglichst nahe am Schiff waren und den kürzesten Weg hatten. Hallie watete langsam in den See hinein. Im wärmenden Licht der Morgensonne sah sie Klumpen auf der Wasseroberfläche treiben.
„Igitt.“, sagte Hallie und rümpfte die Nase.
Gordon und Penkala waren bereits vorausgeschwommen. D’Agosta trieb nur ein paar Meter von Hallie entfernt an der Wasseroberfläche und winkte sie herein. Er wartete auf sie. „Das tut ihnen nichts, Hallie. Kommen sie.“
„Ja ja.“
„Also los, Hallie.“
Wiederstrebend ließ sie sich nach vorn fallen und schwamm los. Augrund des verletzten Beines kam sie nur langsam voran. Um sie nicht alleine zu lassen, drosselte D’Agosta sein Tempo und blieb dicht bei ihr.
Es dauerte nur wenige Minuten, bis Penkala und Gordon die Strecke hinter sich gebracht und das Diskussegment erreicht hatten. Sie halfen sich gegenseitig aus dem Wasser, schüttelten das nasse Haar aus und warteten dann auf die anderen.
D’Agosta sah über die Schulter. Der See war hier nicht mehr als fünfhundert Meter breit und sie hatten die Mitte schon beinahe erreicht.
„Allan.“ Hallie prustete neben ihm zwischen zwei

Schwimmzügen. „Sie sollten nicht zu lange im Wasser bleiben.“
„Ist kein Problem. Ich bleib bei ihnen.“
„Aber sie sind schneller als ich. Die Säure ist nicht gut. Also schwimmen sie ruhig voraus.“
„Nein, nein. Ist schon in Ordnung.“
Es war irgendwie lieb von ihm, fand sie, auch wenn sie im Moment ganz andere Sorgen hatte, beispielsweise ihre schmerzenden Glieder. Schwimmen war sehr viel anstrengender als Hallie je vermutet hätte. Sie stöhnte zwischen den Schwimmbewegungen. „Wer hätte gedacht, dass wir hier schwimmen müssen?“
„Keiner. Aber sie machen das gut.“
„Tatsächlich? Dabei bin ich eine – pfuah!“ Sie schluckte Wasser. „Dabei bin ich eine miserable Schwimmerin. Ein Wunder, dass ich es überhaupt kann!“
„Ich kenne niemanden, der nicht schwimmen kann.“, erwiderte D’Agosta verwundert.
„Wirklich? Da kann ich ihnen aber eine ganze Menge Namen nennen. Für Leute in unserem Berufsfeld, ist das auch nicht gerade notwendig. Schwimmen zu können, meine ich. Gibt ja auch nicht allzu viele Gelegenheiten es zu erlernen, wenn man ein Sternenflottenbalg ist.“
D’Agosta bemerkte, dass Hallie langsam müde wurde. Sie schluckte jetzt immer mehr Wasser und ihre Bewegungen wurdne fahrig. Langsam machte er sich Sorgen. D’Agosta schwamm näher an sie ran und versuchte ihr ein wenig zu helfen.
„Kommt drauf an, wo man stationiert ist.“, sagte er zwischen zwei Schwimmbewegungen. „Die meisten unternehmen auf der Akademie ihre ersten Schwimmstunden, da gibt es viele Anlagen. Zumindest auf dem Erdcampus. Aber das ist alles freiwillig. Ich hab’s auch erst auf der *Odyssee* gelernt. Da gab es

ein großes Arboretum und mehrere Schwimmhallen. Früher sind wir – damit meine ich meine Frau Deborah, Judy und mich – fast jeden Tag nach dem Dienst schwimmen gegangen.“ Er lächelte bei der Erinnerung. „Judy war ganz verrückt danach.“
„Die Odyssee?“ Sie stutze. „Welche Klasse?“
„Galaxy.“
„Galaxy-Klasse?“ Hallie klang erstaunt. Das waren mit die größten und mächtigsten Schiffe der Flotte. „Sie machen Witze. Sie waren auf einer Galaxy-Klasse stationiert? Wirklich?“
„Ja. Wirklich. Das war unser Posten bevor wir zur Shenandoah kamen.“
Für eine Weile schwiegen sie und schwammen einfach. Es war nicht mehr weit bis zum Diskussegment. Hallie schnaufte. Das Schwimmen wurde immer anstrengender. Ihr Bein schmerzte und die Haut begann zu jucken. Sie tauchte jetzt immer öfter für kurze Momente unter Wasser. D’Agosta half ihr dann sofort wieder raus. „Warum...“, prustete sie „haben sie sich versetzen lassen?“
„Um Karriere zu machen. Auf kleineren Schiffen wie der *Shenandoah* steigt man rascher im Rang auf, wissen sie? Auf den großen... da wird man wenn es um Beförderungen geht oft übersehen. Die Konkurrenz ist zu groß.“
Sie versuchte zu schmunzeln, schluckte aber Wasser. „Ich.. pfuah.... ich hielt sie bisher nie für den Karrieretyp.“
„Ich war auch nie einer. Ich werde es auch sicher nie sein. Deborah hingegen... Na ja. Sie war ambitionierter.“
„Ich verstehe.“
Und dann hatten sie plötzlich Boden unter den Füßen - Die Hülle der Shenandoah. Das Gespräch, begriff Hallie, hatte sie abgelengt. Es war eine clevere Taktik von D’Agosta gewesen. Sie keuchte. D’Agosta half ihr über den Rand, dann wateten sie das Diskussegment weiter hoch und aus dem Wasser, wo

Gordon und Penkala sie bereits in Empfang nahmen.
Während Hallie zu Atem zu kommen versuchte und einen Moment verschnaufte, blickte sich D'Agosta überrascht um. Teile der Schiffsoberfläche waren verbrannt oder zumindest verrußt. Hier und dort waren Löcher in der Außenhülle entstanden und gaben den Blick auf zerstörte Chips, ausgebrannte Energieleitungen und Kabelsalat preis – Überbleibsel vom Kampf gegen die Breen und dem anschießenden Absturz. Alles war nass und trotzdem siedend. Ein leichter aber beständiger Dampf stieg von der Hülle auf und verlor sich in der Luft, ganz so, als läge die Shenandoah in einer gewaltigen Bratpfanne. Tatsächlich war es aber das Schiff selbst, das die Hitze ausstrahle – vermutlich die Nachwirkungen des Atmosphäreneintritts ohne funktionierenden Hitzeschild. Die Shenandoah war wohl kurz davor gewesen, wie ein Meteor zu verglühen. Selbst Tage nach dem Absturz war sie noch nicht völlig abgekühlt. Die Hülle musste enormen Belastungen ausgesetzt worden sein.
„Alles in Ordnung?", fragte Gordon besorgt.
D'Agosta runzelte fragend die Stirn und blickte zu Hallie. Sie war knallrot. Ihre ganze Haut schien zu brennen. Seine ebenfalls, wie er nun an den Händen sah. Er bemerkte es erst jetzt. Vermutlich machte er keinen besseren Eindruck als Hallie.
„Geht schon.", antwortete er Gorden. „Es brennt. Ist aber nicht so schlimm."
„Sie waren zu lange im Wasser.", erklärte Gordon. „Ihre Haut ist stark gerötet. Wird vielleicht noch eine Weile weh tun, hat aber keinen dauerhaft schädlichen Aspekt, nehme ich an. Ist wie ein Sonnenbrand. Wenn wir die Krankenstation soweit hergerichtet haben, behandeln wir's." Er reichte ihnen eine Wasserflasche. Sie war nur noch halb voll. „Sie sollten sich trotzdem die Augen ausspülen."

„He.“, rief Penkala plötzlich. „Ich hab was gefunden.“

Penkala erwartete sie an einem externen Zugang, den er entdeckt hatte – eine der Andockschleusen, über die normalerweise Personal oder Fracht ins Schiff gebracht wurde. Sie lag am katamaranähnlichen Verbindungsaufbau, das die Antriebseinheit mit dem Diskussegment verband. Das große Zugangsschott führte in einen dunklen Raum. Die Oberfläche des verbogenen Schotts war zerkratzt und schmutzig, die Zugangskontrollen eingeschlagen worden. In all dem Unrat vor der Tür waren deutlich zwei bogenförmige Schleifspuren zu erkennen.
„Jemand hat sich erst kürzlich Zugang zum Schiff verschafft.“, erkannte Gordon. „Und zwar mit Gewalt.“
„Andere Überlebende des Unglücks vielleicht?“, fragte Hallie und schöpfte sofort Hoffnung.
Gordon schüttelte den Kopf und deutete auf Spuren vor dem Schott. „Es war niemand mit Sternenflotten-Stiefeln.“ Er und D’Agosta tauschten einen vielsagenden Blick aus. Dann deutete er zum Zugangsschott. „Sollen wir?“
D’Agosta nickte.
Hallie nahm ihr Gewehr von der Schulter.
Sie betraten das Schiff, einer nach dem anderen. Erst D’Agosta, dann Gordon, dann folgten Hallie und Penkala mit angewinkelten Waffen. Eigentlich führte der Gang geradeaus, aber da die Nase des Schiffes aufgrund der unglücklichen Parkposition tiefer als das Heck, und dann auch noch schräg lag, ging es leicht abwärts. Alles war dunkel. Die Luft im innern war erstaunlich kalt und feucht. Ein starker Kontrast zu draußen. Hallie fröstelte sofort. Der ekelerregende Gestank von Erbrochenem schlug ihnen entgegen. Penkala blieb unvermittelt

stehen. Er wandte sich auf einmal ab, hielt die Hand vor den Mund und hustete.
„Oh Gott.“, sagte Hallie neben ihm, als sie es auch roch.
Einen Augenblick glaubte Penkala, dass er sich übergeben musste. Er schmeckte Galle und würgte. Aber es kam nichts. Gott sei Dank kam nichts. Penkala schloss die Augen und konzentrierte sich darauf gleichmäßig zu atmen, bis die Übelkeit wieder verging.
Hallie klopfte ihm unterstützend auf den Rücken. Er öffnete seine Augen und sah bleich zu ihr auf. Sie presste sich einen Hemdzipfel vor die Nase. Auch ihr war schlecht geworden.
D’Agosta und Gordon traten unterdessen tiefer ins Schiff hinab, es schien ihnen nicht so viel auszumachen, obwohl Penkala nun bemerkte, dass sich auch D’Agosta die Nase zuhielt. Er sah nur einmal über die Schulter zu ihnen zurück. „Lassen sie sich nicht zu viel Zeit.“, sagte er durch den Stoff hindurch.
Penkala nickte nur blass.
„Geht’s wieder?“, fragte Hallie.
„Wenn ich mich noch mal für etwas freiwillig melde, dann erinnern sie mich bitte daran, dass ich für so etwas nicht geschaffen bin, ja?“

Die anderen gingen weiter, Gordon an der Spitze. Penkala und Hallie folgten nach einigen Momenten und holten langsam auf. Der Korridor vor ihnen war klein und unscheinbar, aber verwüstet. Überall lagen Rohre, Splitter und Trümmer auf dem Boden. Deckenträger waren heruntergekracht, Wandschotts hatten sich gelöst und die Maschinen dahinter zerstört. Aus einige quollen sanfte Schwaden beißenden Rauchs hervor. Vor wenigen Tagen war das Schiff noch ihr Zuhause gewesen.

Sauber und funktionell. Und nun...? Ein Schatten ihrer Selbst. Es war ein grauenhaftes Bild, aber im Grunde hätten sie nichts anderes erwarten sollen.
D'Agosta versuchte sich an den schematischen Aufbau dieses Decks zu erinnern. Wenn ihn nicht alles täuschte, kamen sie nach etwa zwanzig Metern an eine lange Rampe, die hinab zu den Hangardecks führte.
Je tiefer sie in den Korridor eindrangen, desto dunkler wurde es. Gordon hatte seine Handlampe aktiviert. Im ersten Moment kam das Licht nur flackernd, dann konstant. An der Wand entdeckte er eine Kontrolltafel. Darauf leuchtete in einem bedrohlichen Rot: SELBSTZERS. Die restlichen Buchstaben verschwanden hinter einer dicken Rußschicht.
„Selbstzerstörung?", runzelte D'Agosta die Stirn. „Niemand auf der Brücke hat die Selbstzerstörungssequenz aktiviert. Was bedeutet denn das?"
Gordon wusste keine Antwort. Er versuchte mit dem Hemdsärmel den Russ fortzuwischen, verschmierte dabei aber nur alles. Dennoch konnten sie die Zahl des Countdowns sehen. „Der Timer ist bei 00:03:20. stehen geblieben."
„Das ergibt doch keinen Sinn.", sagte D'Agosta.
„Vielleicht wurde die Selbstzerstörungssequenz beim Absturz ausgelöst.", spekulierte Hallie, als sie mit Penkala näher kam. Beiden war Speiübel, man konnte es ihnen ansehen. Aber sie rissen sich zusammen.
„Beim Absturz ausgelöst? Keinesfalls!", brummte Gordon verärgert. „Das System ist tausendmal gesichert. Wissen sie, wie viele Notfallsperren für die Selbstzerstörung existieren? Eine ganze Menge! Und die werden einzig und alleine durch eine Kommandoautorisationen überbrückt. Erst wenn die eingegeben ist, erzeugen ferngesteuerte Entschlüsselungsalgorithmen des Computersystems einen allerletzten Satz von

hintereinandergeschalteten Ausfallbefehlen, wodurch auch alle Triebwerkssicherheitssperren außer Kraft gesetzt werden. Materie aus dem primären Deuteriumtank und der gesamte Antimaterievorrat aus den Vorratskapseln werden gleichzeitig ausgestoßen und so weiter und so fort – sie kennen ja die Prozedur, sie wissen was dann passiert. Nein, nein, nein, die Selbstzerstörungssequenz wird nicht mal eben *einfach so* ausgelöst, bloß weil der Pilot das Schiff gegen einen Asteroiden donnert. Da muss man schon was am Computer mengen, und *das* schaffen nicht mal die gewieftesten Hacker."

Hallie zuckte mit den Schultern. „Aber irgendjemand *hat* die Selbstzerstörung ausgelöst."

„Das Virus vielleicht?", fragte D'Agosta.

Gordon überlegte einen Moment. „Möglich.", räumte er dann ein.

Hallie und Penkala wechselten hinter ihnen einen fragenden Blick aus.

„Virus?", fragte Hallie dann. „Was für ein Virus?"

Gordon schnaubte kopfschüttelnd – für ihn war es unbegreiflich, wie naiv die Leute waren. Offenbar hatte niemand während der letzten Minuten der *Shenandoah* überhaupt mitbekommen, was geschehen war, und niemand hatte sich hinterher die Mühe gemacht, die richtigen Fragen zu stellen, um eine Antwort auf die Umstände der Katastrophe zu erhalten. Der Ingenieur winkte ab und widmete sich lieber einer genaueren Untersuchung der Kontrolltafel.

Also übernahm D'Agosta an diesem Punkt das Gespräch: „Gordon hier hat den Verdacht, dass jemand ein extrem anpassungsfähiges Computervirus in unseren Hauptcomputer eingeschleust hat. Es sei kurz vor dem Angriff der Breen aktiv geworden, ab dem Moment, wo wir unter Warp gingen. Das Virus hat Gordon zufolge dann die Systeme mit Datenmüll und

widersprüchlichen Befehlen überschwemmt und dadurch für zahlreiche Fehlfunktionen geführt. Deswegen verlief die Evakuierung so schlecht.“
„Ich habe nicht nur den >*Verdacht*<, Lieutenant Commander.“, bekräftigte Gordon, ohne seinen Blick von den Innereien der Schalttafel zu nehmen. „Ich bin mir sogar absolut sicher. Es besteht überhaupt kein Zweifel. Die Anzeigen auf den Konsolen im Maschinenraum waren eindeutig. Man kann sie nur auf eine Art und Weise interpretieren.“
„Moment mal...“ Hallie war verwirrt. Sie konnte nicht glauben, was sie da hörte. „Sie sagten, jemand hätte den Virus eingeschleust. Soll das heißen, man hat uns-“
„Sabotiert, ja.“ Gordon rollte die Augen, weil Hallie so ein Drama um diese Erkenntnis machte. Es war doch offensichtlich was passiert war. Jeder Kadett hätte sich das zusammenreimen können, selbst ohne irgendwelche Beweise. Sarkastisch fügte er hinzu: „Herzlichen Glückwunsch, Hallie, sie haben’s rausgefunden. Sechs Tage nach der Katastrophe. Grandios.“
Hallie sah ihn verärgert an. „Regen sie sich darüber auf, dass ich es bis jetzt nicht wusste, oder darüber, dass *sie* es nicht rechtzeitig wussten?“
Darauf sagte Gordon nichts. Das musste er auch gar nicht. Natürlich regte es ihn auf, dass er nichts mitbekommen hatte. Aber wie hätte ihm das auch gelingen sollen? Es hatte nicht die geringsten Anzeichen gegeben. Vielleicht wäre ihnen etwas bei einer Ebene sechs Diagnose des Computersystems aufgefallen, aber es bestand nicht der geringste Anlass eine durchzuführen – zumal das ohnehin nur der Chefingenieur hätte autorisieren können. Und er war nicht der Chefingenieur. Man hatte ihn ja ständig bei Beförderungen übergangen. Also war es auch nicht seine Schuld. Ärgern tat er sich trotzdem, schon aus Prinzip.
„Warum ist das Schiff dann eigentlich noch intakt?“, fragte

D’Agosta nun. „Wenn das Virus die Selbstzerstörung ausgelöst hat, warum ist der Timer einfach stehen geblieben?“
Gordon überlegte ein paar Sekunden. D’Agosta hatte recht, wenn die Selbstzerstörung abgebrochen wurde, erlosch normalerweise auch der Countdown. Das war hier aber nicht der Fall. Es war ihm ein Rätsel. „Möglicherweise ist der mysteriöse Energieausfall daran Schuld. Ist zwar unwahrscheinlich, aber... wer weiß.“
Hallie fragte: „Wurde dieser Energieausfall auch von dem Virus verursacht?“
„Nein der entstand wohl durch die Explosion im Orbit. Ist zumindest D’Agostas Meinung. Ich kann dazu nichts sagen, ich war nicht auf der Brücke. Auf jeden Fall hatten wir ne Menge Pech. Da kam einiges zusammen. Hm.“ Er zog den Tricorder aus seiner Tasche und unternahm eine Routineüberprüfung der Umgebung.
Penkala hatte inzwischen eine umgestürzte Kiste entdeckt. Er bückte sich und öffnete den Deckel. In dem Moment sprang eine große Spinne heraus.
„O Gott!
Die Spinne huschte flink davon. „Mistfieh!“ Er leuchtete mit der Taschenlampe in die Richtung, in die sie gehuscht war, entdeckte sie aber nicht mehr. Dann spähte er vorsichtig in die Ausrüstungskiste - und sah jede menge Schleim auf den Nahrungspackungen. Penkala verzog das Gesicht. Jetzt war ihm erst recht übel. „Ich schätze die Notration hier will keiner mehr.“
Er seufzte und sah auf, als er Gordon auf der Tastatur seines Tricorders herumtippen hörte. „Empfangen sie was, Gordon? Lebenszeichen?“
„Nein.“, sagte der Ingenieur und bewegte den Tricorder, als ob das etwas bringen würde. Verärgert brummte er und schüttelte das kleine Gerät. „Nur widersprüchlichen Datenmüll. Die

Sondierungssignale werden zerstreut. Hat wohl auch das Wasser nicht gut weggesteckt.“ Mit einem schwachen, und erstaunlich menschlichen Piepen verabschiedete sich der Tricorder, und seine Lichter erloschen ein für alle Mal.
„Na gut.“ D’Agosta zeigte auf den dunklen Korridorabschnitt vor ihnen. „Gehen wir weiter.“
„Was glauben sie, was das für eine Spinne war?“, fragte Penkala Hallie, als sie sich in Bewegung setzten.
„Weiß nicht.“
„War sie giftig?“
„Ich weiß es nicht.“
Sie bogen um eine Ecke und ein neuer Korridorabschnitt lag vor ihnen, mit zerbrochenem Glas auf der einen Seite und heruntergefallenen oder eingedrückten Schotts auf der anderen Seite. Die Wände waren auch hier schmutzig und an verschiedenen Stellen fanden sich dunkle, gesprenkelte Flecken. Es sah aus wie Blut.
Penkala verzog das Gesicht. Wenn die Trägheitsabsorber beim Absturz versagt hatten, dann waren diejenigen , die es nicht zu den Rettungskapseln geschafft hatten, an den Wänden zermatscht worden. Als sie an den Flecken vorbeigingen, sprach niemand ein Wort.

Höhle

Ramina stand außerhalb der Höhle, auf Posten, und hielt sich das Fernglas vor die Augen. D'Agosta und die anderen waren vor einigen Minuten in einem Zugangsschott der Shenandoah verschwunden und nicht mehr herausgekommen. Aber das war nicht der Grund, warum sie noch immer hier draußen stand und schaute. Sondern die Gestalten in den Bergen.
Dorak fragte neben ihr: „Die Gredor, nicht wahr?"
„Ohne Zweifel."
„Wie viele sind es?"
Ramina starrte eine Weile durch das Fernglas, verzog dann aber das Gesicht. „Lässt sich schwer sagen. Vielleicht fünfzig. Vielleicht mehr."
„Sind es dieselben, denen wir bereits in der Ebene begegneten?"
„Schätze schon."
„Hm.", machte Dorak. „Was glauben sie? Warum stehen die einfach da herum und warten? Beobachten sie uns? Versuchen sie Schwachstellen in der Verteidigung der Gruppe zu finden? Überlegen sie, ob sie es mit uns aufnehmen können?"
„Die warten nicht." Nun senkte Ramina das Fernglas und sah zu Dorak herüber. „Die nähern sich langsam."
[Bleh, Wiederholung, Streichen?]

--
Rückblende
--

Shenandoah

Die Lichtkegel ihrer Taschenlampen zuckten den pechschwarzen Korridor entlang, während sich die Erkundungsgruppe langsam vorwärtsbewegte. Alles war still und irgendwie unheimlich. Das Rascheln und Knacken der Trümmer unter ihren Stiefeln war das einzige Geräusch.
Auf dem Teppich und an der Decke sahen sie jetzt immer mehr Blutspritzer, mancher Orts wehten auch zarte Spinnenweben in einem leichten Luftzug. Ein winziger Babyschuh lag auf dem Boden und wirkte grotesk und fehlplatziert.
Hallie fragte besorgt: „Hatten wir Säuglinge an Bord?“
D’Agosta schüttelte den Kopf. „Nein.“ Er hatte den Schuh auch gesehen. „Judy war das jüngste Kind auf der Shenandoah. Muss ein Erinnerungsstück von jemandem sein. Ist vielleicht bei der Evakuierung verloren gegangen.“
Gordon leuchtete zu einer weiteren Lache Erbrochenem, als sie daran vorbeikamen. Davon sahen sie jetzt auch mehr. „Eins steht außer Frage, nachdem wir von Bord kamen, hat das Schiff bei seinem Sturzflug heftige Oszillationen durchgemacht. Das heißt, dass es mit der Nase stark nach oben und unten gekippt ist.“
„Woher wissen sie das?“, fragte Penkala.
„Weil das der Grund ist, dass die Leute, die sich noch im Schiff befanden, übergeben haben. Gieren und Rollen hält man aus, aber beim Nicken muss man brechen. Und ich kann mich an kein Nicken erinnern. Sie?“
Er sah die anderen an. „Ehrlich gesagt“, antwortete D’Agosta

„ich kann mich an kaum etwas erinnern. Es ging alles viel zu schnell. Zumindest habe ich mich nicht übergeben, da bin ich mir sicher.“
„Ich auch nicht.“, bestätigte Penkala. Er verzog das Gesicht. „Ich werde es aber nachholen, wenn wir weiter über das Thema sprechen.“ Der Geruch war wirklich schrecklich.
Gordon schüttelte verdrossen den Kopf und ging weiter. Immer mehr Details der Katastrophe wurden offensichtlich. An einigen Stellen der Korridorwände fehlte das Geländer. „Wissen sie wie viel Kraft man braucht, um so was abzureißen? Die Geländer sind fest mit den Schotts verbunden. Die sind so konstruiert, dass sie mehr als sechzehn G aushalten.“ Der Ingenieur schüttelt den Kopf. „Die Leute wurden hier drin durcheinandergewirbelt wie Würfel in einem Becher. Und dem Schaden nach zu urteilen muss es eine ganze Weile gedauert haben.“
D’Agosta verzog das Gesicht. „Wie lange?“
„Schwer zu sagen. Fünfzig, vielleicht auch sechzig Sekunden.“
Hallie und Penkala tauschten nur einen Blick. Eine Minute war wie eine Ewigkeit bei einem solchen Vorfall. Sie waren glücklicherweise alle vorher rausgekommen, aber wie es jetzt schien, knapper, als sie ursprünglich angenommen hatten.
Vorsichtig betraten sie einen neuen Korridorabschnitt. Mehrere Türen führten hier vom Gang weg. Einige waren durch Trümmer versperrt, oder klemmten. Gordon öffnete die erste Tür, zu der sie kamen mithilfe des manuellen Auslösers, und sah ein einfaches Büro: ein Schreibtisch, ein umgestürzter Stuhl, an der Wand ein Kontrollfeld auf dem ebenfalls der Countdown der Selbstzerstörung eingefroren war. Überall lagen Trümmer. Sie öffneten eine zweite Tür und blickten in ein beinahe identisches Büro: ähnliches Mobiliar, ähnliche Zerstörung.
Penkala schnaubte. „Das sind die Büros der übrigen Frachtoffiziere und Quartiermeister. Meines ist auf der

gegenüberliegenden Seite des Schiffes.“
Gordon ging weiter. Er öffnete die dritte Tür, dann die vierte. Ebenfalls Büros. „Hier muss doch irgendwo...“
„Was suchen sie denn überhaupt?“, fragte D’Agosta.
Er bekam keine Antwort. Gordon fand die fünfte Tür. Sie unterschied sich dadurch, dass es hier keinen manuellen Auslöser gab. Das bedeutete, dass der Raum dahinter nur für autorisiertes Personal zugänglich war. Gordon steckte die Hände zwischen die Türhälften und versuchte sie aufzustemmen, aber sie rührten sich nicht. Der Ingenieur ächzte vor Anstrengung. Und plötzlich glitten sie mit einem metallischen Kreischen auf. Er trat in die Dunkelheit hinter der Tür und hielt inne.

Gordon befand sich nun in einem leeren Wartungsraum, voller Glassplitter. Die Luft roch bleiern und irgendwie abgestanden.
„Das gibt’s doch nicht!“
„Was ist?“, fragte D’Agosta und schob sich an ihm vorbei und in den kleinen Raum hinein. Mit der Taschenlampe suchte er alle Wände ab, fand aber nichts besonderes. „Was ist los?“
„Der Raum ist leer.“ Gordon wirkte völlig verblüfft.
„Und? Ist das gut, oder schlecht?“
„Ein bisschen was von beidem, schätze ich. Haben sie ne Ahnung, was das hier ist?“
„Nicht die geringste.“, gestand D’Agosta.
„Ich werd’s ihnen sagen. Wie sie sicher wissen, sind über das ganze Schiff spezielle Räume verteilt, in denen sich die Selbstzerstörungssprengsätze befinden. Das macht man, damit im äußersten Falle auch wirklich das *gesamte* Schiff zerstört wird, die ganze Ausrüstung und Technik, mit allem drum und dran. Auf die Art will man verhindern, dass irgendwas übrig

bleibt und einem Feind in die Hände gerät. Schon ein kleiner verkohlter Klumpen, der mal ein Replikator war, kann in von einem findigen Ingenieur seziert und der Replikator eventuell nachgebaut werden. Für Leute, die nicht reif für so eine Technologie sind, wäre das nicht nur gefährlich, sondern regelrecht fatal. Nichts ist schlimmer, als Föderationstechnologie in falschen Händen.“
„Okay... Und?“
„Das hier ist jedenfalls einer dieser Räume.“
„Aber... er ist leer.“
Gordon nickte „Ganz recht.“ Er trat wieder auf den Gang und folgte dessen Verlauf. Sie sahen noch mehr Büros, öffneten aber keine Türen mehr. An einer Kreuzung entdeckte Gordon eine Tür mit der Aufschrift FÜR UNBEFUGTE KEIN ZUTRITT. Er spähte durch das Glas, konnte aber nicht viel kennen. Er hatte den Eindruck, dass sich hinter der Tür ein großer Maschinensaal befand, aber das Glas war Schwarz vor Ruß, dass er kaum etwas sah und es war schwer sich im Dunkeln zu orientieren.
„Moment mal.“, schlossen D’Agosta und die anderen zu ihm auf. Sie hatten Mühe mit ihm mitzuhalten. Gordon war jetzt sehr schnell unterwegs. „Die Sprengsätze fehlen?“
„Der da auf jeden Fall.“, nickte Gordon und ging weiter.
„Ist das normal?“
„Mit Sicherheit nicht.“
Penkala fragte: „Aber... wo sind sie Sprengladungen dann hin?“
„Das ist die Frage des Tages.“, entgegnete Gordon. „Jetzt gilt es die Antwort zu finden. Vielleicht tun wir das da drüben.“ Er leuchtete mit seiner Taschenlampe den Gang entlang, das Licht brach sich an feuchten Wänden. „Denn wenn ich mich nicht irre.“, sagte er. „Ist da vorne ein Zugang zum Hangardeck.“

Dorak

„Schön, so ein wohlverdienter Moment der Ruhe, nicht war?“ Es war Dorak, der sie störte. Shannyn und Judy hockten an der Wand, mit angezogenen Beinen und beendeten gerade ihr Mahl. Nun hoben sie die Köpfe und bemerkten, wie sich der Cardassianer in gebührendem Abstand von ihnen positioniert hatte, mit den Händen hinter dem Rücken verschränkt, und ein höfliches Lächeln zur Schau stellte. Er sah sie nicht direkt an, blickte stattdessen unverwandt in der Höhle umher, ohne jemanden – oder etwas – spezielles zu fixieren.

„Das war... eine ereignisreiche Nacht, könnte man sagen. Es ist vieles geschehen. Schlimme Dinge. Einige Verluste. Höchst bedauerlich. Wir hatten dadurch kaum Gelegenheit miteinander zu sprechen, sie und ich, Shannyn.“

Shannyn wechselte einen Blick mit Judy. Dann entgegnete sie trocken: „Mein Bedauern darüber hält sich in Grenzen.“

Doraks strahlendes Lächeln wuchs in die Breite, wobei er seine wulstigen Gesichtskonturen auf besorgniserregende Weise verzogen. „Direkt wie immer.“

Shannyn gab sich keine Mühe ihre Ungeduld zu verbergen. „Was wollen sie von mir, Dorak?“

Der Cardassianer sah sie nun direkt an und breitete die Hände aus. Irgendwie passten sie nicht zu ihm, dachte Shannyn, denn sie waren ungewöhnlich zart. „Ich möchte lediglich unsere Bekanntschaft pflegen.“, entgegnete er unschuldig. „Ein wenig... plaudern. Die *Zeit* vertreiben.“

Unter anderen Umständen wäre er auf seine eigene Art und Weise sogar ein durchaus angenehmer Gesprächspartner gewesen. Unter Doraks gespielt zuvorkommenden Art verbarg sich ein scharfer Verstand, der den Kern der Sache meist sofort erfasste, und tatsächlich gute Ratschläge geben konnte – sofern man sein Spiel mitspielte, und seine Aussagen zu deuten vermochte. Denn Dorak sprach die Dinge selten direkt an, sondern kleidete sie üblicherweise in ein Netz aus Andeutungen und sogar Halbwahrheiten. Manchmal tat er dies, um die Absichten seiner stets ganz eigenen Agenda zu verbergen. Manchmal geschah es aber auch nur aus Spaß an der Sache. Normalerweise mochte sie dieses Spiel. Es hielt einen geistig auf Trab. Gespräche mit Dorak glichen einer Schachpartie mit einem Meister auf der Gegenseite. Man musste ständig auf der Hut sein, seinen Ausführungen genau zuhören. Heute jedoch... hatte sie dafür einfach keinen Nerv. „Verschwinden sie, Dorak.“

„Natürlich könnte ich mich wieder zurückziehen. Aber dann entgingen ihnen vielleicht wichtige Details.“

Sein perfekt erprobtes Lächeln blieb, aber der Blick flackerte kurz, wurde für einen Moment eindringlich und sehr bestimmt.

Shannyn neigte den Kopf. „Ach?“

Sie war sich nicht ganz sicher, welches Spiel Dorak diesmal mit ihr spielte. Ganz gleich, was er im Schilde führte, er hatte seine Ohren überall, versuchte alles in Erfahrung zu bringen, was vor sich ging. Möglicherweise eine schlechte Angewohnheit aus alten Tagen. Doch Shannyn wusste, dass diesmal mehr hinter Doraks Freundlichkeit steckte, als die bloße Gier nach Informationen. Sie kannte ihn gut genug, kannte seine *Gestik*, die seine wahren Gefühle verrieten, um ihn in diesen Dingen einschätzen zu können – auch wenn er das nicht wusste. Und er war aufrichtig besorgt. Irgendetwas stimmte nicht.

„Na schön.“, sagte sie daher. „Ich höre ihnen zu.“

Dorak musterte sie noch einen Moment lang und bedachte dann Judy mit einem erwägenden Blick. Das Mädchen blieb stumm, sie hatte sich offenbar zur Zurückhaltung entschieden. Gut so. Dann ließ er den Blick erneut leger durch die Höhle schweifen und senkte die Stimme. Er wollte Shannyn entweder nicht in die Augen sehen – oder sicher stellen, dass sie von niemandem sonst belauscht wurden.
„Das freut mich.“, meinte er. „Denn dieser Tage wird eine ganze Menge geplaudert, ohne, dass viel *gesagt* wird. Hin und wieder sind dennoch sehr... interessante Themen dabei. So bekam ich vorhin zufällig mit, wie sich zwei Leute über die Gredor unterhielten. Ich wollte natürlich nicht lauschen, aber... nun ja. Sie wissen ja, wie so etwas passiert. Man steht einfach in einer Ecke und... die Dinge fliegen einem so zu. Ehe man sich versieht, bleibt man an einem Gesprächsfetzen hängen, wird wissbegierig, und schon bekommt man mehr mit, als man vielleicht sollte. Denn offenbar war das, worüber sie sprachen, nicht für jedermanns Ohr bestimmt...“
„Weiter.“
Ein dunkler Schatten huschte über Doraks Züge. „Diese... Leute meinten, unsere Freunde, die Gredor, seien zurückgekehrt. Man munkelt sogar, sie würden uns schon seit *einiger* Zeit verfolgen und... irgendetwas planen.“
Shannyn und Judy tauschten erneut einen Blick. Dann fragte Shannyn an Dorak gewandt: „*Wer* munkelt das?“ Sie war misstrauisch.
„Oh, ich weiß nicht recht.“, sagte Dorak schnell. Er lächelte sie offen an. „Ich kann mir Namen so schlecht merken. Leute eben.“
Sie nickte. „Wie kommen diese... Leute..., von denen sie die Information haben, darauf, dass die Gredor etwas planen?“
„Nun...“ Dorak klang jetzt außergewöhnlich ernst. „Sie sind vor kurzem an den Hängen entdeckt worden. Und sie nähern sich. In

großer Zahl.“
Shannyn stand auf. Ihr Verstand arbeitete auf Hochtouren, um die Konsequenz seiner... Information.... zu entwirren. Wenn sie der Wahrheit entsprach – was sie aufgrund Doraks Gebaren ausnahmsweise mal nicht bezweifelte, dann bestand Anlass zur Sorge. Mehr noch.
Dorak beugte sich besorgt vor und wischte der Frau etwas Staub von der Jacke. Nicht zum ersten Mal dachte Shannyn, dass dem Theater ein hervorragender Schauspieler durch die Lappen gegangen war, als Dorak sich für eine andere Karriere entschieden hatte. „Ist alles in Ordnung mit ihnen, Shannyn? Ja, es sind schockierende Neuigkeiten – aber *so* schlimm sind sie nun auch wieder nicht.“ Und dann fragte er mit einem sehr merkwürdigen Unterton: „Oder?“ Es klang überhaupt nicht wie eine Frage. Einen Moment lang starrten sich die beiden nur an, und es schien zu einer Art stummer Kommunikation zu kommen – die einzigen Überträger und Empfänger, die Augen.
„Mehr wissen sie nicht?“
Dorak breitete bescheiden die Arme aus. „Meine Liebe, ich bin doch nur ein einfacher Reiseführer, der *zufällig* ein paar Gespräche mitangehört hat. Nichts weiter.“ Dann schlug er vor: „Vielleicht sollten sie *Ramina* befragen.“
„Ramina?“
„Aber ja.“ Das war doch selbstverständlich.
„Warum Ramina?“
„Als gegenwärtige Leiterin der hiesigen – wenn auch keineswegs riesigen –, Sicherheitstruppe, weiß sie gewiss besser über solche Vorgänge bescheid, als ich. Vermutlich besser als *jeder andere*... Und falls nicht, falls sie von der Bedrohung nichts weiß – was ich bezweifle... -, dann sollte sie auf jeden Fall darüber *informiert* werden und *Anweisungen* erhalten, die sie an ihre Aufgaben erinnern.“

Sie starrten sich einen Moment lang nur an. Schließlich sagte Shannyn: „Danke für die Unterhaltung, Dorak. Das war... sehr aufschlussreich.“
Der Cardassianer lächelte. „Jederzeit wieder.“
Shannyn gab Judy mit einer knappen Kopfbewegung zu verstehen, dass sie ihr folgen sollte. Sie machten sich auf den Weg zum Höhleneingang, wo Ramina nach wie vor Posten bezog.
Doraks perfektes Lächeln verblasste allmählich, als er ihnen mit unbestimmtem Ausdruck in den Augen hinterher sah. „Jederzeit wieder.“, murmelte er.
Dann folgte er ihnen nach draußen.

Shenandoah

Nachdem Gordons Augen sich an das trübe Licht der Taschenlampe gewöhnt hatten, erkannte er mehr und mehr Einzelheiten des riesigen Hangars, den sie auf der oberen Etage betreten hatten. Er erstreckte sich kreuzartig durch das gesamte Diskussegment, von vorn bis hinten, von rechts nach links – unterteilt in etliche Nebenhangars und Frachträume. Im Halbdunkeln konnte man seine Ausmaße nur erahnen, aber jeder von der Gruppe hatte eine gute Vorstellung davon, denn sie waren alle oft genug hier gewesen.
Nun jedoch war der Hangar kaum noch wiederzuerkennen. Hier war der Schaden noch viel Größer.
Hallie hielt den Atem an.
Ein einziges Chaos bot sich dem menschlichen Auge dar. Shuttles waren in die Seitenwände gekracht, Runabouts aus den Verankerungen gerissen und Reihen stählerner Kisten durcheinandergefallen. Es sah aus, als hätte eine Riesenfaust die Einrichtung zerschmettert. Auf dem Boden herrschte ein Gewirr von Plastikschläuchen und Abdeckschotts. Überall waren Dellen und Löcher. Teile des Steges, der sich hier oben durch den ganzen Hangarbereich zog, waren aus der Verankerung gerissen und hingen herab, hatten teilweise sogar die Ausrüstung erschlagen. Da die Nase des Schiffes unter der Wasseroberfläche lag, und einige Tore seit der Evakuierung noch immer offen standen, war ein großer Bereich des Hangars geflutet. Alles war durcheinander, vieles Zerstört. Der beißende Geruch starken

Plasmas hing in der Luft.
D'Agosta glaubte zu spüren, wie sich die feinen Härchen auf seiner Haut aufrichteten.
Auch hier im Hangar zeigte jede noch intakte Wandkonsole den angehaltenen Selbstzerstörungscountdown an. Gordon setzte sich als erster wieder in Bewegung, die anderen folgten. Die Gruppe trat über eine der Treppen in den Haupthangar hinab und verteilte sich.
D'Agosta trat vorsichtig über die Trümmer, die den kompletten Boden übersäten. Ein Rohr zersplitterte unter seinem Schuh. Er sah nach links. Eine breite Blutschliere zog sich die Wand entlang.
Mein Gott, was ist hier nur passiert?
„Allan?", rief Hallie plötzlich. „Hier drüben!"
In einer Ecke der Halle lag eine Leiche, halb unter einem der Container begraben und in der Nähe fanden sie eine weitere. D'Agosta kniete sich daneben. Eine Frau in goldener Uniform; hellblondes Haar, bajoranischer Ohrring. Ihr Gesicht war weitestgehend zerstört. Ein grauenvoller Anblick. Er konnte nicht einmal bestätigen, ob es wirklich eine Bajoranerin war, oder nur jemand, mit entsprechendem modischem Geschmack.
D'Agosta betastete ihren Körper. „Keine Knochenbrüche, soweit ich das beurteilen kann. Das Skelett ist intakt."
„Dann wurde sie nicht zerquetscht?"
„Offensichtlich nicht.", erkannte D'Agosta erstaunt. „Immerhin; jetzt wissen wir, dass die Trägheitsdämpfer beim Absturz nicht *völlig* ausgefallen sind."
„Da wäre ich mir nicht so sicher.", rief Penkala. Seine Aufmerksamkeit galt einer der Trennwände, wo ein schweres, in weißes Duratangewebe gewickeltes Etwas über einer Arbeitsstation hing. Penkala klopfte dagegen.
Plötzlich verrutschte die Duratanhülle und ein Männerkopf

kippte aus dem Gewebe – das Gesicht grau, der Mund geöffnet, die Augen starr, die Haare strähnig und wirr.
„Oh Gott.“, stöhnte Hallie.
D’Agosta hielt sich die Hand vor den Mund.
Die Leiche war die eines Chinesen mittleren Alters – Lieutenant Wu. Er war der leitende Flugdeckoffizier der Alpha-Schicht. Ein sympathischer Kerl, fast alle hatten ihn gemocht. „Das linke Bein.“, sagte Penkala. Er richtete den Strahl einer Lampe nach oben. Das linke Bein hatte die Wand durchstoßen und steckte in dem silbrigen Material oberhalb der Monitorreihe. „Das passiert nicht einfach so. Hier müssen enorme Kräfte gewirkt haben.“
„Ja, aber wären die Trägheitsdämpfer komplett ausgefallen, wäre von ihnen doch überhaupt nichts mehr übrig, oder?“
„Ich weiß es nicht.“
Jeder kannte die Horrorgeschichte, dass die Mannschaft eines Schiffes, das ohne aktivierte Trägheitsabsorber auf Warp sprang, als matschige Flecken an der Rückwand endete.
Hallie schwenkte die Taschenlampe. „Da drüben sind noch mehr.“

Während D’Agosta und Hallie auf Leichenjagd gingen, erregte etwas ganz anderes Gordons Aufmerksamkeit. Gesplittertes Glas knirschte unter seinen Stiefeln, und einmal wäre er fast ausgerutscht, als er auf ein scheinbar unbeschädigtes Runabout – eines der größren Begleitshuttles - zumarschierte.
Mit seiner Handlampe leuchtete er zum Rumpf: Er war stark eingedrückt. Irgendwas schweres musste von der Decke gefallen sein – möglicherweise ein kleineres Shuttle, das an einem der Lastzüge gehangen hatte. Über die Sichtfenster des Runabouts zogen sich spinnenwebenartige Risse – was schon eine Sensation

für sich war. *Drake Enterprises* stellte die Scheiben her – sie stellten alle Scheiben her, die auf einem Raumschiff verbaut wurden. Sie galten allgemein als Bruchsicher, daher wurden sie ja auch eingesetzt. Sonst war aber alles okay. „Sieht gar nicht so schlimm aus.“
Penkala, der zu ihm herübergesehen hatte, schüttelte den Kopf. „Vergessen sie’s.“, rief er. „Ich erkenne das Runabout wieder. Hätte uns beinahe das Leben gekostet.“
„So? Und weshalb?“
„Die Andockklemmen ließen sich nicht lösen. Außerdem hat es Plasma verloren.“
„Darum der Gestank hier drin?“
Penkala nickte und trat zu ihm herüber. „Wundert mich, dass es nicht hochgegangen ist. Wir dachten das Ding würde jeden Moment explodieren, daher sind wir woanders raus.“
Gordon zuckte mit den Schultern. „Ist aber nichts passiert.“
„Fragen sie mich nicht warum.“
Er leuchtete zu den Antriebsgondeln. Die Plasmaleitungen waren alle verschlossen. Kein Leck in Sicht.
„Hat vielleicht jemand abgedichtet.“
„Warum sollte das jemand tun?“
Gordon stellte die Gegenfrage: „Warum sollte jemand die Sprengsätze der Selbstzerstörung stehlen?“
„Hm.“ Darauf wusste Penkala keine Antwort.
Gordon marschierte prüfend um das Runabout herum. Die Einstiegsluke stand weit offen. Nach einem kurzen Zögern kletterte Gordon ins Cockpit. Drinnen war das meiste heil geblieben.
„Sieht wirklich gut aus.“, meinte er. „Ob das Ding Energie hat?“
Penkala war skeptisch. „Glaub ich nicht.“
„Sehen wir nach.“
„Seien sie vorsichtig. Das Restplasma kann sich immer noch

entzünden. Dann fliegen wir alle in die Luft.“
Gordon ignorierte die Warnung. Er ging zur rechten Seite und setzte sich hinter die Copilotenkonsole. Dann öffnete er einen externen Kanal. „Hier Gordon. Ist jemand da? Ende. Hier Gordon.“
Seine Stimme hallte durch die Lautsprecher des Hangars. Und vermutlich auch durch alle anderen Gänge und Räume des Schiffes. Sie sahen, wie hinter den Fenstern Hallie und D’Agosta vor Schreck zusammenzuckten. Gordon winkte. Dann drehte er sich zum grinsenden Penkala. Er grinste, weil Hallie sich so lustig erschreckt hatte.
„Das Ding hat Energie.“
„Aber niemand meldet sich.“, bemerkte Penkela.
„Wie auch? Die Shenandoah selbst ist aus irgendeinem Grund ohne Saft. Das heißt interne Kommunikation ist tot. Wenn da jemand ist, kann er uns zwar hören, aber nicht antworten Das Runabout hier hingegen hängt ja nicht am allgemeinen Energienetz, seine Kommunikationssysteme funktionieren einigermaßen.“ Nach einem Augenblick sah er auf den Kontrollmonitor neben sich, der alle Systeme anzeigte, die eingeschaltet waren, doch er entdeckte kaum etwas. Das Runabout schien über funktionierende künstliche Gravitation, Umweltkontrollen und eine Kommunikationsphalanx zu verfügen. Antrieb, Waffen und Sensoren waren aus. Dann fiel sein Blick auf die Energieanzeigen. Der Regler stand sehr niedrig.
Penkala, der ihm über die Schulter sah seufzte. „Das Runabout war also auch von dem Energieausfall betroffen, genau wie alle anderen Geräte.“
„Das war ohnehin anzunehmen.“
In dem Moment betraten Hallie und D’Agosta das Cockpit. „Was haben sie gefunden?“, fragte D’Agosta.

„Da ist noch Energie im Speicher des Runabouts. Es ist nicht mehr viel, aber immerhin etwas.“
„Klappen auch die Sensoren?“
Gordon verzog das Gesicht. „Werden als offline angezeigt.“
„Sind sie es denn auch?“
„Würde ich ungern testen. Das ganze Ding könnte uns um die Ohren fliegen, wenn hier drin Funken sprühen. Aber ich hab ne Idee.“ Er rannte nach draußen und die anderen folgten ihm. Dort bückte sich Gordon und leuchtete mit der Lampe unter das Runabout.
„Da, sehen sie?“
Auch D’Agosta sah es. Zwischen den Halteklammern für das Raumschiff befand sich ein kleiner blauer Kasten, in den Kabel mündeten. Es war offensichtlich eine Art Plasma-Verteilerkasten.
„Damit laden wir normalerweise die Shuttles auf.“, erklärte Gordon. „Wir leiten Energie – damit meine ich Plasma - von der Shenandoah in die Runabout-Systeme. Das Mutterschiff versorgt die Begleitfahrzeuge.“
„Und?“
„Ich denke ich kann’s umkehren.“ Gordon drückte das Gesicht auf den Boden und folgte den Kabelspuren. Dann richtete er sich auf. Und hob die Mundwinkel. „Geben sie mir ne halbe Stunde. Dann haben wir hier drin Strom.“

„Reicht das aus?“ D’Agosta betrachtete den Energieverteiler argwöhnisch. Dann richtete auch er sich auf. „Um die Schiffssysteme zu betreiben, meine ich?“
„Wie ein Christbaum wird die Shenandoah nicht grade leuchten. Aber ich denke ich kann zumindest die Umweltkontrollsysteme

zum Leben erwecken. Ein bisschen frische Luft und etwas Licht wären doch nichts schlechtes, oder?“
„Nein, sicher nicht.“
„Sehen sie? Und dann schauen wir, ob das Schiff nicht auch noch ein bisschen Saft hat. Wenn wir den Warpkern zum Laufen bringen... vielleicht könnten wir das Runabout sogar als Starthilfe verwenden, wenn sonst nichts geht. Als so ne Art Überbrücker.“
D’Agosta konnte sich das nur schwer vorstellen. Andererseits verstand er nicht sonderlich viel von den technischen Spezifikationen und Gordon hatte sein Fachwissen und seinen Erfindungsreichtum nun schon mehr als einmal bewiesen. D’Agosta hielt es für das beste, den Ingenieur einfach machen zu lassen. „Wenn sie das hinbekommen, okay. Wieso eigentlich nicht?“
„Denke ich auch.“, erwiderte Gordon.
„Dann gehe ich den Maschinenraum.“, sagte Penkala. „Je eher im Schiff Licht brennt, desto wohler werde ich mich fühlen.“
Hallie war das nicht recht. „Sie wollen alleine gehen?“
Penkala nickte und tippte das Gewehr auf seinem Rücken an. „Ich hab ja das hier. Wird schon nichts passieren.“
„Berühmte letzte Worte.“
D’Agosta wandte sich an Gordon. „Was ist mit den Kommunikatoren?“
„Ich kann ein Kommunikationsnetz aufbauen, wenn ich das Runabout als Heimstation verwende. So können wir in Kontakt bleiben.“
D’Agosta überlegte einen Moment. Schließlich stimmte er zu. „Okay. Hallie und ich gehen weiter zur Brücke. Sie zum Maschinenraum und Gordon hier versucht die Systeme anzuschmeißen. Wir bleiben in ständigem Kontakt. In Ordnung?“

Nicken.
„Fein. Machen wir es so.“
Gordon wartete erst gar nicht bis sie gegangen waren, zog ein paar Werkzeuge aus seiner Tasche und kletterte unter das Schiff, wo er eines der Verbindungskabel in das passende Stück am Runabout steckte und einen schweren Hebel umlegte. Es gab eine Pause. Dann fingen die Geräte an zu surren. „Jetzt geht’s los.“, sagte Gordon und rieb sich die Hände.

D’Agosta und Hallie stiegen über eine Treppe zurück nach oben, während Penkala nach unten musste. Sie verließen den Hangar und kehrten zurück in das verschachtelte Gangsystem. D’Agosta hatte die Orientierung verloren, er wusste nicht genau, wo sie lang mussten. Also folgten sie einfach dem Korridorverlauf auf der Suche nach einem Turboliftschacht, oder einer Leiter, die sie weiter nach oben bringen würde. Der Kontrollraum befand sich an der höchsten Stelle des Diskussegment, wie es bei Sternenflotten-Schiffen allgemein üblich war. So fand man ihn wenigstens leicht.
Sie bogen in einen Seitengang und stellten fest, dass sich die Zerstörung hier in Grenzen hielt. Ein Feuer hatte jedenfalls nicht gewütet. Aber auch hier waren die Schotts kaputt. Deckenträger hatten sich losgerissen und ragten in den Korridor. Wartungszugänge zu den Leitungen waren aufgeplatzt, und die Klappen hingen nach unten. Kabel baumelten von der Decke, einige Fehlten und lagen auf dem Boden.
Sie kamen an vier Quartieren vorbei, - David, Mack, DeCandico und Hawk, wie sie im Schein ihrer Lampen an der Beschriftung ablesen konnten. Alles hochrangige Offiziere der Alpha-Schicht. Aber D’Agosta hatte kein Interesse in das Allerheiligste von

wahrscheinlich toten Kollegen einzudringen. Dafür weckte eine andere Tür am Ende des Korridors sein Interesse.
Er leuchtete auf die Beschriftung. SPRENGSATZ 08K, stand an der beschädigten Tür. Sie war aus der Wand gerissen und hing offen. Der Raum dahinter machte einen normalen, wenn auch mitgenommenen Eindruck. Nur eben, dass er vollkommen leer war. Auch hier fehlte der Sprengsatz. Stattdessen gähnende Leere.
„Hm.“, machte D’Agosta.
Hallie schob sich an ihm vorbei und in den Raum hinein. Da lag etwas auf dem Boden, das sie im ersten Moment für einen Tricorder hielt, aber es war nur ein undefinierbares Stück Schrott. Irgendwas aus der Wandverkleidung vermutlich. Als sie sich zu ihm hinunterbückte, entdeckte sie die gebrochene Energieleitung, die sich auf Kniehöhe eines aufrechtstehenden Menschen an der Wand entlang streckte. Sie war an einer Stelle gebrochen – vermutlich war sie überladen und explodiert. Nun ragten spitze und gefährlich aussehende Metallsplitter aus der Wand.
Und an einem hing etwas. Hallie neigte den Kopf. Es sah aus wie... ein Hautfetzen. Blau. Schuppig. Sie tastete danach, berührte das Gewebe vorsichtig mit den Fingerkuppen. Fühlte sich irgendwie rau an und ledrig. Hallie richtete ihre Lampe auf die Stelle und sah Reste getrockneten Blutes – auch auf dem Boden. Es war ebenfalls blau. Hier hatte sich jemand verletzt.
Sie runzelte die Stirn.
Blau?
Schuppig?
Und dann fiel es ihr ein. Hallie zog ihre Hand zurück, als hätte sie sich an dem Hautgewebe verbrannt und richtete sich eilig auf. Ein Schmerz durchzuckte ihr Bein, aber sie ignorierte ihn. „Gredor.“, sagte sie mit großen Augen. D’Agosta hatte den

Korridor mit der Lampe nach Schäden abgesucht. Er hatte nichts von Hallies Entdeckung bemerkt. Aber jetzt warf er den Kopf herum und sah die Junge Frau wie ein Auto an, als sie zu ihm blickte und düster wiederholte: „Es waren die Gredor.“

Gredor

Shannyn fragte: „Seit wann?“
„Seit der Ebene.“
Shannyn, Dorak und Ramina standen außerhalb der Höhle und schauten zum Pfad hoch, den sie heute Morgen herabgestiegen waren. Sie mussten ihre Augen mit den Händen abschirmen, weil die Sonne sich an einer für sie ungünstigen Position befand und blendete. Dennoch sahen sie die Schatten, die irgendwo weit oben huschten. Aber keine konkreten Umrisse. Außerdem hörten sie immer wieder wie sich irgendwo weiter weg kleine Steine lösten und klackernd den Weg hinabrollten. Und dann das entfernte Tröten, das ab und an durch die Berge hallte. Da oben war eindeutig Aktivität im Gange. Und es war keiner von ihnen der sie verursachte.
„Seit der Ebene?“ Shannyn drehte stirnrunzelnd den Kopf und sah abwechselnd Dorak und Ramina an. „Die Gredor verfolgen uns seit der Ebene und sie sagen das erst *jetzt*?“
Dorak begnügte sich mit der Rolle des Beobachters und zuckte lediglich mit den Schultern. Offenbar waren er und Ramina zu einer stummen Übereinkunft gekommen, dass er der Orionerin das Reden überließ. Das kam ihm nur entgegen. So würde sie auch nicht erraten, dass er es gewesen war, der Shannyn informiert hatte.
„Ich hielt es nicht für wichtig.“, entgegnete Ramina. Aber sie wich Shannyns bohrendem Blick aus. Irgendwas war faul.
Wieder das Klackern von Steinen in weiter Ferne.

Judy war auch bei ihnen. Sie hielt sich im sicheren Schatten zum Eingang der Höhle, blickte nun ebenfalls zum Pfad hoch und wich ein Stück in die Höhle zurück. Shannyn warf ihr einen besorgten Blick zu. Das Mädchen hatte Angst.
Sie hörte Ramina neben sich sagen: „Es sind bloß Tiere. Nichts weiter. Dumme große Tiere.“ In Shannyns Ohren klang es so, als versuche sich die Orionerin selbst von etwas zu überzeugen an das sie nicht glaubte. Vielleicht machte sie sich vorwürfe, weil sie die Gefahr nicht eher erkannt hatte. Aber so etwas sah ihr nicht ähnlich. Ihre Bewegungen waren fahrig und nervös. Sie schwitzte. Schlimmer als sonst.
Shannyn sah wieder zum Pfad hinauf und schüttelte den Kopf. „Glaube ich nicht. Und sie auch nicht. Die haben gewartet, bis wir in einer taktisch ungünstigen Position sind. Die können uns jetzt hier im Talkessel einkreisen und wir kommen nicht mehr raus. Das ist zielorientiertes Verhalten, Ramina, viel zu komplex für Tiere.“
Ramina klang genervt: „Meinten sie nicht, Raubtiere seien extrem anpassungsfähig?“
„Ja, aber es gibt immer ein Muster. Das hier hingegen...“ Es war schwer, die Intelligenz, die hinter solch einem Verhalten lag, zu ignorieren. Und selbst *wenn* es nur Tiere waren – was Shannyn aber nicht glaubte -, sie hatte nicht vor sie zu unterschätzen. Das war der einzige, große Fehler, den man machen konnte. Ramina stand sich aus irgendeinem Grund mit ihrer vorgefassten Meinung selbst im Weg. Die Ursache kannte Shannyn nicht. Es spielte vorerst auch keine Rolle. Sie wusste, dass sich die Gredor nicht stereotyp auf eine ihnen vertraute und vorhersehbare Weise verhalten würden.
Es waren clevere und bewegliche Wesen. Und sie wussten nicht, was sie wollten, oder wie viele es waren. Shannyn schüttelte den Kopf und fasste einen Entschluss. „Es gibt nur einen Weg

Gewissheit zu erlangen.“ Sie streckte Ramina die ausgestreckte Hand entgegen. „Ihr Gewehr.“
„Was haben sie vor?“ Ramina neigte misstrauisch den Kopf. „Etwa da raufzugehen?“
Auch Judy war alarmiert. „Shannyn?“ Sie trat einen Schritt aus der Höhle raus.
„Ich sehe mir das mal aus der Nähe an. Na los, Ramina. Ihr Gewehr.“
„Sind sie verrückt geworden?“ Obwohl sie ganz und gar nicht einverstanden war, schnallte sich Ramina das Gewehr von der Schulter. Shannyn nahm es entgegen und prüfte mit schnellen, geübten Handgriffen die Einstellungen.
Ramina protestierte erneut: „Ich bestehe darauf, dass sie hier bleiben, beim Schutz der Gruppe.“
Shannyn hob den Kopf und sah sie kurz mit gehobener Braue an. Ihr Blick sprach Bände. Es bestand kein Zweifel, dass sie die Orionerin für keine Bedrohung hielt. „Versuchen sie mich aufzuhalten.“
„Shannyn... bitte.“
Aber Shannyn wandte sich bereits dem Pfad zu. Sie blieb nur noch einmal stehen, um Judy anzusehen. „Willst du mit? Ich pass auf dich auf.“
Das Mädchen zögerte. Dann nickte sie.
Shannyn reicht das Gewehr an Judy weiter. „Komm.“

Fünf Minuten später zogen sie die Hänge nördlich des Pfades hinauf. Shannyn ging voran. Judy folgte ihr dicht auf dem Fuß, das in ihren Händen viel zu groß wirkende Gewehr fest an sich gepresst. Sie musste schnell gehen, um mit Shannyn, die sich wesentlich sicherer durch die Felslandschaft bewegte, schritt

halten zu können. Es dauerte nicht lange, bis sie eine Fährte der Gredor fanden – ziemliche Mengen Kot und zahlreiche Spuren auf dem Boden sowie in den Hängen.
Normalerweise hätte Judys erste und vermutlich einzige Reaktion darin bestanden, die Nase zu rümpfen, und einen entsprechend abwertenden Kommentar abzugeben, um ihrer Abneigung Ausdruck zu verleihen.
Iiiih, eklig.
Bäh.
Irgendwas in der Richtung. Aber sie ahnte bereits, dass Shannyn irgendwie, wissenschaftlicher an die Sache herangehen würde, noch ehe sich die Frau hinhockte, als könne sie aus nächster Nähe mehr Einzelheiten erkennen. Es war eine typische Stolperfalle für Laien, denn was Nichtfachmänner an Wissenschaftlern – vor allem den Zoologen – in höchstem Maße eigenartig fanden, war ihr Interesse für Exkremente. Nun war es verständlich, dass man allerhand Informationen über die Gewohnheiten und Ernährungsweisen der betreffenden Verursacher herauslesen konnte, wenn einem gerade kein Tricorder zur Verfügung stand, – das war selbst Judy klar -, aber dennoch...
Extremente.
Bäh.
Wenn man im Alltag verwurzelt war, und mit diesen Dingen nichts zu tun hatte, kam es einem seltsam vor. Hier draußen, in dieser Situation hingegen, auf diesem fremden Mond, schien es zumindest für Shannyn das normalste der Welt zu sein.
Judy hockte sich ebenfalls neben Shannyn, sah den Kothaufen an und setzte einen wissenden Blick auf. In Wahrheit hatte sie nicht den geringsten Schimmer was los war, und Shannyn sagte nichts – vermutlich, weil sie keine voreiligen Schlüsse ziehen wollte. Dafür war sie zu professionell.

Shannyn stand wieder auf und ging weiter. Judy folgte rasch.
Shannyn war beunruhigt von dem, was sie sah: an manchen Stellen gab es zwanzig, bis dreißig verschiedene Spuren, was auf eine große Anzahl von Gredor schließen ließ.
Warum hielten die sich hier auf? Warum waren sie bereits so weit herunter in den Kessel - und dann wieder nach oben geklettert? Warum folgten sie der Sternenflotten-Crew, ohne in Erscheinung zu treten? Warum war ihnen so viel daran gelegen, ihnen nicht zu nahe zu kommen? Wollten sie nur einen günstigen Moment abwarten, den Zeitpunkt des Aufeinandertreffens selbst bestimmen?
Um was zu tun?

Nach einigen weiteren Minuten stießen sie auf eine Gruppe von zehn blau-grauen Gredor, die sich in einer Senke versammelt hatten, und in der Sonne aalten. Shannyn hatte sie bereits von weiter fort gehört – das Getröte war zu typisch. Nun suchte Shannyn zunächst alleine eine günstige Beobachtungsposition, von der aus sie nicht direkt zu sehen waren, wenn sie sich ruhig verhielten. Dann bedeutete sie Judy leise zu sein und winkte sie zu sich.
Soweit sie das beurteilen konnte, waren da unten vier Männchen und drei Weibchen, ein Jungtier und zwei herumtollende Kleinkinder. Alle in Lumpen gehüllt. Die Erwachsenen ließen sich träge die Sonne auf die schuppige Haut brennen und aßen hier und da, wo sie etwas Feuerkraut fanden. Einige andere Gredor lagen auf dem Rücken und hatten die Augen geschlossen. Vermutlich schliefen sie. Wenn sie den Gestrandeten wirklich seit der Ebene gefolgt waren, dann hatten sie auch eine lange und anstrengende Nacht hinter sich. Dennoch

kam es Shannyn vor, als ob sie einfach nur warten würden... auf... irgendein sehr bestimmtes Ereignis. Sie verglich es mit der Warterei auf ein wichtiges Meeting, wenn man noch etwas Zeit übrig hatte – zu wenig um etwas sinnvolles zu tun, aber zu viel, um aufgekratzt zu sein.
Denn die Männchen waren trotz ihres oberflächlich dösigen Verhaltens in Bereitschaft, irgendwie auf Lauerstellung. Man konnte die flüchtige Anspannung regelrecht spüren. Sie schienen aber keine Wachen aufgestellt zu haben.
Shannyn wollte gerade ein Stück näher heranrobben, als Judy ihr am Ärmel zog. Shannyn sah sie fragend an. Das Mädchen deutete stumm zu einer Felsgruppe. Shannyn folgte ihrem Blick.
Ihre Augen weiteten sich.
Oben am Hang war eine andere Gruppe, vielleicht zehn oder zwölf Gredor – und dann sah sie noch eine Gruppe – und noch eine – und noch eine. Es mussten Hunderte oder noch mal mehr sein.
Der Hang wimmelte von blau-grauen Gredor.
Wartende Truppen.
Warten, überlegte Shannyn. *Worauf*?
Auf das Signal des Anführers zum Angriff?

Auch für die in zoologischer Hinsicht nicht unerfahrene Shannyn Bartez waren so viele Gredor ein äußerst beeindruckender Anblick. Die meisten Arten waren Einzelgänger, abgesehen von der Balzzeit oder der Aufzucht der Jungen. Aber noch mehr beeindruckte sie das Verhalten der angeblichen Tiere. Zwar verhielten sich die Gredor im Großen und Ganzen auf den ersten Blick wie animalische Lebewesen in der Wildnis, wie sie da im Sonnenlicht umherzogen und Nahrung in den Büschen suchten,

aber es gab einige bedeutende Unterschiede.
Vom ersten Augenblick an, als sie in der Ebene vor ihrem Basislager aufgetaucht waren, zweifelte Shannyn nicht daran, dass sie über einen Sprache verfügten. Ihre Trötlaute waren auffällig und hatten eindeutig eine sprachliche Bedeutung. Darüber hinaus verwendeten sie scheinbar Zeichensprache, wenn auch keine in der Art, wie Shannyn sie kannte. Sie bewegten die wulstigen Hände mit ausgestreckten Ärmchen, was etwas plump wirkte, weil die Arme so kurz waren.
Wie bei Gnomen.
Die Gesten schienen die Trötlaute zu unterstützen oder zu ergänzen. Aus irgendeinem Grund tröteten sie aber nur sehr gedämpft. Ganz so, als wollten sie ihre Position nicht verraten. Oder nicht belauscht werden. Offenbar verfügten diese Wesen über ein weit ausgeklügelteres Sprachsystem als die reine Zeichensprache wie etwa von Gorillas. Obwohl für sie als Wissenschaftlerin diese Entdeckung auf eine abstrakte Art sehr aufregend war, wuchs sogleich Shannyns Sorge. Sie wäre gerne näher herangegangen, hätte gerne einen Kontaktversuch unternommen, aber mit Judy an ihrer Seite wollte sie das nicht riskieren. Nicht nach vergangener Nacht. Also blieben die beiden hinter dem dichten Blattwerk der dunkelroten Feuerwurzeln hocken, und beobachteten mit angehaltenem Atem die Gredor an dem gegenüberliegenden Hang. Obwohl die Gredor friedlich wirkten, war es gefährlich einer so großen Zahl so nahe zu sein.
Schließlich, auf ein Zeichen von Shannyn, machten sie sich auf den Rückweg und schlichen kurz darauf den Pfad wieder hinunter. Shannyn hatte genug gesehen.
Ihre Gedanken rasten.
Judy unternahm einen Versuch das Schweigen zu brechen: „Sie scheinen friedlich zu sein.“, flüsterte sie.

„Ja.“
„Irgendwie träge.“
Shannyn sagte nichts mehr dazu.
Nach einer Weile fragte Judy: „Wie viele waren da oben? An die Zweihundert?“
„Mehr. Viel mehr als wir annehmen. Bei Einzelbeobachtungen unterschätzt man die Größe einer solchen Horde für gewöhnlich. Da sind immer mehr, als man jeweils sehen kann.“
„Wie viele davon waren Männchen?“
„Ich nehme an, mindestens die Hälfte.“
„Hm.“ Judy war mulmig zumute. Die auf dieser Grundlage erstellten Berechnungen erwiesen sich als entmutigend. Sie hatten auf dem Hügel an die zweihundert Gredor gezählt, wenn sich noch welche versteckt hielten, waren da vielleicht zweihundertfünfzig oder dreihundert. Die Hälfte davon Männchen. Das bedeutete, dass es wenigstens einhundert bis einhundertfünfzig angriffsfähige Gredor gab – sollten sie denn wirklich etwas im Schilde führen. Und dem gegenüber gab es weniger als vierzig müde und ausgezehrte Sternenflotten-Offiziere. Die meisten davon nur Techniker.
Kaum Sicherheitsoffiziere. Aber warum brachten die Gredor dann ihre gesamte Population mit? Jungen und Frauen? Judy mochte keine offenen Fragen. Aber dies war eine jener seltenen Fälle, in denen sie die Antwort gar nicht wissen wollte...

Mit jedem Meter wuchs Shannyns Sorge. Als sie zur Höhle zurückkehrten, waren drinnen einige Leute damit beschäftigt, Roe bei der Behandlung von Athol zu helfen, dessen Zustand sich nach wie vor nicht gebessert hatte. Langsam befürchteten sie das Schlimmste. Es war eine düstere Erinnerung an die

Gefahr, in der sie sich alle befanden.
Ramina und Dorak erwarteten ihre Rückkehr bereits draußen vor der Höhle. Besonders Ramina wirkte sehr angespannt. Sie kam ihnen sogleich entgegen, als sie Shannyn und das Mädchen den Pfad hinabtreten sah. Zuvor war sie damit beschäftigt gewesen, Dorak wütend anzufunkeln. Sie vermutete inzwischen, dass *er* es war, der Shannyn informiert hatte.
„Und?“, fragte sie die Rückkehrer ungeduldig. „Sind da oben welche?“
Shannyn nickte. „Wir sollten uns auf einen schnellen Rückzug runter zur *Shenandoah* vorbereiten.“
„Seien sie nicht albern! Das sind doch nur ein paar dumme-“
„Das sind mehr als nur ein paar. Und sie bereiten sich auf irgendwas vor. Ich weiß nicht auf was genau, aber ich kann es mir denken.“
Damit trat an Ramina vorbei und zum Höhleneingang hinüber. Dorak hielt ihr eine Wasserflasche entgegen. Shannyn schraubte den Deckel auf und trank einen Schluck, während Ramina nicht recht wusste, was sie tun sollte und ihr Gewicht von einem Bein aufs andere verlagerte. Ihr nervöser Blick wanderte vom Hang zu Shannyn und wieder zurück zum Hang. „Ich würde die Sache lieber hier und jetzt beenden. Ein für alle mal!“
„Das wird uns kaum gelingen.“
„D’Agosta hat sich noch nicht gemeldet.“, entgegnete sie. „Wir können noch gar nicht gehen.“
„Uns bleibt nichts anderes übrig. Wir müssen vielleicht schnell runter ins Tal, sofern wir können.“
Ramina fluchte blumenreich.
Dorak fragte Shannyn: „Was meinen sie mit <Sofern wir können>?“
„Damit meine ich“, sagte Shannyn „dass sie uns vielleicht gar nicht weglassen.“ [Rückblende]

Shenandoah

Gordon hielt den Kommunikator in der Hand und horchte, während er weiter am Verteiler arbeitete und Energieleitungen verlegte. Vorhin hatte sich D'Agosta gemeldet und gemeint, dass auch andere Sprengsätze fehlten. Und nun berichtete Penkala etwas ähnliches vom Reservedeuteriumtank. Gordon konnte sich darauf einfach keinen Reim machen. Wer mochte diese Dinge gestohlen haben? Die Tarkon sicher nicht. Gordon zweifelte ernsthaft daran, dass sie das technische Wissen besaßen, diese Systeme zu entwenden, geschweige denn in ihre eigenen zu integrieren. Nein, sie hätten die Shenandoah eher zerstört. Und die Gredor waren zu primitiv, nach allem, was er gehört hatte. Was sollten diese Wilden auch mit hochentwickelten Deuteriumtanks. Deren Funktionsweise würden sie in Hunderten Jahren nicht ausklamüsern. Wer blieb noch? Die Unsichtbaren? Das waren Tiere. Keine höhere Intelligenz.
Gordon begriff es einfach nicht. Nach einer Weile beschloss er, darüber nicht allzu viel nachzudenken. Im Moment gab es wichtigeres zu tun.
Über Funk fragte Penkala: „Wie viel Zeit ist vergangen?"
„Zehn oder fünfzehn Minuten.", antwortete Gordon.
„Sollten sie nicht langsam die Beleuchtung aktiviert haben?"
„Ein bisschen brauche ich noch. Nervös?"
„Nein.", log Penkala. „Es ist nur so, dass meine Taschenlampe immer schwächer wird. Ich steh hier bald im Dunkeln. Und die Vorstellung macht mich ein wenig... ängstlich. Genaugenommen

bereitet sie mir sogar eine Heidenangst.“
„Ein wenig brauche ich eben noch. Wo sind sie?“
„Maschinendeck.“
„*Dafür* brauchen sie fünfzehn Minuten?“ Der Maschinenraum war nicht weit vom Hangar entfernt. Selbst ohne die Lifts sollte man schneller hinkommen, wenn man nicht trödelte.
„Hier ist irgendwo ein Leck.“, meldete sich Penkala. „Ich steh schon hüfttief im Wasser. Meine Haut juckt.“
Gordon verzog das Gesicht. Er hoffte inständig, dass der Maschinenraum nicht auch unter Wasser stand.
„Seien sie vorsichtig mit den Geräten.“, sagte er. „Machen sie nicht mehr kaputt, als es ohnehin schon ist.“
„Wie schön, dass sie sich um mich sorgen.“, antwortete Penkala scharf. „Ich bin jetzt gleich am Ziel. Wünschen sie mir Glück.“
„Ja, ja.“

D’Agosta hockte vor dem Raum mit der fehlenden Sprengladung und betrachtete den Hautfetzen in seiner Hand. Hallie hatte die Vermutung geäußert, dass es von den Gredor stammte. Genaugenommen besaß die junge Frau von der Sicherheit offenbar keinen Zweifel daran. D’Agosta konnte sich das nur schwer vorstellen. „Was wollen die mit den Sprengsätzen?“
Hallie hinter ihm zuckte mit den Schultern. „Sagte Athol nicht es seien Plünderer?“
„Eigentlich nicht.“, entgegnete D’Agosta. „Er meinte sie seien Harmlos.“
„Dann hat er sich geirrt.“
D’Agosta konnte sich das nur schwer vorstellen. Athol hatte berichtet, die Gredor seien auf dem Mond einheimisch. Nachdem die Tarkon hier gelandet seien, hätten sie angefangen,

die Gredor zu jagen und zu töten. Sie seien regelrecht abgeschlachtet worden und inzwischen fast vollständig ausgestorben. Der traurige Rest von ihnen war zu einem Dasein als Nomaden verdammt. Sicher, das sprach für eine Plünderung des Schiffes. Aber in dem Ausmaß? Es gab bei den Gredor keine höhere Kultur, keine zentrale Führung – zumindest behaupten das die Amphion. Und D'Agosta glaubte ihnen was sie sagten. Andererseits... hätten die Amphion entsprechende Anzeichen vielleicht nicht als solche Erkannt. Und sie hatten immerhin Spuren hier gefunden. Eindeutige Spuren. „Aber wie sollen sie die Sprengsätze aus dem Schiff bekommen haben? Oder die Deuteriumtanks? Ich meine, die sind fest in die Systeme der Shenandoah integriert. Riesige komplizierte Behälter. Die kann man nicht einfach so hinaustragen. Dafür sind sie auch zu schwer. Das schafft man nur mit einem Materietransporter. Und machen die Gredor auf sie den Eindruck über so eine Technologie zu verfügen?"
„Ich weiß es nicht."
„Wie sollen sie es sonst geschafft haben?"
„Darauf habe ich auch keine Antwort, Allan."
Irgendetwas passte da nicht zusammen. Ein entscheidendes Puzzleteil fehlte. D'Agosta seufzte. „Vielleicht waren es ja gar nicht die Gredor.", spekulierte er weiter. „Vielleicht waren es die Breen. Die Gredor hausen in den Bergen, wir sehen sie schon die ganze Zeit. Womöglich haben sie die ausgeschlachtete Shenandoah gefunden und sich nur ein wenig umgesehen. Die sind vielleicht nur neugierig auf uns, Hallie. Und zwar zu recht. Hm." D'Agosta runzelte die Stirn und leuchtete zu den beiden Korridorseiten. Dort war niemand. Dennoch ertappte er sich dabei, wie seine Hand fast automatisch zum Griff seines Phasers wanderte. Er lies ihn wieder los und richtete sich auf. „Merkwürdig." Er seufzte. „Gehen wir weiter?"

„Und wohin?“
„Zur Brücke. Ich glaube ich weiß jetzt wieder, wo wir sind. Nach ein paar Metern in diese Richtung müssten wir zu Liftschacht fünf kommen. Die Brücke liegt ein paar Decks über uns. Wird eine ganz schöne Kletterpartie. Schaffen sie das?“ Er hatte Sorge wegen ihrem Bein.
Hallie lächelte erschöpft. „Wir werden sehen.“

Alex Penkala schlug gegen die flackernde Taschenlampe und erstarrte plötzlich, als er spürte, wie irgendetwas um seine Beine streifte. Irgendwas war im Wasser. Er stand ganz still da, bis zur Brust im Wasser und wartete. Nichts geschah.
Sein Herz raste, obwohl es keine Anzeichen von Gefahr gab. Aber er hatte dieses Gefühl...
Außerdem, als er beinahe von den Unsichtbaren geschnappt worden war, hatte es auch keine Anzeichen von Gefahr gegeben. Auf diesem Mond schien einfach alles möglich zu sein. Jede Horrorgestalt war hier vertreten. Darüber hinaus kam ihm die *Shenandoah* in ihrem gegenwärtigen Zustand wie ein Geisterschiff vor. Sofern es Geister gab, entsprach dies sogar der Wahrheit, immerhin lagen hier überall Leichen herum. Tote Besatzungsmitglieder, die ihn in diesem Moment vielleicht aus dem Dunklen heraus beobachteten. Und sie waren sicher nicht sehr glücklich darüber, dass er es geschafft hatte zu überleben, ganz im Gegensatz zu ihnen.
Mach dich nicht lächerlich! Er schüttelte den Kopf und verdrängte diese Gedanken.
Das ungute Gefühl jedoch blieb.
Direkt vor ihm lag ein finsterer, halb überfluteter Korridor. Da musste er durch. Penkala wusste, dass sich der Maschinenraum

irgendwo dahinter befand. Normalerweise war der Gang hell erleuchtet und einladend. Nun jedoch wirkte er wie die Pforte zur Hölle. Gehörnte Türsteher würden ihn auf der anderen Seite begrüßen, mit Folter und Schmerz. Penkala schüttelte den Kopf. Was für eine schreckliche Situation. Was für ein schrecklicher Tag.
„Scheißdreck!“
Er hörte das leise Plitschen ins Wasser fallender Tropfen. Ein leichter Dunst hing in der Luft. Er schien sich zu verdichten, ihn verschlucken zu wollen, sobald er hineingehen würde. Vielleicht bildete er sich das aber auch nur ein. Sein Verstand spielte ihm womöglich Streiche. Penkala schnallte sich das Gewehr vom Rücken, hielt es fest in den Händen und ging dann los. Er bahnte sich vorsichtig einen Weg durch das dreckige Wasser, seine Haut brannte – jetzt sogar noch mehr als zuvor. Es wurde langsam unangenehm, richtig schmerzhaft.
Der Dunst streichelte seine Haut. Er rechnete fast damit, dass sich jeden Moment ein geisterhaftes Gesicht aus dem Nebel heraus schälte, eine Fratze des Bösen, die ihn anlachen und ermorden würde.
Er musste nun mit jemandem reden. Eine menschliche Stimme hören und die unerträgliche Stille vertreiben. „Gordon?“, sagte er in den Kommunikator. „Hören sie mich?“
„Verdammt, Penkala.“, raunte Gordon per Funk. „Hören sie auf zu stören, ich muss hier arbeiten. Sind sie im Maschinenraum?“
„Nein, ich-“
„Dann gehen sie aus der Leitung.“
Mit einem Klicken schloss Gordon die Funkverbindung. Es war wieder Still.
„Arschloch.“
Abermals plitschte es.
Wollen sie Abenteuer erleben? Dann kommen sie zur

Sternenflotte, erinnerte sich Penkala an den Aufruf, dem er damals gefolgt war. Wollte er Abenteuer erleben?
Eigentlich nicht.
Nicht *so* ein Abenteuer jedenfalls. Aber da musste er jetzt irgendwie durch. In gewisser Weise hatte Ramina ja doch recht; er durfte sich nicht von seinen Gefühlen übermannen lassen, musste alles tun, was getan werden musste. Er musste sich zusammenreißen. Und er musste nun durch diesen Korridor. Also watete er zitternd weiter durch das Wasser.
Er bewegte sich so leise er nur konnte, war sich dabei aber sehr wohl bewusst, dass er trotzdem eine ganze Menge Lärm verursachte. Er zwang sich langsamer durch das Wasser zu waten und spürte, wie sein Herz hämmerte. Die Taschenlampe glühte immer schwächer. Bald saß er ganz im Dunkeln und dieser Gedanke löste Panik in ihm aus.
Außerdem wusste er nicht genau, wo er war. Sich in einem intakten, hellen Schiff zu bewegen war etwas ganz anderes, als in einem zerstörten, halb überfluteten. Er erkannte so gut wie gar nichts wieder. Allmählich machte er sich Sorgen, dass er den Maschinenraum gar nicht mehr finden würde. Aber dann sah er zu guter Letzt das breite Schott vor sich.
„Endlich.“
Er erreichte den Zugang, schob die Türhälften auseinander und schlüpfte hinein. Es war sehr dunkel. Auch der Maschinenraum war halb überflutet. Das Wasser stand einem bis zum Bauch. Penkala watete ein paar Schritte in den Maschinenraum hinein. Irgendetwas stieß seitlich gegen ihn. Eine Leiche, die an der Wasseroberfläche trieb. Penkala schnappte nach Luft. Eine von vielen, die er auf dem Weg hierher gesehen hatte. Alles Ingenieure. Offenbar waren weit weniger Leute vom Schiff gekommen, als er gedacht hatte. Oder sie hatten sich entschieden das Schiff nicht zu verlassen, in dem törichten Glauben, es noch

retten zu können.
Nach ein paar Metern reichte ihm das Wasser nur noch bis zum Knöchel. Aufgrund der Schieflage des Schiffes, sammelte sich das Wasser nur im Eingangsbereich zum Maschinenraum. Weiter vorn auf dem Trockenen, sah er noch mehr Leichen. Diese waren aber zugedeckt – jemand war hier gewesen. Vielleicht war derjenige immer noch hier? Penkala runzelte die Stirn und hob seine Handlampe zum Warpkern.
Und glotzte.

Der Kommunikator klickte. „Gordon?“
Gordon lies die Schultern sinken und hob den Kommunikator an den Mund. „Penkala, sie sollten mich doch nicht stören!“
„Ich habe den Maschinenraum erreicht.“
„Oh gut.“ Das waren tatsächlich gute Nachrichten. Gordon kroch ächzend unter dem Runabout hervor. Der Hangar war still und dunkel. Es machte ihm nichts aus. Gordon war zu beschäftigt, um Furcht zu empfinden. Und wovor hätte er sich hier auch fürchten sollen? Er kletterte in das Schiff um die Kontrollen zu bedienen. Nebenbei sagte er in den Kommunikator: „Versuchen sie die Materie-Antimaterieinjektion in Gang zu bekommen.“
Eine Pause.
Dann antwortete Penkala: „Würde ich gerne. Da gibt’s nur ein Problem.“
„Welches Problem?“
„Der Warpkern ist weg.“
Gordon blickte auf. „Was? Bitte wiederholen.“

Im gespenstisch düsteren Maschinenraum sagte Penkala: „Der Warpkern. Er ist weg. Verschwunden. Hat sich in Luft aufgelöst.“
Er runzelte die Stirn, watete durch das Wasser, bis er draußen war und ging zu einem Laufsteg. Dort, wo sich der Warpkern über mehrere Decks erstrecken sollte, klaffte gähnende Leere.
Gordon klang verstört. „Aber... aber wie kann das nur sein?“
„Ich weiß es nicht. Ist es möglich, dass er kurz vor dem Aufschlag ausgestoßen wurde?“
Der Kommunikator klickte. „Keinen Schimmer. Sehen sie die Ausstoßklappe? Können sie die Ausstoßklappe sehen?“
Penkala sah sie nicht. Aber er entdeckte eine Treppe, die hinab in den Schacht führte. Weiter unten war es noch dunkler, er konnte kaum etwas sehen. Im regulären Fall, wenn der Warpkern ausgestoßen wurde, sprengte man auch die Klappe weg, die in den Weltraum führte. Ein Kraftfeld löste sie dann ab, um den Rest des Maschinenraums vor dem Vakuum zu schützen. Aber das Schiff hatte keine Energie für ein Kraftfeld, also würde die Warpkernhöhle offen stehen. Dieser Teil des Schiffes befand sich unterhalb der Wasseroberfläche, es hätte also welches eindringen müssen. Und da sich kein Wasser in der Warpkernhöhle befand... „Die Ausstoßklappe ist an Ort und Stelle.“
„Aber wie soll dann der Kern aus dem Schiff gekommen sein?“
Etwas tropfte Penkala auf Schulter und Wange. Es war lauwarm. Tümpelwasser. Er seufzte. „Ich kann’s mir nicht erklären.“
„Ja. Den Satz höre ich heute öfters.“
„Hören sie, ohne Warpkern kann ich hier nichts tun. Ich gehe jetzt rauf zur Krankenstation. Sehe mich da mal um.“
„Alles klar. Ich informiere D’Agosta.“
„Und Gordon? Sehen sie endlich zu, dass sie das scheiß Licht hinbekommen!“

D’Agosta konnte kaum begreifen, was er da hörte. Fehlende Deuteriumtanks? Verschwundene Sprengladungen? Und nun war auch noch der Warpkern fort? Inzwischen vermochte er sich absolut keinen Reim mehr aus der Sache machen. Er schüttelte in der Dunkelheit des Korridors den Kopf. „Ich versteh das nicht.“, sagte er zu Hallie. „Warum nimmt jemand den Warpkern mit? Der bringt doch keinem was.“
„Aber irgendwer *hat* das Schiff ausgeschlachtet.“, zuckte Hallie mit den Schultern. „Vielleicht hat derjenige auch den Warpkern mitgehen lassen, ohne überhaupt zu wissen, was es ist.“
„Sie vermuten noch immer die Gredor?“
„Aber ja. Wir fanden ihre Spuren hier. Sie waren vor kurzem an Bord, zumindest das wissen wir mit einiger Sicherheit. Dieser Hautfetzen spricht doch eine eindeutige Sprache. Sie sind nicht überzeugt?“
„Nein.“, antwortete D’Agosta. „Dafür sind die entwendeten Sachen zu Zielstrebig ausgewählt worden. Energiesysteme. Sprengladungen. Deuteriumtanks. Alles ausschließlich Dinge, die man verwenden könnte, um ressourcenfressende Maschinen anzutreiben. Ich glaube sonst würde eine ganze Menge mehr fehlen.“ Er grübelte. „Aber der Warpkern? Ich meine, der gehört zwar in die eben genannte Liste dazu, aber der ist fest in unsere Systeme integriert. Und *nur* für unsere Systeme gebaut. Richtig, Mr. Gordon?“
„Stimmt.“, sagte Gordon über Funk. Er hatte das Gespräch mitgehört. „Nur einem wirklich findigen Ingenieursteam würde es mit entsprechender Ausrüstung und einer Menge Zeit gelingen, ihn an andere Systeme anzupassen. Und bei allem Respekt, bisher sind wir niemandem auf dem Planeten begegnet,

der die Fähigkeit dazu hat.“
„Doch, sind wir.“ D’Agostas Mine verfinsterte sich. „Den Breen.“ Aber das ergab für ihn erst recht keinen Sinn. Zum einen hatten sie kein Raumschiff mehr. Zum anderen würde ihnen der Warpkern sowieso nichts nützten. Nicht, um hier wegzukommen, jedenfalls. Durch die Explosion des Omega-Partikels lies sich kein Warpfeld aufbauen und das – da war er sich sicher - wussten auch die Breen. Aber das wollte er nicht laut aussprechen, denn von seinen eigenen Leuten wusste es so gut wie niemand. Hallie und die anderen waren so hoffnungsvoll die Shenandoah gefunden zu haben. Das wollte er ihnen nicht gleich wieder wegnehmen. Also behielt er es weiter für sich. Das war sicher das beste.
„Und wenn sie versuchen sich ein neues Schiff zu bauen?“, fragte Hallie gerade. „Die Breen meine ich. Wir wissen, dass sie mit den Tarkon zusammenarbeiten.“
„Nur mit Beliars Clan.“
„Trotzdem. Denen würde ich zutrauen so einen Warpkern zu zerlegen.“
Gordon meinte über Funk: „Unsinn. Da wäre es für sie sehr viel einfacher gewesen, die Shenandoah zu übernehmen und zu reparieren, anstatt ein neues Schiff von Grundauf zu bauen, denken sie nicht, Ensign?“
„Das ist auch wieder wahr. Sorry.“ Hallie wirkte auf einmal niedergeschlagen.
D’Agosta berührte sie an der Schulter und nickte in den dunklen Korridor. „Gehen wir zur Brücke. Vielleicht finden wir dort antworten.“

Höhle

Gefangen. Dieses Wort kam in Raminas Bewusstsein einer offenen Wunde gleich, bescherte ihr Schmerz, Zorn und – schlimmer noch – ein Gefühl schrecklicher Hilflosigkeit. Wie oft war sie in ihrem jungen Leben bereits gefangen gewesen? Zuerst das subtile Gefängnis einer Existenz auf der Flucht, unter der wohlwollenden, aber von Ramina missverstandenen Obhut ihrer Eltern, die sich beständig und - wie sich später herausstellte – zu Recht vor den Orionern versteckt hatten. Orioner, die nicht duldeten, dass sich Mitglieder ihres Volkes mit anderen Spezies paarten, so wie es Raminas Vater getan hatte. Von einer Welt zur anderen warn sie geeilt, immer die Orioner im Nacken. Die ewige Flucht ein Gefängnis, das einem Mischling wie ihr keinen Freiraum ließ, um die Schwingen der Phantasie auszubreiten und zu fliegen.

Später wurde sie von den Orionern doch noch geschnappt – aus eigener Schuld - und versklavt, gewissermaßen als Belohnung dafür, das erste Gefängnis verlassen zu haben.

Als Freudenmädchen hatte man sie eingesetzt, als Prostituierte in einem ihrer heruntergekommenen Bordelle, in dem sich die Unterschicht der Raumfahrer und Händler, die im orionischen Sektor unterwegs war, für wenig Geld vergnügen konnte. Alles gegen Raminas Willen, und nur, weil man aufgrund der vom gemischten Genom ihrer Herkunft verursachten Verkrüppelung ihrer Pheromon-produzierenden Organe keine andere Verwendung in der orionischen Kultur für jemanden wie Ramina

hatte. Sie war immer wieder Vergewaltigt worden, manchmal auch geschlagen. Der Schmerz – körperlicher und seelischer – war in jener Zeit ein ständiger Begleiter gewesen. Wer mochte der nächste Kunde sein? Wie würde er sie behandeln? Wie sehr würde er stinken? Nur die Nächte, in denen kaum etwas los war, hatten ein wenig Erleichterung gebracht, und Träume von Flucht und Freiheit geschenkt, bis zum nächsten Tag, als der nicht enden wollende Schrecken weiterging, immer weiter. Wie viele Menschen gab es schon, die erst aufwachen mussten, um einen Alptraum zu erleben?

Sie war in ihrem eigenen Körper gefangen gewesen, hatte sich fortgeträumt, wenn sie jemand berührte, ihren Körper benutzte. Eingekehrt im eigenen Ich hatte sie versucht stummen Widerstand zu leisten, bis nach einer Weile auch diese letzte Bastion des Rückzugs gebrochen worden war. Irgendwann hatte sie sich gefügt, mitgemacht, den Sex genossen (oder es sich eingeredet, dass sie ihn genoss), ihn zu einem Werkzeug gemacht. Gedanken an die Flucht hatte sie nie aufgegeben. Und schließlich war sie ihr gelungen.

Sie hatte harte Zeiten ein weiteres Mal überstehen können, aber jedes Mal erforderte der letztendliche Triumph einen hohen Preis von ihr. Vielleicht einen zu hohen. Orion lag nun weit hinter ihr, und das galt auch für ihr kurzes Leben als unschuldiges, ahnungsloses Kind. Sie hatte nie die Chance bekommen richtig aufzuwachsen, festzustellen, wer sie eigentlich war und was sie wollte. Da war immer nur eine Konstante gewesen in ihrem Leben, nur eine Sache die zählte, die sie antrieb: Flucht. Flucht aus der Gefangenschaft. Wie auch immer die geartet war. Ein ewiger Kampf um die eigene Freiheit, die nur Fragezeichen versprach. Was tat der geborene Krieger, wenn der Konflikt zuende war? Was tat die ewig Flüchtende, wenn das Gefängnis weit hinter ihr lag?

Darüber hatte Ramina nie wirklich nachgedacht, vielleicht, weil sie insgeheim nie mit einem Erfolg gerechnet hatte. Der Gedanke an Flucht war so tief in ihrem Wesen verwurzelt, dass sie nichts anderes mehr kannte, auch jetzt nicht. Selbst als sie die Freiheit erlangt hatte, war sie geflohen, über Umwege zur Sternenflotte, ins Unteroffiziersprogramm und von dort auf die Shenandoah, wo sie langsam anfing, sich zu besinnen. Doch jetzt befand sie sich erneut in Gefangenschaft, und ihre Fluchtinstinkte begannen wieder zu erwecken und ihr Handeln zu bestimmen. Diesmal war der Käfig ein ganzer Mond, die Wärter die Sterne. Und die Ankläger die Gredor, die sich oben auf den Bergkämmen aufhielten, sie einkreisten, ihr den Fluchtweg abschnitten und somit auch die Luft zum Atmen.
Gefangen.
Zorn brodelte in Ramina empor, unbändiger Zorn, und sie gab ihm nach, schlug mit der Faust gegen die Höhlenwand. Nicht noch einmal, dachte sie. Wenn die Gredor sie herausfordern wollten – schön! Tiere, die man in die Ecke drängte, waren schließlich am gefährlichsten. Ihr Gewehr stand an der Wand gelehnt. Sie hob es auf und eilte schnellen Schrittes in die Höhle. Sie wusste, was zu tun war. Flucht um jeden Preis. Wenn die Gredor einen Krieg wollten, sollten sie einen bekommen.

Judy musste hilflos mit ansehen, wie sich Athols Zustand rapide verschlechterte. Sein Fieber stieg wieder an. Eine halbe Stunde später bekam er Krämpfe. Sie begannen, als sich Roe gerade über ihn beugte und den Amphion untersuchte.
Sein mächtiger Körper krümmte und wand sich. Er gab Würgelaute von sich, als müsste er sich übergeben. Seine Beine schlugen krampfartig.

Roe rief um Hilfe, weil er die Situation alleine nicht bewältigt bekam. Athols Gekeuche erweckte bereits Aufmerksamkeit, einige Leute hatten die Köpfe in seine Richtung gedreht, andere versammelten sich bereits in respektvollem Abstand und schauten voller Entsetzen in die Nebenhöhle, in der ihr Sanitäter zugange war.
Ehe sich jemand von den anderen losreißen konnte, war Shannyn bereits zur Stelle. „Was kann ich tun?“
Roe deutete auf seine zappelnden Beine. „Festhalten, bitte.“ Er sah in die Gruppe Schaulustiger hinein und machte eine dezente Kopfbewegung Richtung Judy. Das Mädchen hatte Angst und Panik in den Augen. Sie machte sich große Sorgen. Ein stämmiger Wissenschaftler von der Größe eines Nausicaaners kam herbei, hielt Judy an den Armen fest und zog sie ein paar Meter nach draußen.
Sie blickte an seiner Schulter vorbei, während Roe kurz den Anschein gab, in seinem Gepäck nach einem Sedativum zu suchen. Er wollte nicht, dass die anderen merkten, dass kaum noch was da war. Schließlich kramte er ein Hypospray hervor.
Ein einzelnes Hypospray.
Eine Ladung Schmerzmittel.
Die letzte.
Nicht mehr als eine nette Geste.
Roe steckte dem Amphion den Injektor an den Hals und drückte ab. Das Medikament schoss mit Hochdruck durch die Haut in Athols Blutkreislauf.
Seine Augen drehten sich nach innen.
Judy begann zu schluchzen.
Roe rief etwas zu Shannyn. Judy hörte die Worte Elektrolyte, Magnesium, Kalium.
Plötzlich bäumte sich Athol auf und übergab sich. Ein großer schwall Erbrochenes sickerte aus seinem Mund, bildete schnell

eine ausgedehnte Pfütze. Er hustete. Die Krämpfe hörten gleich danach auf. Er sackte zurück, verdrehte erneut die Augen und blieb dann reglos liegen.
Roe prüfte seine Geräte mit routinierten Bewegungen. Obgleich Schweiß auf seiner Stirn stand, blieb der Sanitäter ruhig. „Puls geht runter. Normalwert.“
„Das Fieber?“, fragte Shannyn.
„Bleibt erhöht.“ Roe schüttelte besorgt den Kopf. Er setzte sich hin und atmete geräuschvoll aus der Nase aus. „Ich verstehe das nicht. Es ist, als versuche sich sein Körper zu entgiften. Aber vor was?“
„Vielleicht etwas falsches in der Nahrung?“
„Dann hätten wir es doch auch. Wir haben alle das gleiche gegessen.“
„Sicher?“
Darauf konnte er nichts antworten. Natürlich war er nicht sicher. Wie hätte er es überprüfen sollen, ohne einen funktionierenden medizinischen Tricorder?
Ramina tauchte am Eingang zur Seitenhöhle auf. Ein schweres Gewehr lag in ihren Händen. „Bewaffnen sie sich, Roe.“ Auf Shannyns fragenden Blick fügte sie hinzu: „Ihre Freunde da draußen... werden bald hier sein, wenn Shannyn recht hat. Und ich werde sie herzlich begrüßen!“
Damit verschwand sie wieder. Shannyn sah Roe nicht an, als sie fragte: „Ist Athol soweit stabil?“
Roe sah stirnrunzelnd auf. „Was meinen sie?“
„Kann er bewegt werden?“
„Würde ich nicht empfehlen. Warum?“
„Nach ihrer Empfehlung habe ich nicht gefragt, Sani. Ist es möglich?“
„Ja, ich denke schon.“
„Gut.“, sagte sie. „Wir konstruieren eine Trage. Machen sie ihn

transportbereit.“
„Aber Ramina sagte doch gerade-“
Nun drehte sie sich zu ihm um. Entschlossenheit zeigte sich in ihrer Mine, als sie entgegnete: „Lassen sie Ramina mein Problem sein.“

Shenandoah

„Ist es noch weit?“, fragte Hallie erschöpft und sah zu D’Agosta hinauf, der vor ihr hochkletterte. Ihre Stimme hatte einen merkwürdigen Hall.
Sie befanden sich auf einer Leiter in Turboschacht fünf, der vertikal durch das komplette Diskussegment führte. Das Licht war aus. Nur ihre Taschenlampen spendeten einen matten Schein. Die schwachen Lichtstrahlen hüpften wie betrunkene Glühwürmchen durch den Schacht. Nach unten wurde es dunkel, dort gähnte nichts als Finsternis. Hallie konnte die Tiefe aber deutlich spüren, spürte, wie sie lockte, an ihr zerrte. Es ging steil abwärts. Wer hier stürzte, starb.
„Nein, wir haben die Brücke bald erreicht.“, antwortete D’Agosta. „Sie ist irgendwo da oben. Noch vier Decks, denke ich. Schaffen sie es?“
Hallie war sich nicht sicher. Ihr Bein schmerzte fürchterlich und langsam wurde sie müde. Die Sprossen waren eiskalt. Allmählich hatte sie kein Gefühl mehr in den Fingern. Lange konnte sie sich nicht mehr auf dieser verfluchten Leiter halten. Dennoch sagte sie: „Sicher.“, und versuchte dabei einigermaßen tapfer zu klingen.
Also kletterten sie weiter, schweigend, und die Stille wurde nur von ihrem mühsamen Atem und den metallenen Geräuschen ihrer Stiefel auf den Sprossen unterbrochen.
Klonk.
Klonk.

Klonk.
In dieser düsteren Monotonie verlor Hallie jegliches Zeitgefühl. Die Kletterei erschien ihr endlos. Wie lange waren sie bereits unterwegs? Warum waren sie nicht endlich oben? Wie lange würde es noch dauern? Das Wissen um die Tiefe unter ihnen ließ ihr Herz so laut schlagen, dass sie glaubte, D'Agosta müsste es hören. Ganz plötzlich, ohne es zu wollen, hätte sie einfach losheulen können. Sie drückte das Gesicht an die Leiter, schloss die Augen und schluckte schwer. D'Agosta schien es irgendwie zu bemerken. „Ist nicht mehr weit.", sagte er in ruhigem Tonfall. „Nur noch ein paar Meter."
„Uh-huh."
Hallie wünschte sich nichts sehnlicher, als endlich aus dem Schacht rauszukommen und Boden unter den Füßen zu spüren.
„Na kommen sie, Hallie."
„Okay."
„Ist gleich geschafft."
„Okay."
Ihre Beinmuskeln bettelten nach einer Pause, aber sie setzte sich wieder in Bewegung und folgte dem Geräusch von D'Agostas Stiefeln.
Klonk.
Klonk.
Klonk.
Hallie las die Beschriftung der Türen an denen sie vorbeikletterten. Auf diesem Deck befanden sich die Büros der Offiziere und Crewquartiere.
Klonk.
Klonk.
Klonk.
Dann passierten sie ein Warnschild: SPERRBEREICH. Ab hier für Unbefugte kein Zutritt. Endstation. Das war die Stelle an der

der Turbolift bei Personen mit zu geringer Sicherheitsfreigabe automatisch hielt. Sie kletterten noch ein paar Meter, bis sie das Ende der Leiter erreichten.
Dort stand: KONTROLLRAUM.
„Geschafft.“
Endlich, dachte Hallie. Sie hatten ihn erreicht. Hallie versprach ihren schmerzenden Muskeln stumm, dass es bald vorbei sein würde, dass sei sich dann ausruhen konnten. Zumindest für eine Weile.
D’Agosta griff nach einem schweren Hebel, der sich in Armeslänge von der Leiter entfernt befand und legte ihn dreimal ächzend um. Die Türhälften stoben jedes Mal ein bisschen weiter auseinander.
„Warum geht die so einfach auf?“
„Die Energie ist aus.“, erwiderte D’Agosta nur.
Hallie sah, wie er die Leiter losließ und in den Kontrollraum kletterte. Er ächzte erneut und verschwand aus ihrem Blickfeld, nur um ein paar Sekunden später den Kopf zurück in den Schacht zu stecken. „Na kommen sie.“
Er versuchte Hallie zur Hand zu gehen. Sie hatte Angst und zitterte am ganzen Körper. D’Agosta streckte einen langen Arm aus, um ihr hinaufzuhelfen. „Ich hab sie. Keine Sorge, Hallie.“
Die junge Frau ächzte ebenfalls und kletterte umständlich und mit fahrigen Bewegungen von der Leiter, schaffte es irgendwie ihren Oberkörper in den Raum zu hieven, dann versagte ihre Kraft. Sie lag auf dem Bauch, ihre Beine hingen noch im Schacht. Hallie begann zu zappeln, scharrte mit den Füßen panisch nach Halt, suchte nach irgendwas, an dem sie sich hochdrücken konnte.
Zwei Sekunden später war sie im Kontrollraum. D’Agosta zog sie hinein.
Noch nie zuvor hatte sich die Festigkeit eines Bodens unter ihren

Händen und Knien so herrlich angefühlt. Hallie krabbelte vom Schacht weg und lehnte sich erschöpft an die Wand, um zu verschnaufen. Endlich konnte sie ihr schmerzendes Bein etwas entlasten.
„Ruhen sie sich aus, Hallie. Sie machen das prima bisher.“
Sie lachte humorlos. „Ja klar...“
D’Agosta blieb neben ihr in der Hocke, bemüht, seinen eigenen stoßweise kommenden Atem zu beruhigen. *Einen Schacht hochklettern*. Er war für solche Dinge einfach nicht geschaffen. Vor ein paar Jahren vielleicht. Aber inzwischen fühlte er sich deutlich zu alt für diese Art Anstrengung. Er seufzte und ließ die Taschenlampe gleiten.
Der Kontrollraum bot sich genauso dar, wie er ihn in Erinnerung hatte: Völlig verwüstet. Der Kommandostuhl in der Mitte war umgestürzt, zwei der technischen Stationen im rückwärtigen Bereich völlig ausgebrannt. Die meisten Monitore waren gesplittert. Glas lag überall auf dem Boden verteilt und knackte, wenn man drauftrat. Die Deckenverkleidung war an manchen Stellen aufgeplatzt, Leitungen und Kabel quollen heraus. Eine zähflüssige, blaue Substanz tropfte dann und wann aus den zerrissenen Gelpacks. Überall war Blut; einige Sitze waren rötlich braun verfärbt. Alles lag im Dunkeln, nur die Lichtkegel ihrer Taschenlampen schweiften durch die Schwärze. Hallie leuchtete zu einem toten Tellariten aus der Sicherheitsabteilung. Er lag neben den Umweltkontrollen im hinteren Bereich der Brücke. Sie hatten beide in der gleichen Schicht gearbeitet, manchmal sogar ihre Überstunden getauscht. Überall waren Leichen und alle waren sie bis zur Brust zugedeckt.
D’Agosta stand mit bitterer Mine auf und trat die Rampe zum Kommandostand vorsichtig herunter. Er entdeckte Liandra Caseys Leiche halb unter einem umgestürzten Deckenträger begraben – sie hatte die sekundäre taktische Station bemannt.

Während eines Gefechts war das eine der wichtigsten Funktionen auf der Brücke. Eine fantastische Kartenspielerin. Ihr gegenüber lag Kommunikationsoffizier Ya'Bin Barell mit entsetzt verdrehten, toten Augen. Als sie noch klein gewesen war, hatte Ya'Bin für Judy oft den Babysitter gemimt. Er hatte gut mit Kindern umgehen können. Er selbst war nie dazu gekommen welche in die Welt zu setzen.
D'Agosta hatte sie alle gekannt. Zu den meisten hatte er im Laufe der Jahre ein freundschaftliches Verhältnis kultiviert. Das war seine Familie gewesen. Und nun lagen sie hier und rotteten vor sich hin.
„Allan?", fragte Hallie mitfühlend. „Ist alles in Ordnung?"
Eine dumme Frage, fand er. Nichts war in Ordnung.
„Commander Bowman... Ashley. Sie... ist nicht hier." Er hätte erwartet ihre Leiche unter allen anderen im Kontrollraum vorzufinden. Nun fragte er sich, ob sie es vielleicht doch noch geschafft hatte. Kein Zweifel, es war gut, dass er ihre Leiche nicht vorfand. Andererseits bedeutete dies auch weiterhin Ungewissheit. Im Grunde wäre es einer Erleichterung gleich gekommen, sie hier zu finden. Er hätte wenigstens Gewissheit gehabt. Aber jetzt? Jetzt würde er vielleicht nie herausfinden, was aus ihr geworden ist.
Dennoch, er war versucht, neue Hoffnung zu schöpfen. Ashley war in der Rangfolge die einzige, die ihn ablösen, die ihn *er*lösen konnte. Von der Verantwortung und von den Problemen, die sie hatten. Schließlich war sie ein vollwertiger Commander, und im Gegensatz zu ihm, war ihr Rang nicht unverdient. Als vielfach ausgezeichnete Kampfpilotin, die an gleich mehreren Kriegen teilgenommen hatte, wäre sie mit der gegenwärtigen Situation zweifellos besser zurecht gekommen, als er. Sie hätte gewusst, was als nächstes zu tun war.
Andererseits, sprach die Tatsache, dass sie Bowman bisher noch

nicht gefunden hatten, eine recht eindeutige Sprache. Entweder hatte sie den Absturz nicht überlebt, oder die Tarkon hatten sie später geschnappt und erledigt. Oder Tiere. Oder diejenigen, die das Schiff ausgeschlachtet hatten.
D'Agosta seufzte. Das einzige, was blieb, war weiterhin Ungewissheit.

Penkala blickte sich überrascht um. Er hatte geglaubt sich in den dunklen Korridoren verlaufen zu haben und hatte wahllos alle Türen geöffnet, die sich öffnen ließen und plötzlich befand er sich in der Krankenstation. Einfach so. Er war schon das ein oder andere Mal hier gewesen, aber er hatte den Korridorabschnitt überhaupt nicht wiedererkannt. Verrückt. Nun durchschnitt seine Taschenlampe die Dunkelheit, während er im Eingang stand. Der Raum vor ihm war vollgestellt mit Betten, Ablagen und Geräten.
Es roch nach tot. Alles war nass und kalt und voller Spinnweben. Penkala runzelte die Stirn.
An Bord gab es keine Spinnen. Es sei denn, die Jungs in der Zoologie hatten welche zur Untersuchung an Bord gebracht, aber davon hätte er gehört. Und draußen auf dem Korridor hatte er nirgends spuren solcher Tiere entdecken können, außer in der Kiste vorhin. Aber hier war alles voll mit dünnen Netzen, die in einem Luftzug flatterten.
„Spinnen.“, murmelte Penkala angeekelt. „Warum müssen es ausgerechnet Spinnen sein?“
Er holte sein letztes bisschen Mut zusammen, betastete kurz das Gewehr, dass er sich umgeschnallt hatte und trat dann komplett ein.
Plötzlich schnappte hinter ihm unvermittelt die Tür zu und

Penkala lies erschrocken seine Taschenlampe fallen. Sie ging aus. Er stand in vollkommener Dunkelheit.
Nach einer Schrecksekunde wandte er sich der Tür zu und fühlte ihre feuchte Oberfläche. Natürlich gab es keinen Knauf, keinen Riegel, nur die beiden Türhälften, aber er bekam seine Finger nicht in den Mittelschlitz und konnte sie nicht aufschieben.
„Scheiße!“
Er ließ es bleiben, bückte sich und tastete den Boden nach seiner Lampe ab. Sie musste doch irgendwo sein. Als er etwas glitschiges fühlte, zog er erschrocken seine Hand weg. Blut? Ein Tier? Es konnte alles mögliche sein. In der Dunkelheit spielte ihm sein Tastsinn und sein Verstand Streiche.
„Verflucht noch mal!“
Er tastete weiter. Irgendwo musste die Lampe doch hingefallen sein. Aber da war nichts. Panik stieg bereits in ihm auf, als seine Finger sich endlich – endlich - um einen kalten Metallzylinder schlossen. Seine Finger glitten über eine vorstehende Wulst, eine glatte Oberfläche... seine Lampe! Er schaltete sie ein. Der Strahl war überraschend hell. Er richtete ihn auf die Tür und sah, dass sie feste zugeschnappt war. Das Verriegelungssystem hatte jetzt erst geschaltet, nun konnte er sie nicht mehr öffnen. Er musste eine der anderen Zugangstüren finden. Ärgerlich. Aber zunächst...
Medizin und Ausrüstung. Er musste prüfen, was davon übrig war, also trat er in den Behandlungsraum und begann zwischen umgestürzten Ablagen und Trümmern zu suchen.
Es war merkwürdig. Schubladen waren aus den Schränken herausgefallen, Schranktüren standen sperrangelweit offen, aber die Ausrüstung, die sich über den Boden verteilt haben müsste, fehlte.
Verrückt. Alles war verrückt. Jemand hatte das Schiff komplett ausgeschlachtet und alles mitgehen lassen, was nicht niet- und

Nagelfest gewesen war.
An der hinteren Wand im Büro des Chefarztes entdeckte Penkala schließlich eine Metalltür mit der Aufschrift LADE 02, aber sie war fest verschlossen. An der Seite befand sich ein kleines Eingabefeld. Er betätigte die Tasten. Die Kontrollen blieben dunkel. Das vertraute Piepen erklang nicht. Auf der anderen Seite sah er einen kleinen Kasten. Er öffnete ihn, fand aber keinen manuellen Schalter.
Er seufzte. Keine Arzneien, keine Medizin. Und nichts, womit man die Metalltür öffnen konnte.
Beinahe hätte er den Kasten auf der linken Seite des Büros übersehen. Er öffnete ihn und entdeckte dahinter ein Tastenfeld, das gesplittert war. Aber daneben fand er endlich den Manuellen Hebel und Penkala hatte aus irgendeinem Grund das Gefühl, dass sich hinter der Tür alles befand, was Roe brauchte. Er legte den Hebel um. Mit einem metallischen Ächzen öffnete sich die Tür. Dahinter jede Menge Geräte, Phiolen und Zeugs, dass sicher gebraucht werden konnte. Wer auch immer die Shenandoah ausgenommen hatte, war wohl in Eile gewesen. Oder derjenige hatte sich keine Zeit genommen die verschlossenen Türen und Schränke aufzubrechen.
Er schaute auf die Aufschrift. NOTFALLKASTEN 04. Dann musste es noch mehr geben, überlegte er. Mindestens vier andere.
Er ging durch den Verbindungskorridor in das Labor. Dahinter lag die zweite, identisch aufgebaute Krankenstation – sein Ziel. Der Boden war voller Trümmer. Er musste aufpassen, wo er hintrat. Komischerweise gab es hier überhaupt keine Leichen. Gerade auf der Krankenstation hätte er mit einer Menge toter gerechnet. Er wusste nicht, ob das ein gutes, oder ein schlechtes Zeichen sein sollte.
Etwa auf halbem Weg zum zweiten Behandlungsraum hörte er

ein seltsames Nagen und das Geräusch vieler Beine, die über den Boden trippelten. Penkala erstarrte einen Moment. Er zog das Gewehr von der Schulter und umschloss den Griff. Vorsichtig ging er weiter. Der Verbindungsgang zur zweiten Krankenstation beschrieb eine Kurve und als er mit der Taschenlampe darin herumleuchtete, entdeckte er weitere Notfallkästen. Sie waren alle verschlossen. Er ging darauf zu.
Wieder hörte Penkala das Nagen, diesmal hinter sich. Im selben Moment, als er herumfuhr, sah er irgendein vielbeiniges Fieh auf sich zuspringen.
Penkala schoss, ohne zu überlegen. Das Tier landete auf ihm und warf ihn zu Boden. Im selben Moment spürte er, wie er in den rechten Oberschenkel gebissen wurde.
Erschrocken rollte er weg, der Lichtkegel seiner Taschenlampe zuckte kreuz und quer durch den dunklen Raum. Aber das Tier stand nicht mehr auf und Penkala wurde speiübel, als er sah, wogegen er sich so vehement gewehrt hatte. Es war eine Katzgroße Spinne, haarig, mit langen, dicken Beinen und vielen Augen, die seltsam verdreht waren. Die Spinne lag auf dem Rücken, zog die Beine mechanisch an und rührte sich dann nicht mehr. Der Pfeil steckte in ihrem Bauch und grüne Flüssigkeit war an den Wundrändern zu entdecken.
Das Biest war tot. Aber irgendwie war es ihm noch gelungen, Penkala zu beißen. Oder zu kratzen. Er wusste es nicht genau. Die Wunde war wohl nicht groß. Penkala spürte zwar Blut, aber es war nicht schlimm. Es juckte nur höllisch. Und plötzlich schalteten sich ein paar Monitore ein und gedämmtes Licht fuhr hoch.

Von Bowman gab es noch immer keine Spur. D’Agosta fiel auf,

dass auch Tigra, die Ops-Offizierin, die seinen Posten alten nach seiner Beförderung übernommen hatte, fehlte. Vielleicht hatten die beiden Frauen das Schiff so lange wie möglich auf Kurs gehalten und hatten dann versucht zu einer der Kapseln zu gelangen. Bei den Turbolenzen, die das Schiff durchgemacht haben musste, hätten sie kaum überlebt, geschweige denn die Kapsel erreicht. „Womöglich liegt sie auch einfach woanders.“, sprach er einen anderen Gedanken laut aus. „Sehen wir mal im Bereitschaftsraum nach.“
Aber Hallie dachte plötzlich gar nicht mehr an Bowman. Sie humpelte zur technischen Station und starrte überrascht die Monitore an. Sie liefen wieder. Einer nach dem anderen sprang an, zeigte zunächst ein rollendes Bild und dann ein leeres Weiß. Und im nächsten Moment schaltete sich die Deckenbeleuchtung ein. Zwar sehr schwach, aber endlich hatten sie Licht.
Der Notstrom. Das konnte nur bedeuten –
„Wir haben Energie.“, hörten sie Gordons Stimme durch das Interkom.
„Igitt.“, sagte Hallie und wich zur Seite.
„Was ist?“
Sie hatte beim Hereinkommen keine Blutlache gesehen, aber nun stand sie drin. „Vergessen sie’s.“

Im Hangar sprang Gordon gerade aus dem Runabout und eilte zur gegenüberliegenden Wand zu einem der Kontrollterminals, dort wo Wu halb im Schott steckte. Gordon beachtete ihn kaum. Der Kommunikator in seiner Hand klickte. Er hörte D’Agosta sagen: „Wie viel Saft haben wir?“
„Nicht viel.“, antwortete Gordon. „Um die Umweltkontrollen für eine Weile zum Laufen zu bringen, und uns ein wenig Licht zu

beschaffen reicht’s aber. Bald haben wir hier drin wieder frische Luft. Sicher nicht das schlechteste.“
Während er sprach, bediente er die nun aktivierten Kontrolltasten, aber der Computer reagierte nicht auf seine Eingaben. Es dauerte einen Moment, dann wurde der Bildschirm schwarz, nur ein einziges Wort erschien in der linken oberen Ecke:

AUTORISIERUNGSCODE:

Gordon hielt inne. Das war merkwürdig. Offenbar musste er sich erst autorisieren.
Dann entdeckte er Rotes Licht an den Rändern der Monitore blinken. Was zum Teufel ging denn hier vor?
„Das hier ist allerdings interessant.“, murmelte er.
Der Kommunikator klickte erneut. „Was ist? Was haben sie gefunden?“
„D’Agosta, haben die Monitore auf der Brücke rote Ränder?“
Eine Pause. Dann: „Ja. Sie blinken rot. Was bedeutet das?“
„Das bedeutet, der Computer ist gesperrt.“
„Wer hat das gemacht?“, fragte D’Agosta.
Gordon runzelte die Stirn und sagte nachdenklich und verblüfft: „Der Computer selbst.“
„Warum?“
„Das ist eine Sicherheitsvorkehrung.“ Er überlegte. „Wenn jemand auf wichtige, gesicherte Dateien zugreifen möchte, hat er insgesamt drei Versuche seinen Autorisierungscode einzutippen. Ist der jedes Mal falsch, schaltet sich der Hauptcomputer in einen Sicherheitsmodus und sperrt die Benutzer aus dem System aus. Das ist aber nur bei wirklich, wirklich wichtigen Daten und Systemen der Fall. Es passiert so gut wie nie.“
„Das heißt also, jemand hat versucht an gesicherte Daten zu

kommen?“, fragte D’Agosta.
„Sieht so aus, ja.“
Noch immer blinkte das Wort:

AUTORISIERUNGSCODE:

Gordon gab seinen Code ein. Wieder entstand eine Pause und dann erschien eine weitere Meldung. Der Schriftaufbau war erstaunlich langsam, manchmal stockte er sogar. Vielleicht war das System beim Absturz stärker beschädigt, als –

AUTORISIERUNGSCODE ERKANNT.

Der Bildschirm flimmerte und er hörte ein Piepen. Er hatte es geschafft. Das Fenster auf dem Bildschirm sagte ihm, dass er Zugang zum System habe und nun auswählen konnte, wohin er wollet. Gordon überprüfte den Status der wenigen Systeme auf die er zugriff hatte und die tatsächlich funktionierten und entdeckte etwas.
„D’Agosta?“
„Ja?“
„Ich hab hier was.“, sagte Gordon. „Zugang zu einer der Sensorplatten.“
„Nur zu einer?“
Er zuckte mit den Schultern. „Die anderen reagieren nicht. Nicht am System, zerstört, beschädigt, ausgeschaltet - keine Ahnung warum. Aber ich habe Zugang zu dieser hier. Glaube, damit kann ich einen Scan durchführen.“ Es war keine Plattform für technische Scans, sondern für wissenschaftliche. Gordon fand sich plötzlich in einer verwirrenden Vielfalt von Submenüs zur Plattform wieder und versuchte, das entsprechende Unterprogramm zu finden. Die meisten Systeme des Schiffes

hatten eine einzelne Taste, oder einen einzelnen Befehl, mit dem man zu bestimmten Aktionen gehen konnte, aber dieses System hatte so etwas nicht, was vielleicht daran lag, dass es sich auch nur zur Hälfte aufbaute. Der Computer reagierte tatsächlich sehr lahm, stockte und hakte. Vielleicht lag der Computerkern unter Wasser, überlegte Gordon. Normalerweise sollte in so einem Fall der Sekundärcomputer greifen, aber aus irgendeinem Grunde tat er es nicht.
Gordon war sich sicher, dass es auch ein Hilfssystem gab, aber auch das konnte er nicht finden. Außerdem war die rechte Hälfte der Kontrollkonsole gesplittert. Schließlich hatte Gordon das entsprechende Menü doch noch auf dem Schirm und führte die Aktion aus. Es dauerte eine Weile, bis die Ergebnisse über den Monitor flimmerten.
„Ich hab's."
„Irgendwelche Lebenszeichen?" In D'Agostas Stimme schwang Hoffnung mit.
Gordon interpretierte mit angestrengtem Blick die Anzeigen. „Leider nein. Das Schiff ist sauber. Hier und da blinkt was schwaches, aber das sind nur kleine Tiere offenbar. Ich sehe Penkala in der Krankenstation, sie und Hallie auf der Brücke... Moment mal." Er beugte sich näher an den Monitor. „Was ist denn das?", fragte er. Und staunte.

Auf der Brücke sah D'Agosta zu Hallie, während er in den Kommunikator sprach: „Was haben sie entdeckt?"
Nichts.
„Gordon?"
Nichts.
„Gor-"

„Da ist was.“, meldete sich Gordon endlich. „So etwas wie ne Energiesignatur. Sehr schwach.“
„Eine Energiequelle?“
„Möglich. Die Sondierungssignale werden zerstreut, ich kann’s nicht genau bestimmen.“
„Wo kommt es her?“
Eine kurze Pause.
„Ist nicht weit von ihnen entfernt. Von mir auch nicht. Liegt ziemlich in der Mitte von uns und kommt... Moment... aus einem der Transporterräume. Dem zweiten. Ich denke, ich kann... ach verdammt!“

Gordon zog die Hände weg und trat unbewusst einen Schritt zurück, als sich das Schaltpult plötzlich deaktivierte. Es war einfach ausgegangen. Er schüttelte knurrend den Kopf und betätigte die Tasten, aber nichts passierte. Der Bildschirm blieb schwarz.
„Das war’s dann.“, sagte er. „Bin aus dem System geflogen.“
„Was ist passiert?“
„Ich weiß nicht genau. Entweder hat sich die Sensorphalanx und mein Kontrollpult verabschiedet, oder der ganze Computer ist aus. Wie steht’s mit ihnen?“
Eine Pause.
„Die Monitore hier sind auch ausgegangen.“, meldete sich D’Agosta.
„Na Super. Hören sie, ich kann hier oben nicht mehr viel machen. Ich gehe zum Transporterraum. Was immer da auch sein mag, es strahlt eine Energiesignatur aus.“
„Okay.“, sagte D’agosta. „Wir treffen uns dort.“

Hallie verzog das hübsche Gesicht, als sie sich vorsichtig aus dem Kontrollraum lehnte, den Kopf reckte, und in den dunklen Turboliftschacht hinabblickte. „Muss ich da wirklich noch mal rein?“
„Nein.“, sagte D’Agosta und trat zu ihr herüber. „Bleiben sie ruhig hier, Hallie. Ruhen sie sich etwas aus.“
„Ein Befehl ganz nach meinem Geschmack.“
Er lächelte. „Leuchten sie mir den Weg?“
„Klar.“ Sie machte Platz, damit er in den Schacht klettern konnte und versuchte ihm dann so gut wie möglich mit der Lampe zu helfen.
D’Agosta zitterte und stellte sich etwas ungeschickt an. Der Aufstieg war vergleichsweise einfach gewesen. Nun ja, seine Arme und Beine waren müde geworden, aber er hatte zumindest nach oben schauen und die schreckliche Tiefe unter sich vergessen können. Jetzt war sie aber da, gähnte und rief nach ihm. Kein schönes Gefühl. Als er erst mal richtig an der Leiter hing, ging es aber. Ohne Hallie kam er auch schneller voran, was er nie laut ausgesprochen hätte – obwohl es beide wussten. Während sie am Rand des Schachtes hockte, und angestrengt hinabblickte, um D’Agostas Fortschritte beim Runterklettern zu beobachten, bemerkte sie nicht, wie die zwei rückwärtigen, noch funktionierenden Monitore zum Leben erwachten. Sie zeigten wieder den Countdown der Selbstzerstörung.
Und er lief an.

Höhle

Es herrschte jede Menge Aktivität. Waffen wurden schnell weitergereicht, Befehle gebrüllt, Posten mit knappen, militärischen Handzeichen zugeteilt.
Shannyn sah zu, wie Ramina ihre verbliebenen Leute zum Kampf bereit machte. Sie verteilten sich in der Höhle, suchten nach Deckungsmöglichkeiten und brachten ihre Waffen in Anschlag, die sie auf den Eingang richteten. Es blieb nicht mehr viel Zeit. Vor wenigen Minuten hatten die Gredor ihre Deckung aufgegeben. Vielleicht hatten sie mitbekommen, dass sie entdeckt worden waren. Seit dem kamen sie so zügig es ihre schweren Körper zuließen in ihre Richtung herabgestampft und trompeteten.
Shannyn fiel es schwer sich mit der gezielten Feindseligkeit der Gredor abzufinden. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass Tiere in der freien Natur dem Menschen gleichgültig gegenübertraten. Aber sie war ohnehin zu dem Ergebnis gekommen, dass sie es nicht mit Tieren, sondern mit einer Kultur, zu tun hatten, möglicherweise eine sehr primitive die sich gerade erst in ihren Anfangsstadien befand.
Als sie ihre Vermutung geäußert hatte, war Ramina nur noch nervöser geworden. Sie versuchte sich die Gredor als Menschen vorzustellen. Nun lautete die Frage, was würde sie tun, wenn es Menschen wären?
Für Ramina gab es nur eine Antwort: Selbst zum Angriff übergehen. Shannyn schüttelte den Kopf. Sie tauschte einen

Blick mit Judy, anschließend mit Roe, der neben Athol kniete und einen besorgten Eindruck machte. In ihren Gesichtern – und nicht nur in ihren – spiegelten sich die gleichen Empfindungen: Sie hielten es für Wahnsinn die Gredor anzugreifen. Erst die Tarkon... und jetzt das? Shannyn sah wieder zu Ramina, die zum Höhleneingang rannte und herausspähte. „Los, los!“, flüsterte sie dann ihren Leuten zu. „Die kommen!“ Sie war angespannt. Shannyn gab sich einen Ruck und ging ihren Rucksack holen. Judy folgte ihr nur einen Moment später.
Ramina mochte kämpfen wollen.
Aber Shannyn hatte etwas anderes im Sinn.

Die Zeit lief ihnen mal wieder davon. Ramina stieß auf dem Weg nach drinnen einen Techniker grob beiseite, nickte dem Sicherheitsoffizier zu, der an den Ausrüstungskisten Stellung bezogen hatte und streckte den Arm zum Tastenfeld des grauen Behälters ganz vorn aus. Sie tippte schnell ihren Sicherheitscode ein und öffnete den Deckel. Von den Tarkon erbeutete Waffen lagen darin. Projektilwaffen. Laut und fies. Aber sie mussten alles nehmen, was sie hatten. Und jetzt war es Zeit auch die Zivilisten zu bewaffnen. Sie nahm eine schwere Pistole und einen Behälter mit Munition heraus und steckte sich zwei weitere, kleinere Pistolen unter den Arm. Mehr hatten sie nicht. Nachdem sie die Kiste wieder verschlossen hatte, setzte sie ihren Weg in die Höhle fort. Draußen hörte sie das entfernte Getute der Gredor.
Es ging los.
Sie reichte sie die Waffen im Vorbeigehen weiter bis auf eine. Die letzte und größte Pistole war für Roe. Er hatte sich entgegen ihrer Anweisung noch immer nicht bewaffnet. Stattdessen hatte

sie ihn vorhin kurz dabei beobachtet, wie er eine Trage für Athol baute.
Sie betrat die Seitenhöhle, in der er sich befand, als er die letzten Gurte festzurrte und hielt ihm die Waffe entgegen. „Können sie mit so etwas umgehen?“
Roe sah auf und betrachtete die Tarkon-Waffe stirnrunzelnd. „Denke schon. Das Grundprinzip einer Waffe ist doch, dass sie leicht zu handhaben ist, oder?“
„So in der Art. Das ist schweres Kaliber. Machen sie sich auf einen heftigen Rückstoß gefasst.“
Sie gab ihm die Pistole in die Hand. Das alles schien ihr völlig normal vorzukommen. Roe war nicht begeistert. „Erwarten sie wirklich von mir auf jemanden zu schießen? Nicht, dass ich nicht dazu in der Lage wäre, aber...“
„Nur wenn es sein muss. Aber vielleicht müssen sie sich verteidigen.“
„Meinen sie die haben Waffen?“
„Könnte durchaus sein.“
„Also ich weiß nicht...“
„Keine Bange.“, sagte Ramina. „Ich an ihrer Stelle würde nicht zögern. Die treiben uns in die Ecke. Die sind selbst schuld.“ Ihre Stimme klang hart, kalt. „Uns bleibt kaum eine andere Wahl.“
„Doch, wir haben eine.“ Es war Shannyn, die gesprochen hatte. Ramina drehte sich zu ihr um.
Shannyn trug ihren Rucksack und hielt Judy bei der Hand. Das Mädchen hatte sich auch eine Tasche umgeschnallt. Sie wirkten aufbruchbereit. „Wir können runter zum Schiff.“
Raminas Wangen färbten sich dunkelgrün. „Und was würde das ändern, verflucht? Dann kriegen sie uns eben da unten. Hier haben wir wenigstens Deckung!“
„Ich glaube kaum dass die uns über das Wasser folgen. Und im Gegensatz zu *ihnen*, Ramina, habe *ich* an den Gredor keine

Waffen gesehen. Wenn sie mir also keinen anderen, triftigen Grund liefern, einen Massenmord durchzuführen, werden wir ihnen einfach aus dem Weg gehen, und zwar so lange bis es *wirklich* nicht mehr geht!“
Ramina zögerte. Die Entscheidung war ihr nicht recht. „Und wenn das Schiff auch nicht sicher ist? Wenn es D’Agosta und die anderen längst erwischt hat und wir ebenfalls in die Gefahr laufen?“
„Hey!“, beschwerte sich Judy. So etwas wollte sie nicht hören.
Shannyn legte ihr eine Hand auf die Schulter. Zu Ramina sagte sie: „Das Risiko gehe ich ein. Aber wir bleiben *nicht* hier um zu kämpfen.“
Ramina schob das Kinn herausfordernd vor. „Das hier ist eine strategische Entscheidung! Ich treffe sie. Sie mögen Ranghöher sein. Aber *mir* wurde der Befehl über die Gruppe gegeben, als D’Agosta gegangen ist.“
Shannyn bereitete die Arme aus. „Erteilen sie mir doch einen Verweis.“, schlug sie vor. Und zu Roe sagte sie: „Die Amphion werden Athol tragen. Sie schnappen sich ihre medizinische Ausrüstung, Roe. Der Rest unseres Zeugs bleibt hier.“
„Aber...“
Shannyn erstickte Raminas Protest im Kein. Ehe die Orionerin mehr sagen konnte, war sie mit Judy in die Haupthöhle getreten und verkündete laut: „Wir gehen jetzt runter zur Shenandoah. Wenn irgend jemand hier bleiben und sich an einem Massaker beteiligen will, nur zu. Ihre Entscheidung.“
Einen Augenblick lang herrschte gespannte Stille. Die Leute warfen sich zögernde Blicke zu. Dann verließen sie fast alle gleichzeitig ihre Kampfpositionen und suchten ihren Krempel zusammen.
Ramina fluchte.

Keine zwei Minuten später eilten sie im Laufschritt die Höhle hinaus und auf den sonnenbeschienenen Pfad hinab. Die Karawane war wieder in Bewegung, wieder auf der Flucht. In Zweierreihen zogen die Offiziere aus der Höhle hinaus und den Bergpfad hinab, den auch D'Agosta und sein Team am Morgen genommen hatten, um zum Uferrand des Sees zu gelangen. Diesmal waren sie jedoch in Eile, diesmal gingen sie nicht zu einer vorsichtigen Erkundung nach unten.
Die Kisten ließen sie alle zurück. Nur die Waffen wurden mitgenommen, und kleinere Dinge wie Notrationen. Die Amphion trugen den stöhnenden Athol. Shannyn bildete die Nachhut und stellte sicher, dass alle rauskamen. Judy blieb auch diesmal an ihrer Seite. Als der letzte Mann – ein schlaksiger Techniker - die Höhle verließ und schnellen Schrittes auf den Pfad einbog, bemerkte Shannyn, wie das Blattwerk zu rascheln begann.
Der ganze Bereich erbebte unter schweren Schritten und auf einmal hatte sie das Gefühl, unmittelbar vor der Kollision mit einem Lastshuttle zu stehen.
Shannyn hob den Kopf und sah, wie die Gredor um eine Ecke bogen und zu ihrer Position herabgestapft kamen. Sie waren erschreckend nahe. Plötzlich schien der Bereich regelrecht vollgestopft zu sein mit Gredor. Ihre kurzen Beine ließen eine schnelle Fortbewegung nicht zu, aber sie kamen aus allen Richtungen, wie zähflüssige Lava, und waren dabei entschlossen unterwegs... bis sie die Sternenflottenoffiziere flüchten sahen. Bei dem Gredor an der Spitze handelte es sich um ein kräftiges Männchen mit tief in den Höhlen liegenden, dunklen Augen. Es hatte einen enormen Schädel und war über ein Meter achtzig groß. Shannyn ging davon aus, dass er über zweihundert

Kilogramm wog. Er kam ins Stocken, als er Shannyn und die anderen sah, und blieb stehen. Seine vielen Begleiter taten es ihm nach kurzer Verwirrung gleich, und verharrten ebenfalls mitten in der Bewegung, ganz so, als hätten sie nicht damit gerechnet, die Sternenflotten-Offiziere hier, außerhalb der Höhle vorzufinden.
Als sei ihr ganzer Plan durcheinander geraten. Shannyn sog Geräuschvoll die Luft ein. Schon aus der Ferne hatten die Gredor einen bemerkenswerten, für viele sogar furchterregenden Eindruck gemacht. Aus der Nähe jedoch war das Gefühl noch viel intensiver, vor allem in Anbetracht dieser Massen.
Und im Moment standen sie sich einfach nur gegenüber.
Shannyn erinnerte sich daran zurück, wie sie ihrem ersten Tiger Aug in Aug begegnet war, ohne von einem Zaun, oder einem Kontinent von ihm getrennt zu sein. Eine Art summende, geistige Lähmung hatte sie überkommen, und alle möglichen wilden und schwindelerregenden Gefühle waren ihr ins Hirn gestiegen, Gefühle, die man nicht einordnen oder benennen konnte, vielleicht, weil es Tausende oder Millionen von Jahren her war, dass diese Gefühle das letzte Mal erweckt hatte. Das war jetzt nicht anders.
Shannyn hatte das Gefühl, als solle sie irgendwas tun, als würde eine spezielle Reaktion von ihr erwartet, ohne, dass sie recht wusste, was oder wie sie es tun sollte. Das war typisch für Erstkontaktaufnahmen – egal mit welcher Art man es zu tun hatte. Es gab nur einen Weg es richtig zu machen. Aber es gab Tausende, es zu verpatzen. Lautes sprechen wurde in den meisten Fällen nicht empfohlen. Plötzliche Bewegungen auch nicht. Beim Lächeln die Zähne nicht zeigen, das konnte als Drohgebärde aufgefasst werden. Die Augen niedergeschlagen halten, direkter Augenkontakt galt bei vielen als Angriffslustig. Nicht lügen. Aber all dies waren höchstens Ratschläge, keine

wahren Richtlinien. Was die eine Spezies bei einem Erstkontakt erwartete, mochte die nächste verärgern. Es gab keine Garantie. Niemand konnte sagen, was man tun sollte und was man besser unterließ.
Neben Shannyn brachte Ramina ihr Gewehr in Anschlag, denn *sie* wusste ganz genau, wie sie reagieren sollte. Shannyn streckte den Arm aus und drückte den Lauf wieder nach unten.
Ramina quittierte das mit einem Knurren.
Shannyn deutete mit einem Kopfnicken zu den Gredor. „Keine Waffen.“, flüsterte sie. Und tatsächlich; ihre Hände waren leer. Ihre Kleidung bestand aus nicht mehr als ein paar Lumpen – vermutlich Fälle von anderen Tieren. Da war kein Raum um Waffen zu verstecken. Aber das mussten sie vielleicht auch nicht, fand Ramina – sie sahen auch so schon gefährlich genug aus.
Der Gredor an der Spitze stieß plötzlich ein tiefes, lautes Tröten aus, das durch den gesamten Bergkessel hallte – Shannyn nahm an, dass das Horn auf ihrer Nasenspitze als Resonanzkörper diente. Die Antwort kam prompt. Aus allen Richtungen ertönte das gleiche, durch die verschiedenen Entfernungen gedämpfte Geräusch. Ramina zuckte zusammen und wiederstand der Versuchung, sich die Ohren zuzuhalten. *Gefangen*, flüsterte die immer lauter werdende, warnende Stimme in ihrem Geist. *Gefangen.*
Shannyn wartete einfach ab.
Schließlich herrschte wieder Stille. Es schien auf der Hand zu liegen, was das bedeutete. Eine simple Botschaft: *Kein Ausweg. Wir sind überall.*
Zumindest nach menschlichen Maßstäben. Und genau die weigerte sich Shannyn anzuwenden. Sie hatte gelernt, welche Überheblichkeit hinter der menschlichen Annahme bestand, sie könnten fremde Intelligenz beurteilen. Als wäre die eigene

irgendeine Norm, an der alles andere zu messen sei. Also versuchte sie sich vorzustellen, wie der Gredor sie sah – nur war das natürlich so gut wie unmöglich, weil man bei dem Versuch, seine Vorstellungslücken zu überbrücken, unwillkürlich wieder bei den eigenen Annahmen landete, und die irreführendsten Annahmen zudem ausgerechnet jene waren, von denen man gar nicht bewusst ausging. Shannyn malte sich aus, wie er da stand, und ihnen gerade womöglich Signale zuschickte, auf die sie nicht zu reagieren wussten, unfähig etwas von ihrem Leben zu begreifen, dass sie so nie selbst geführt, oder vor Millionen von Jahren hinter sich zurückgelassen hatten.

Aber irgendwo in der genetischen Geschichte, die sie alle in jeder einzelnen Körperzelle mit sich herumtrugen, bestand eine innige Verbindung zu diesem Lebewesen – so unerreichbar wie die Träume vom letzten Jahr, aber genau wie diese Träume, immer unsichtbar und unergründlich gegenwärtig.

Der beunruhigendste Hinweis auf Intelligenz schien aus den plötzlichen Seitenblicken hervorzugehen, die der Anführer-Gredor Shannyn und Ramina nicht infolge bestimmter Bewegungen ihrerseits zuwarf, sondern offenbar immer dann, wenn ihm gerade eine Idee gekommen war, die mit ihnen zu tun hatte. Und offenbar hatte er einige Ideen, die Ramina betrafen. Shannyn schien uninteressant zu sein. Er fixierte nur die Orionerin. Ramina schwitzte und bebte innerlich. Sie blinzelte, weil ihr Schweiß in die Augen rann. Dann wanderte sein Blick doch noch einmal weiter zu Shannyn.

Sie starrte einfach nur zurück. In ihren Augen blitzte eine merkwürdige Sehnsucht auf. Sie spürte die Anziehungskraft, die das Fremde schon immer auf sie ausgeübt hatte.

Dann trötete der Gredor erneut. Die anderen taten es ihm gleich.

Noch immer fixierte er sie. Ramina bemerkte, wie Shannyn nickte, als hätte eine Art stummer Kommunikation zwischen ihr

und dem Gredor stattgefunden.
„Das reicht jetzt!“, knurrte Ramina. Sie packte Shannyn am Arm und zog sie auf den Pfad hinab: Zeit zu fliehen! Shannyn wehrte sich nicht. Hinter ihnen erklang ein weiteres Tröten. Dann ein Rumpeln. Die Gredor setzten sich wieder in Bewegung. Shannyn warf sich Judy über die Schulter und rannte Ramina hinterher.
Es gab jetzt nur noch einen Weg nach unten und sie hoffte inständig, dass er ihnen nicht abgeschnitten wurde.

Shenandoah

Gordon bog im Eilschritt um eine Abzweigung und erreichte den Transporterraum, wo D’Agosta und Penkala bereits auf ihn warteten.
Die Tür zum Transporterraum war nicht verschlossen, die Türhälften waren in die Wand zurückgefahren. Drinnen herrschte Finsternis. Alle waren still. D’Agosta nickte Gordon kurz zu und vergewisserte sich, dass jeder bereit war.
Penkala hatte das Gewehr angelegt und gab ebenfalls sein Ok.
Dann traten sie ein. Ein kalter, grauer Nebel wehte durch den Raum und wurde nur langsam von den allmählich wieder anlaufenden Umweltkontrollsystemen abgesaugt. Es musste hier gebrannt haben, denn der beißende Gestank verbrannten Stoffes lag noch immer in der Luft, kratzte im Hals und machte das Atmen schwer.
Die großen Wandkontrollen hinter der Transporterstation flackerte beständig. Das Fenster der Zwischenwand war zersplittert, nachdem einer der Deckenträger sich gelockert und hineingekracht war. An einer Stelle des Fußbodens quollen die elektronischen Innereien einer Energieverteilerstation heraus. Das erste, was auffiel, war das kastenförmige Gerät, dass durch merkwürdig leuchtende Kabelstränge sowohl mit den Transporterkontrollen, als auch mit der Transporterplattform verbunden war.
Gordon und D’Agosta drängten sich um den kleinen grauen Kasten herum. Er summte und glühte sporadisch golden auf,

wirkte allein durch die Farben und Formen sehr exotisch. „Was ist das?“, fragte D’Agosta.
Gordon war verblüfft. „Kann ich nicht genau sagen.“ Er folgte den fremden Kabelleitungen. „Bin mir aber fast sicher, dass das ein Generator ist.“ Als D’Agosta ihn anblickte, ergänzte er: „Und es ist keiner von unseren.“
Fremde Technologie.
D’Agosta schüttelte verständnislos den Kopf. Wer zum Teufel war hier nur alles an Bord gewesen?
Plötzlich sagte Penkala: „Leute?“ Er war hinter die Kontrollkonsole gegangen und hatte die Anzeigen überprüft. Nun sah er stirnrunzelnd auf. „Hier ist jemand in einer Transporterschleife!“
„Was?“
„Ich erhalte klare Anzeigen. Da ist was im Transporterpuffer. Mindestens vier verschiedene Muster. Schwach, aber stabil.“ Er sah auf. „Und sie sind organisch.“
„Unsere Leute?“, fragte D’Agosta.
„Keine Ahnung.“
„Wer ist es?“
„Ich weiß es nicht.“
D’Agosta fällte sofort eine Entscheidung. „Materialisieren!“
Gordon nickte knapp und bediente die Schubregler. Penkala machte ihm Platz und zog sicherheitshalber wieder sein Gewehr von der Schulter. D’Agosta tat es ihm gleich und nahm seinen Phaser in die Hand.
Ein Summen setzte ein.
Auf der Transporterplattform begannen vier Gestalten in blauem Lichtkreis zu erscheinen. Der Endmaterialisierungsvorgang fraß soviel Energie, dass die Beleuchtung ermattete, und schließlich ganz ausfiel. Der Transporterraum lag im Dunkeln.
Das Summen verklang.

Einige Sekunden lang herrschte schreckliche Stille.
Atemgeräusche.
D'Agostas Herz hämmerte förmlich, man würde seinen Puls sicher bis zum anderen Ende des Quadranten hören, so laut kam es ihm vor. Er konnte nicht sehen, wer da eben materialisiert war. „H-hallo?"
Jemand keuchte. „Mein Gott.", hörte man eine weibliche Stimme. „Allan? Bist du das?" Und dann: „Allan? Allan?" Ashley!
Es war Ashley!
„Ja, ich bin's!", antwortete D'Agosta mit Augen, die fast aus den Höhlen zu fallen schienen.
In dem Moment fuhr Gordon den Transporter komplett herunter und das Licht ging wieder an. Und dort stand sie. Commander Ashley Bowman. Der erste Offizier des Schiffes, groß, dunkelhaarig und asketisch. Und die einzige, die D'Agosta nach Captain O'Conners Tod noch ablösen konnte. Und seine beste Freundin. Die Freude und Erleichterung schnürte ihm die Kehle zu. Es war kein Traum. Sie stand direkt vor ihm!
Ein zwei Sekunden lang, konnte er gar nichts machen, war nicht in der Lage sich zu bewegen oder zu sprechen. Und dann, flogen seine Gliedmaßen, und er sprang und fiel ihr um den Hals. Und sämtliche Emotionen explodierten auf einmal. Lachend und weinend zugleich drückte er sie an sich. „Ashley! Gott sei dank! Du lebst. *Du lebst*!", schluchzte er. „Geht es... geht es dir gut?"
„Ich... ich weiß nicht. Ich denke schon."
Er löste sich strahlend von ihr, musterte sie von oben bis unten. Sie schien körperlich einigermaßen unversehrt zu sein. Hatte eine Schramme an der Wange und das glatte lange Haar war durcheinander. Aber Bowman machte nicht den Eindruck ernste Verletzungen zu haben. Auch die anderen drei - allesamt Techniker, die sich ihr zufällig angeschlossen hatten – waren in

Ordnung, soweit er das beurteilen konnte, aber sie schwankten leicht und sahen übel mitgenommen aus. Penkala schob sich an Bowman vorbei, um ihnen zu helfen, sich zu setzen.
„Wir sind in Ordnung.“, versicherte Bowman trotzdem. „Was ist mit Judy? Hat sie es geschafft?“
„Judy ist bei mir.“, erwiderte Allan. „Sie ist okay.“
„Gott sei Dank!“
Gordon fummelte an seinem Kommunikator herum. Statisches Rauschen erklang daraus. „Ich glaube ich kann jetzt Kontakt zu den anderen herstellen.“
„Den anderen?“, fragte Bowman und schickte sich an von der Transporterplattform zu treten – ein Fehler! Ihr wurde sofort schwindelig. Die Welt drohte zu kippen, und einen Moment lang verschwamm ihre Sicht. Bowman stolperte vorwärts und bekam nur knapp die Transporterkonsole zu greifen, die sie vor einem Sturz bewahrte. D’Agosta war sofort an ihrer Seite und wollte sie stützen, aber sie schob ihn barsch wieder von sich fort. *So* erledigt war sie auch wieder nicht!
Dennoch musste sie sich an der Konsole festhalten, um nicht umzukippen. Jeder Muskel in ihrem Körper tat fürchterlich weh, sie fühlte sich, als hätte man sie durch eine Dornenhecke gezogen, die gleichzeitig rückwärts durch einen Mähdrescher gesaugt worden war.
Vermutlich der Nachklang der Transporterschleife, schloss sie. Ein Wunder, dass es überhaupt geklappt hatte, denn im Lehrbuch stand dieser kleine Stunt aus gutem Grund nicht - obwohl er – einmal enthüllt - denkbar einfach zu realisieren war. Im Prinzip schaltete man den Musterpuffer lediglich auf einen Diagnosekreislauf und ließ sich von den Transportersystemen in seine Atome zerlegen. Aber anstatt danach wieder automatisch Endmaterialisiert zu werden, flossen die Atome dabei einfach wieder durch den Puffer, immer und immer wieder – so lange,

bis Rettungsmannschaften eintrafen, die Endmaterialisierung einleiteten und somit den Prozess beendeten. Dabei konnte alles mögliche schief gehen. Dass die Energie nicht ausreichte, bis jemand eintraf beispielsweise. Wenn die Musterpuffer auch nur für einen Sekundenbruchteil keine Energie mehr erhielten, reichte das bereits aus, um das Signal verfallen zu lassen. Dann war man unwiederbringlich verloren.
Oder, dass niemand kam.
Sobald man auf die Plattform trat, und sich entmaterialisieren ließ, war man praktisch auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Bowman wusste außerdem, dass man nicht zu lange in diesem Zustand verweilen durfte, weil sich die Biosignale nach einer Weile zu zersetzen begannen. Die Atome gingen verloren. Einmal entmaterialisiert, hatte man keine Kontrolle mehr über sein Schicksal. Man steckte in einer Maschine fest, unbewusst der eigenen Situation, und war der Güte anderer völlig ausgeliefert. Keine Chance mehr das eigene Schicksal zu bestimmen. Ein grässlicher Gedanke.
Mit etwas Pech konnte man nicht mehr zusammengesetzt werden, wenn Rettungsmannschaften zu spät eintrafen. So weit war es zum Glück nicht gekommen.
Trotzdem fühlte sich Bowman furchtbar und schrecklich orientierungslos. Wie viel Zeit war bloß vergangen? „Was... was ist eigentlich passiert?“, fragte sie, gegen den Schwindel ankämpfend. „Wie lange waren wir in der Transporterschleife?“
„Mehrere Tage.“, antwortete D’Agosta schnell. Er war sehr aufgeregt. „Wir haben eine Weile gebraucht, bis wir das Schiff fanden.“
„Habe ich sie gut runtergebracht?“
D’Agosta nickt eifrig. „Die Shenandoah ist noch in einem Stück, wenn du das meintest. Ihr Zustand ist aber... kritisch.“
Bowman sah sich schwerfällig im Transporterraum um, Begriff

allmählich das Maß der Zerstörung... und erspähte den fremden Generator. Trotz des Schwindelgefühls trat sie erschrocken einen Schritt davon weg. „Was ist denn *das*?“
D’Agosta umschloss Bowmans Arme, um sie zu stützen, sie wäre fast gestolpert. Diesmal lehnte sie die Hilfe nicht ab. Dafür war sie viel zu erschrocken.
„Keine Ahnung.“, gestand D’Agosta. „Jemand wollte euch wohl den Saft nicht abdrehen, als die Energiesysteme entfernt wurden. Das wäre euer Tot gewesen. Ashley, du musst langsam machen. Du solltest dich hinsetzen.“
Sie ignorierte seinen Rat. „Die Energiesysteme sind entfernt worden?“ Sie verstand nicht, schwankte wieder.
„Ashley, dir geht es nicht gut. Wir müssen Roe herbringen, so schnell wie möglich.“
Sie brummte verärgert. „Ich bin okay! Jetzt sag mir endlich, was los ist.“ Bowman war viel zu sehr Soldat, und zu stolz, um auf ihn zu hören. Sie wollte keine Schwäche zeigen, selbst jetzt nicht. Der Groll, den sie in diesem Moment ausstrahle, galt weniger D’Agosta und mehr ihrem Körper, der nicht so wollte, wie sie.
D’Agosta wusste das und er wusste, dass jegliche Diskussion sinnlos gewesen wäre. Insgeheim war er erleichtert, dass sie direkt damit begann, die Führung zu übernehmen. Aber dafür brauchte sie Informationen. Einen Überblick über die Lage. „Das Schiff wurde von Unbekannten geplündert, Ashley.“
„Von...? Wo sind die anderen? Captain O´Conner und die alle?“
D’Agosta seufzte leise. „Wir haben schwere Verluste erlitten... Viele Leute verloren. Der traurige Rest der Mannschaft wartet nicht weit von hier auf ein Signal von uns.“ Er drehte sich zu Gordon. „Was macht die Verbindung?“
„Ich arbeite dran.“
Bowman fragte D’Agosta: „Funktionieren die Notrufsender?“

„Nein. Das ganze System ist außer Betrieb. Nichts funktioniert. Der Computer reagiert kaum, was vermutlich sogar besser ist, weil er mit einem Virus infiziert wurde. Wir haben nur ein bisschen Lebenserhaltung.“
„Ein Virus?“
„Lange Geschichte.“
Sie fragte: „Wie bringen wir die Systeme wieder zum Laufen?“
„Wir haben es schon versucht. Mehr als ein wenig Notstrom ist momentan nicht drin. Wir beziehen Energie aus einem Runabout. Die *Shenandoah* selbst ist tot.“
„Wir müssen die Systeme reaktivieren.“
„Ich glaube du begreifst nicht, Ashley.“, drängte D’Agosta. „Der Zustand des Schiffes ist kritischer, als du annimmst. Unser *aller* Zustand ist kritisch.“
„Was ist mit einem Rettungstrupp? Ist einer unterwegs?“
Sie verstand nicht. Sie verstand einfach nicht. D’Agosta gab ihr keine Antworten mehr. Wie sollte er nur erklären, dass sie...?
Der Kommunikator in Gordons Hand knisterte. „...d wo seid ihr?“
Es war Shannyn.
D’Agosta nahm den Kommunikator entgegen und hielt das kleine Gerät nahe an den Mund. „Shannyn? Wir sind im Schiff. Keine Gefahr hier.“
Über Funk hörte er Shannyn sagen: „... mussten die Höhle verlassen. Die Gredor sind uns auf den Fersen, Allan. Möglicherweise sind sie auf eine Konfrontation aus.“
„Na großartig!“ *Vom Regen in die Traufe*. „Und wo seid ihr?“
„Auf dem Weg nach unten.“ Der Kommunikator rauschte. „... kommen näher. Ich kann’s nicht beurteilen wie ... scheinen uns zahlenmäßig überlegen zu sein.“
„Gredor?“, fragte Ashley.
D’Agosta ignorierte sie. „Wann sind sie bei euch?” Der Kontakt

war einen Augenblick lang gestört. „Wann sind sie bei euch?“, fragte D’Agosta noch mal.
„Ich glaube wir haben noch zehn, fünfzehn Minuten, bis sie zu uns aufgeschlossen haben. Unser Rückweg in die Berge ist versperrt, aber wir können wohl noch zum Schiff runter, wenn wir uns beeilen.“
„Könnt ihr ihnen auf dem Weg nach unten entgehen?“
„Ja.“
„Dann kommt runter. Die Shenandoah ist sicher.“ D’Agosta lächelte. „Es ist alles in Ordnung.“
Das war der Moment, in dem sich ein flackernder Monitor einschaltete. Er zeigte den Countdown der Selbstzerstörung. Er war aktiv.
Und rannte herab.
Sie sahen es alle gleichzeitig.
Penkala wurde mit einem mal Blass. „Leute...?“
„Scheiße.“, fluchte Bowman.

Das von der Transporterschleife stammende Schwindelgefühl... die allgemeine Benommenheit... der pulsierende Schmerz einer Kopfwunde auf ihrer Schläfe... der Schreck von den Informationen, die ihr D’Agosta gerade mitgeteilt hatte...
...all das verschwand innerhalb einer tausendstel Sekunde, weggeweht von der Dringlichkeit der Situation, als Bowman die Selbstzerstörung sah und begriff, was vor sich ging. Augenblicklich schaltete ihr Sternenflotten-Training und ihre Kämpfer-Instinkte erwachten und übernahmen ihr komplettes Handeln. Von einem zum anderen Moment war sie wieder voll da.
Bowman fuhr zu den anderen herum. „Rasch!“, rief sie. „Alle

raus hier!“
Die drei Techniker, die noch immer auf dem Boden saßen, ebenfalls vom Schwindel gepackt, blickten sie einen Moment lang starr an. Aber dann, als sie die Erkenntnis wie ein Schlag traf, sprangen sie auf und stürzten Hals über Kopf zur Tür auf den Korridor hinaus.
D’Agosta blickte ihnen verwirrt hinterher, als sie an ihm vorbeistürmten, machte aber selbst keine Anstalten zur Flucht. *Er begreift nicht*, dachte Bowman. *Er begreift die Lage nicht.*
„Alle raus, *raus*, verflucht!“, rief sie erneut, diesmal in einem unmissverständlichem Befehlston. Zugleich packte sie Penkala an der Schulter, riss ihn unsanft von der Transporterplattform, wo er sich gerade erst aus der Hocke erhoben hatte, und drängte ihn mit Schwung nach draußen.
„Ashley...“
„Mir nach!“
Bowman rannte bereits auf den Gang hinaus und trieb die Techniker und Penkala vorwärts, wie ein Schäferhund die zu rettenden Schafe. D’Agosta und Gordon folgten ihr endlich, versuchten Schritt zu halten. Bowman überholte die anderen und übernahm nun die Führung, sauste durch das komplizierte Gangsystem.
D’Agosta rief: „Ashley, warte...!“
Er keuchte und fiel zurück. Bowman hingegen spürte das Adrenalin in ihre Muskeln schießen – sie hatte genug Kraft ewig zu rennen. Nur hatten sie keine Ewigkeit Zeit. Sie wusste, dass sie die Selbstzerstörung nicht abbrechen konnten – dafür war die Kommandoautorisation von drei Führungsoffizieren nötig. Sie waren lediglich zu zweit. Es gab nur noch eine Möglichkeit. Sie mussten raus! Sofort.
Aber wie?
Wohin?

Sie blieb unvermittelt stehen, um sich zu orientieren. Penkala wäre fast in sie hineingekracht und fluchte, als dafür einer der drei Techniker in ihn hereindonnerte. Irgendwie gelang es ihm, nicht zu stürzen. Schliddernd, kamen sie zum Halt. Bowmans Kopf fuhr herum. Sie kannte das Schiff auswendig, jeden Winkel, jeden Raum. Nun, im Dunkeln und halb zerstört, wirkte Die *Shenandoah* aber merkwürdig fremd. Sie hatte Probleme sich zu orientieren. Wo waren sie? Bowmans Kopf flog auf der Suche nach einem Hinweisschild.
Da.
Sektion Neunundzwanzig Alpha.
Ihre Gedanken rasten.
Der Countdown zählte unerbittlich herab.
Dreißig Sekunden.
Scheiße!
D'Agosta und Gordon kamen atemlos um die Ecke, versuchten endlich aufzuschließen „Ashley..."
Bowman fiel wieder ein, dass sie sich schon einmal mit Sicherheitschef Spiers über die Evakuierungsmaßnahmen auf diesem Deck unterhalten hatte. Theoretisch konnte man über die Fahrzeugrampen an der Backbordseite bis nach unten in die Nähe des Hangars gelangen. Wenn noch eines der Shuttles funktionstüchtig war...
Darin sah sie ihre einzige Chance.
„Hier lang!"
Sie stürmte durch die Gänge, Arme und Beine flogen. Die anderen folgten dicht.
D'Agosta rief: „So warte doch!"
Bowman rannte unbeirrt weiter. Rechts, links, dann wieder rechts. Da vorne waren die Rampen, am Ende des Ganges. Zwanzig Meter. Bestenfalls. Vielleicht fünfzehn.
Noch im Laufen dreht sie den Kopf um in einen Seitenkorridor

zu spähen. An dessen Ende befand sich eine große Kontrolltafel. Auch hier glühte der Countdown.
Siebzehn Sekunden.
Wie groß war ihre Chance?
Der Hangar lag fünf Decks unter ihnen.
Fünf Decks. In siebzehn Sekunden.
Unmöglich!
Bowman wusste, dass sie es niemals schaffen würden. Und dann packte sie plötzlich die Wut – weil sie die Shenandoah entgegen aller Hoffnung heil runtergebracht hatte, weil sie es entgegen aller Hoffnung rechtzeitig zum Transporter geschafft hatte, weil ihr Plan mit der Transporterschleife entgegen aller Hoffnung funktioniert und sie überlebt hatte...
... nur um jetzt an einer scheiß Fehlfunktion des Computers zugrunde zu gehen! Etwas anderes konnte die Selbstzerstörung nicht ausgelöst haben. Es war niemand mehr an Bord gewesen. Eine Fehlfunktion.
Eine verfluchte Fehlfunktion.
Es war nicht fair, einfach nicht fair! Bowman rannte schneller.
Fünfzehn Sekunden.
Sie erreichten die Rampen. Breit und hoch lagen sie da, in düstere Schatten getaucht. Auf den wenigen noch funktionierenden Monitoren rannte unerbittlich der Countdown ab. Es ging steil abwärts.
Die Gruppe schaffte es polternd bis ein Deck über den Hangar zu kommen. Fast da.
Was zeigte der Countdown?
Fünf Sekunden.
„Verflucht!“
So knapp.
So knapp!
Vier... drei... zwei...

Bowman blieb stehen. Es hatte keinen Sinn mehr.
...eins...
Sie drehte sich weg – von was auch immer -, Riss die Hände schützend vors Gesicht, in Erwartung jeden Moment von Feuer und Hitze begrüßt und zu Asche verbrannt zu werden. Es war eine dumme Reaktion. Ebenso gut hätte sie auch die Arme ausbreiten und ihr Ende willkommen heißen können.
Nicht fair, dachte sie. *Nicht fair, nicht fair*...
Genaugenommen lamentierte sie im Geiste nun schon seit einigen Sekunden, dass es nicht fair war, so zu sterben. Nur... dass der Tod Verspätung hatte.
Bowman öffnete die Augen.
Die drei Techniker und Penkala standen keuchend und ebenso überrascht vor ihr. Ihre Blicke wanderten alle fast zeitgleich und irgendwie mechanisch zu einem der Monitore. Der Countdown zeigte

SELBSTZERSTÖRUNG IN: 00:00:00

Und dann:

FEHLER

Der Monitor schaltete sich ab. Alles lag dunkel.
Bowman runzelte die Stirn.
Fehler?
Schritte erklangen. Dann Schnaufen. „Huff. Huff.“
Sie drehte den Kopf als D’Agosa und Gordon die Rampe herabkamen, ihre Taschenlampen schnitten durch die Finsternis. Sie waren beide keine schnellen Läufer und weit zurückgefallen. Erst jetzt schlossen sie zum Rest der Gruppe auf. Keiner von den beiden schien im Mindesten verwundert zu sein, dass sie noch

lebten.
D’Agosta rief im Näherkommen: „Das wollte ich dir... puh... das wollte ich dir eben schon sagen. Huff.“ Er blieb stehen, stemmte die Hände an die Knie und versuchte zu Atem zu kommen. „Es bestand... überhaupt keine Gefahr. Alle... Huff... alle destruktiven Systeme wurden aus dem Schiff entfernt. Die Sprengsätze... der Warpkern... alles.“
Bowman starrte ihn einen Moment lang einfach nur an. Dann zollten die Anstrengungen ihren Tribut. Ihr versagten plötzlich die Beine und sie musste sich setzen. Auf dem Boden versuchte sie einen klaren Gedanken zu fassen, aber da waren tausend Dinge, die gleichzeitig um ihre Aufmerksamkeit buhlten. Ein verwirrter Orkan an Empfindungen und Sorgen.
Nun merkte sie auch, dass sie zitterte. Bowman vergrub für einen Moment ihr Gesicht in den Händen, atmete tief durch und sah dann zu D’Agosta auf. „Du musst mir eine Menge erklären, Allan...“, sagte sie. „Eine *Menge*.“

Daheim

Die Evakuierung der restlichen Gruppe ins Schiff hinein verlief ohne Verluste, wenn auch nur knapp. Als die meisten bereits zur Hülle geschwommen waren, und sich hustend und prusten aus dem Wasser zogen, hatten es Penkala und Gordon endlich geschafft zwei Anti-Gravitationsschlitten mit Energie zu versorgen und nach draußen zu bringen, um so die Verletzten zu holen. Beinahe wäre es schief gegangen. Als sie Athol draufgehievt, und vom Ufer abgelegt hatten, waren die Gredor ringsum aus dem Gebüsch aufgetaucht. Sie unternahmen keinen Versuch, ihnen ins Wasser zu folgen.
Penkala hatte ihnen, sobald er das erkannte, den Mittelfinger gezeigt und dabei mutiger gewirkt, als er sich in Wahrheit fühlte. Hinterher war er sich deswegen schrecklich dumm und irgendwie schuldig vorgekommen. Als sie den bewusstlosen Athol ins Innere der *Shenandoah* brachten, sah er nicht mehr zurück. Er schloss das Schott hinter sich und sperrte die Gredor aus.

Vier Stunden vergingen. Es war inzwischen Mittag. Eine helle und heiße Sonne stand hoch am Himmel, glühte auf das Wrack der *Shenandoah* herab, und tauchte die Berglandschaft in ein merkwürdiges orange-gelb. Es war windstill und drückend heiß. Ramina hielt draußen auf der Hülle zusammen mit einigen

anderen Leute Wache, schwitzte, und warf den zahlreichen Gredor drüben am Ufer misstrauische Blicke zu. Inzwischen waren es Hunderte. Große, kleine, dicke, dünne. Wenn man Athols Erzählung vertrauen schenken konnte, dann hielt sich gegenwärtig die gesamte Gredor-Population an diesem einen Ort auf, denn laut ihm gab es nicht sehr viele Gredor. Sie hatten es also mit der gesamten Rasse zu tun.

Was habe ich nur angerichtet, dachte Ramina verzweifelt. Und wie üblich wandelte sich die Verzweiflung nach einer Weile in Jähzorn. Sie hätte am liebsten in die Menge gefeuert, ihnen so richtig Angst gemacht, damit die Gredor sofort flüchteten und auch ja nie wiederkamen. Aber sie wusste natürlich, dass das unmöglich war. Die anderen würden das niemals zulassen. Es wäre ihre eigene Verurteilung gewesen, also zwang sich Ramina zur Ruhe.

Ironischerweise war es die Untätigkeit der Gredor, die sie aus der Fassung brachte. Sie standen die ganze Zeit, soweit es das Gelände zuließ, in einer Reihe, nahe am Wasser, um den ganzen See herum. Sie hatten die *Shenandoah* völlig umzingelt, unternahmen aber weiterhin nichts. Eine gespenstische Stille lag in der Luft. Sie standen einfach da, wie Statuen, und glotzten, als würden sie auf etwas bestimmtes warten. Bildete Ramina es sich nur ein, oder starrten die Gredor sie an, sie speziell? Was wollten sie nur von ihr, verflucht? Sicher nichts gutes. Aber die Gredor waren ihnen nicht durch den See gefolgt. Vielleicht konnten sie nicht schwimmen. Nach einer Weile erweckte es den Anschein, als würden sie sich wieder in die Berge zurückziehen, denn die Reihen lichteten sich zunehmend.

Schließlich waren sie fort.

Ramina atmete erleichtert auf.

Im Hangar herrschte Geschäftigkeit. Die Umweltkontrollsysteme liefen wieder an, und das Licht funktionierte ordnungsgemäß. Die Stimmung unter der mitgenommenen Besatzung, die nach ihrer unfreiwilligen Havarie in die Ebene des fremden Mondes in ihr Schiff zurückgekehrt war, war gut.
Sogar die Gredor waren inzwischen wieder verschwunden. Ramina schien das allerdings nicht zu beruhigen. D'Agosta hatte eben, als sie ihm kurz Bericht erstattete, den Eindruck gehabt, dass sie sehr nervös war. Er schob das auf den Stress zurück. Sie alle litten darunter. Sicher auch Ramina. Bei ihr würde es vielleicht noch eine Weile dauern, ehe sie sich beruhigte und begriff, dass sie nun in Sicherheit waren. So wie es D'Agosta begriffen hatte. Er lächelte.
Zwar war das Schiff weitestgehend geschützt, aber die meisten Leute blieben lieber vorerst im Haupthangar, während die wenigen übriggebliebenen Sicherheitsoffiziere draußen Wache hielten, oder die Decks nach Gefahren absuchten. Dem letzten Bericht nach zu urteilen, stießen sie hier und da auf einige angriffslustigen Spinnen. Niemand wusste genau, wo sie hergekommen sein sollten. Gegenwärtig waren sie also damit beschäftigt, die Tiere auszuräuchern. Das sollte kein allzu großes Problem darstellen, fand D'Agosta. Verglichen mit den Herausforderungen der letzten Tage ein Klacks.
Es hatte Verletzte gegeben, viele Verluste, aber nun waren sie am Ziel angekommen. Hier in der *Shenandoah* schienen sie vor den Gredor geschützt zu sein und auch die Tarkon würden sich schwer tun, sie hier zu finden. Fürs erste hatten sie also eine Verschnaufpause. Vielleicht die erste richtige, seit der Ankunft auf dem Mond.
Nach den eintönigen Stunden, die sie alleine im Schiff umhergeirrt waren, wirkte der Anblick der eintreffenden

Gestrandeten beinahe aufregend.
D’Agosta beobachtete von der zweiten Etage des Hangardecks aus, wie die müden Offiziere durch alle möglichen Korridore und Luken in den riesigen, aber beschädigten Hangar strömten. Manche schleppten schwere Ausrüstungskisten, andere nur ihre Rucksäcke. Alle waren müde und geschafft, aber auf fast jedem Gesicht konnte D’Agosta deutliche Erleichterung ausmachen. Sie waren dankbar es überhaupt bis hierhin geschafft zu haben. Für den Moment, reichte es, um die Moral etwas zu heben.
Endlich zuhause.
Ein metallenes Poltern von der Treppe kündigte Shannyn an, die gleich zwei Stufen auf einmal nahm, als sie zu ihm auf den Steg heraufkam. Ihre schweren Stiefel sorgten jedes Mal für ein geräuschvolles *Klonk*.
„Wir sind alle vollzählig.“, informierte sie. „Es ist niemand verloren gegangen. Roe beginnt in der Krankenstation bereits mit der Behandlung der Verletzten.“
D’Agosta nickte nur. Eine gute Nachricht. Trotzdem war er aus irgendeinem Grund weit davon entfernt Luftsprünge zu machen. Shannyn trat neben ihn. Sie stützte sich auf dem Geländer ab und folgte seinem Blick in den Hangar hinunter.
Gordon versammelte gerade seine Techniker um das Runabout herum und verteilte Aufgaben. Wieder andere stapelten Kisten oder Räumten Trümmer fort um Ordnung ins Chaos zu bringen.
Fleißige Bienen.
D’Agosta fragte nach einer Weile, ohne den Blick abzuwenden: „Haben wir es geschafft?“
„Nur die zweite Hürde.“
„Und wie sieht die dritte aus?“
Darauf gab Shannyn keine Antwort. Sie warf ihm nur einen von diesen Blicken zu, die viel und nichts zugleich aussagten. D’Agosta nickte. Also doch keine Sicherheit. Doch nichts

begriffen. Innerlich seufzte er. Shannyn brachte immer schlechte Nachrichten, selbst jetzt. Aber das war okay. Es war nötig. Sie war ehrlich zu ihm. Sie wollte ihn nicht runtermachen, sondern ihn nur daran erinnern, was noch zu tun war. Aber das war jetzt Vergangenheit, das war jetzt nicht mehr seine Sorge.
Jetzt war Ashley da.

Krankenstation

Bowman hockte mit geschürzten Lippen auf der Kante einer Krankenliege und ließ ungeduldig die Beine baumeln, während sie darauf wartete, endlich untersucht und gegebenenfalls behandelt zu werden. Andere waren sicherlich schlimmer dran, weshalb sie denen bereitwillig den Vorrang ließ – auch wenn Warten nicht unbedingt Bowmans Stärke war. Erst recht jetzt nicht, in dieser Situation.

Dennoch wollte sie nicht unvernünftig sein. Niemandem war geholfen, wenn der erste Offizier einfach umkippte, weil er zu stur war, sich untersuchen zu lassen. Also hatte sie D'Agostas Rat angenommen, und sich gleich nach unten auf die Krankenstation begeben. Von rasenden Kopfschmerzen, und einem steten Schwindelgefühl, das zu leichter Übelkeit führte abgesehen, ging es ihr zwar einigermaßen – im Moment jedenfalls -, aber so viel „Glück" war offenbar nicht jedem vergönnt gewesen. Sie hatte vorhin gesehen, wie sich einige Leute im Warteraum vor der Krankenstation drängten. Offiziere, aber auch hochgewachsene, bullige Wesen, die nicht der Sternenflotte angehörten, und die Bowman noch nie zuvor gesehen hatte. Bewohner dieses Mondes offenbar. Einer von ihnen hatte momentan das Hauptbiobett in Beschlag genommen, wo er bewusstlos schlief. Ein wahrer Hüne. Bowman hatte keine Ahnung, was es mit ihm auf sich hatte. Niemand schien sich an seiner Anwesenheit zu stören. Andererseits ging es auf der Krankenstation auch recht hektisch zu, mit Sanitäter Roe als

einzigem Quell der Ruhe. Er dirigierte die Verletzten wie ein Profi. Außerdem kamen ständig Techniker und Frachtoffiziere herein und brachten neue Kisten mit medizinischer Ausrüstung oder Arzneien, die er absegnete, und ihnen zeigte, wo man sie hinstellen konnte. Sanitäter Roe konnte sich über einen Mangel an Arbeit jedenfalls nicht beschweren.
Sanitäter Roe, dachte Bowman. *Sanitäter*.
Wo war der behandelnde Arzt? Wo war *überhaupt* ein Arzt? Vielleicht in der sekundären Krankenstation? Bowman mochte Doktor Smith nicht besonders – oder eher gesagt, sie *traute* ihr nicht weiter, als sie in der Lage war, die Ärztin zu werfen. Aber dennoch hätte sie sich jetzt irgendwie besser gefühlt, wenn sie Smith gesehen hätte. Erst jetzt fiel Bowman auf, dass ihr überhaupt noch kein ranghoher Offizier begegnet war – D'Agosta ausgenommen -, und auch keiner von den Abteilungsleitern.
Lediglich einmal eine handvoll Lieutenants, einige Ensigns und viele Unteroffiziere. Sonst niemanden. Wo war der Rest? Die hochrangigen Offiziere? Wie groß war das Ausmaß der Katastrophe? D'Agosta hatte ihr vorhin keine klaren Antworten gegeben, und langsam überkam sie eine böse Ahnung, weshalb. Sie versuchte sich mit dem Gedanken zu trösten, dass der Weg zur Krankenstation nicht sehr weit war. Ihr konnten unterwegs gar nicht viele Leute begegnet sein. An und für sich war das nichts ungewöhnliches. Je nach Tageszeit, kam es hin und wieder vor, dass man absolut niemanden in den Korridoren antraf. Das Schiff war groß. Vierhundert Mann ließen sich darin besser verstecken, als man meinte - Selbst wenn alle aufgescheucht waren. Und Smith und die anderen Ärzte waren vielleicht einfach nur bei den Patienten, die nicht mehr in der Lage waren, die Krankenstation aus eigener Kraft aufzusuchen. Sie hatten Roe vielleicht mit den weniger schweren Fällen

beauftragt. Schließlich schien der junge Mann seine Sache gut zu machen. Dennoch... aus irgendeinem Grund hatte Bowman ein mieses Gefühl bei der Sache.
Sie hob den Kopf an und beobachtete, wie Roe am anderen Ende des Raumes gerade die Daten eines Untersuchungsmonitors einsah. Bowman konnte nicht genau sagen, was darauf abgebildet war – eine Art Ultraschallbild offenbar. Sie glaubte die gelbweißen Umrisse eines Beines und seiner Knochen zu erkennen. Aber sie kannte sich mit so etwas nicht aus, und Ensign Hallie, die auf dem anderen Bett saß, versperrte ihr die Sicht. Der antiquarische Verband an ihrem Bein bestätigte allerdings Bowmans Verdacht. Roe ließ das Bild verkleinern, dann rotierte die Darstellung. „Okay...“, sagte er. „Da sind die Mittelfußknochen, und da sind Schien- und Wadenbein, da die beiden Knochen des Unterschenkels...“ Dann tippte er einen bestimmten Bereich an, woraufhin das Bild wieder vergrößerte. „Ah ja. Gut. Da ist es. Sehen sie es, Hallie?“
„Nein.“
„Am Schienbein? Eine dünne, schwarze Linie. Das ist der Bruch, knapp unter dem Knie.“
„*Diese* dünne schwarze Linie dort?“
„Uh-huh. Diese dünne schwarze Linie bedeutet, das Bein wird nicht wieder gerade zusammenwachsen, und das bedeutet, dass sie wahrscheinlich nicht einmal gehen könnten.“
Sie machte große Augen. „Aber das können sie doch wieder richten, oder?“
Das sollte eigentlich kein Problem sein, dachte Bowman. *Warum die Sorge?*
„Ja.“, bestätigte Roe schnell. „Es ist okay. Ich kann’s wieder hinkriegen, auch wenn ich ein bisschen improvisieren muss, da die Geräte nicht einwandfrei klappen.“
Daher die Sorge.

„Aber hätten wir die *Shenandoah* nur wenig später gefunden... Sie haben Wundbrand entwickelt, Hallie. Die schlimme Sorte. Ich hätte ihr Bein abnehmen müssen.“ Er lächelte aufmunternd. „Jetzt bekomme ich sie aber wieder hin. Nur keine Sorge. In ein paar Tagen sind sie so gut wie neu.“
Hallie erwiderte nichts, schluckte nur kräftig. Bowman hörte, wie ihr Atem schneller ging. Sie konnte es der jungen Frau nicht verdenken. *Bein Abnehmen. Mein Gott*. Was war nur los mit ihnen? Sie waren alle in schlechtem Zustand, das stand außer Frage. Aber so etwas...? Frühestes Mittelalter. Bowman fragte sich, was dieser Gruppe wiederfahren war.
„Sollen wir es gleich behandeln?“
„Ja, bitte, Roe! So schnell wie möglich.“
„Gut. Ich gebe ihnen ein Sedativum.“ Sie wollte etwas sagen, aber er kam ihr zuvor: „Keine Widerrede. Wir haben jetzt endlich einen größeren Vorrat an Arzneien. Sie müssen nicht die mutige spielen, damit wir Medikamente horten können.“
„Was immer sie meinen.“
Er griff neben sich, und nahm eine Phiole von einer Ablage. Mit einem Schlag war sie ins Hypospray eingerastet. Dann drückte er die Spitze des Gerätes an ihren Hals und ein leises Zischen erfolgte. Hallie stöhnte auf.
„Legen sie sich hin. Der Wirkstoff setzt gleich ein, dann fangen wir an.“
„Werde ich Halluzinationen haben?“
„Nein. Diesmal nicht. Auf Morphium sind wir nicht mehr angewiesen. Das hier ist endlich ein richtiges Mittel, Hallie. Keine Nebeneffekte.“
„Okay.“
Er legte das Hypospray weg und berührte Hallie fürsorglich an der Schulter. Als er endlich zu Bowman herüberkam, streckte sie unwillkürlich den Rücken durch.

Der Sanitäter kam direkt zur Sache. „Transporterstase?“
„Ja. Mehrere Tage lang.“
„Haben sie so etwas schon mal gemacht?“
„Nein. Und bevor sie fragen: Ich habe auch nicht vor, den Stunt zu wiederholen.“
Roe beugte sich dicht vor, schaute ihr in die Augen, dann in die Ohren. „Empfinden sie Orientierungslosigkeit, Schwindelgefühl, oder Brechreiz?“
„Alles davon.“
„Hm.“ Er war sehr ruhig, stopfte sich die Hände in die Taschen, was ihm ein einigermaßen distinguiertes Aussehen verschaffte, runzelte die Stirn und dachte nach. Bowman fragte sich, ob er überhaupt fähig war, seinen Job auszuführen. In Kriegszeiten war auch die Ausbildung an der Medizinschule gekürzt worden, zugunsten eines beschleunigten Studiums, damit die Leute schneller an die Front geschickt werden konnten. Der junge Bursche gehörte vielleicht zu einem neuen Schlag einfältiger Ärzte.
„Ich gebe ihnen eine geringe Dosis eines Inaprovalin- und Retadoxan-Gemischs.“, entschied Roe schließlich, und trat zu einem kompliziert aussehenden Gerät herüber. „Das ist ein kardio-stabilisierendes Mittel. Schwindelgefühl und Übelkeit dürften damit passee sein. Die Kopfschmerzen werden aber noch eine Weile anhalten. Ich würde ihnen ja Ruhe und Schlaf verordnen, aber das werden sie wohl kaum beherzigen...“
„Nein.“
„Das dachte ich mir. Dann belasse ich es bei der Bitte sich zu schonen.“
„Nebenwirkungen des Gemischs?“
„Keine. Außerdem werde ich noch Blutproben entnehmen, um sie später zu untersuchen.“ Mit einem Kopfnicken deutete er Richtung des Hauptbiobetts. „Nur um sicherzugehen, dass wir

keine Krankheiten eingeschleppt oder abbekommen haben.“
„Wer sind die?“, fragte Bowman mit einem argwöhnischem Blick auf den fremden, bulligen.
„Amphion.“
Mehr sagte Roe nicht dazu. Und Bowman fragte auch nicht weiter nach, schüttelte nur missbilligend den Kopf. Während er das Gemisch herstellte, konzentriert, präzise, schwiegen sie vor sich hin. Bowman beobachtete Roe eine Weile. „Sie sind hier jetzt also der Doktor, ja?“
„Sieht wohl so aus.“
„Was ist mit den anderen Ärzten? Wo sind die?“
„Es gibt keine anderen Ärzte mehr.“
Bowman starrte ihn an.
In dem Moment kam Penkala mit einer weiteren Kiste herein. „Zimmerservice.“
Ohne von den Anzeigen seines Misch-Geräts aufzusehen, deutete Roe zu den anderen Kisten drüben an der Wand. Penkala verstand und stellte seine Lieferung ganz nach oben auf den Stapel. „Sind noch ein paar Wirkstoffe.“, erklärte er. „Fragen sie mich bitte nicht welche. Die Hälfte dieser Namen kann ich nicht mal aussprechen.“
Nun warf Roe schließlich doch einen Blick über die Schulter. „War das alles, was sie gefunden haben?“
„Nein, zwei Kisten haben wir noch. Dorian bringt sie gleich rein. Die Sekundäre medizinische Abteilung ist in einem schlimmen Zustand, da hat ein Brand gewütet. Aber ein paar Sachen konnten wir noch bergen. Sie müssen später selbst durchsehen, was da alles drin ist, ja?“
„In Ordnung. Was ist mit dem Kadaver da hinten?“
„Kadaver?“
Roe deutet mit dem Daumen zum Zwischengang der ins Labor führte. Bowman folgte seinem Blick. Zuerst wusste sie nicht

genau was er meinte, aber dann sah sie so etwas, etwas langes, pelziges. Wie ein... langes Bein. Das Bein einer Spinne. Oh Gott. Es gehörte wirklich zu einer Spinne! Abscheulich. Bowman verzog kurz das Gesicht – und tadelte sich sofort dafür. Zum Glück hatte es niemand bemerkt.
„Oh.“, machte Penkala. „*Das*. Schätze dafür bin ich verantwortlich. Das Fieh hat mich gekratzt, da hab ich’s erschossen. Die anderen haben übrigens auch welche gefunden. Im ganzen Schiff. Aber keine *so* großen. Und die meisten waren bereits tot. Eklige Biester. Ziemlich angriffslustig noch dazu. Keine Sorge, ich schicke jemanden, der es wegräumt.“
„Nein, ich will den Kadaver vielmehr untersuchen. Das könnte uns ein paar Antworten verschaffen, warum es auf dieser Welt nur so von Raubtieren wimmelt. Ist unter den Wissenschaftlern ein Exobiologe dabei?“
„Weiß nicht. Ich frag mal rum.“
„Tun sie das. Vorher will ich sie mir auch noch ansehen, Alex.“
„Warum denn das? Mir geht’s doch gut.“
„Sie sagten das Tier hätte sie gekratzt.“
Penkala winkte ab. „Ach. Halb so wild.“
„Alex...“
„Es ist nichts. Wirklich nicht.“
Roe seufzte. Warum sträubten sich die Leute nur immer vor medizinischen Untersuchungen? Es war doch zu ihrem besten. Aber er wollte nicht streiten. „Wenn was ist, wenn’s juckt oder weh tut, dann kommen sie sofort zu mir. Verstanden?“
„Verstanden.“ Und zu Bowman, die das Gespräch aufmerksam verfolgt hatte, sagte Penkala, um das Gespräch mit Roe abzuwürgen: „D’Agosta möchte sie auf dem Hangardeck sehen, sobald sie hier fertig sind, Commander.“
„Ich bin in Kürze bei ihm.“
„In Ordnung, Sir.“

Bowman sah Penkala nach, als er die Krankenstation verließ. Übergroße Einheimische. Riesenspinnen. Odysseus hatte erst bis ans Ende der Welt reisen müssen, um solchen Wesen zu begegnen. Und Bowman war nicht gern am Ende der Welt. Aber in ihr verdichtete sich mehr und mehr die schreckliche Gewissheit, dass es sie sogar noch weiter weg verschlagen hatte.

Bowman

Sie saßen im Büro des stellvertretenden Flugdeckoffiziers. D'Agosta erzählte, was bisher alles geschehen war. Die tatsächlichen Ausmaße der schlecht verlaufenen Evakuierung der Shenandoah, die Bombardierung durch die Tarkon in der zweiten Nacht, die Flucht in die Berge, einfach alles.

Bowman lauschte auf das Summen der aktivierten Umweltkontrollen. Wie von weiter Ferne hörte sie die Stimmen der anderen Offiziere draußen im Hangar.

Sie sah auf den Kaffeebecher in ihrer Hand und ihr fiel auf, dass aus dessen Rand ein Stück herausgebrochen war. Sie versuchte sich klarzumachen, was sie da gerade gehört hatte, aber ihr Geist reagierte Träge, drehte sich im Kreis. Die Informationen waren schwer zu schlucken. D'Agosta redete durcheinander. Das tat er immer, wenn er nervös war. Es war schwer ihm zu folgen. Nur etwa fünfzig Mann also. Fünfzig Mann von insgesamt über vierhundert Seelen. Mehr hatten es nicht geschafft. Das war ja nicht mal ein Drittel der Crew.

Entsetzlich!

D'Agosta erzählte weiter, erzählte von Admiral Nechayevs Verrat, von den beiden Tarkon-Clans, die hier auf dem Mond Bergbaufestungen unterhielten, um Waffen an ihre Heimatwelt zu liefern, erzählte von dem Krieg, der nun wegen Nechayev auch zwischen ihnen ausgebrochen war, und den vielen Leuten, über deren Verbleib man überhaupt nichts wusste, wie beispielsweise von Doktor Smith. Schließlich beendete er seinen

Bericht und schwieg.
Nach einer Weile fragte Bowman: „Könnten woanders noch Überlebende sein?“
D’Agosta schüttelte den Kopf. „Ich denke nicht. Aufgrund des mysteriösen Energieausfalls dürften die wenigsten den Absturz in den Kapseln überlebt haben. Diejenigen, die ihn doch noch überstanden, sind wahrscheinlich den Tarkon oder der hiesigen Tierwelt zum Opfer gefallen. Es gibt hier sehr viele Raubtiere, verstehst du? Ungewöhnlich viele. Den Grund dafür kennen wir nicht.“
„Und dieser Energieausfall? Was hat das verursacht? Die merkwürdige Explosion im Orbit etwa?“
Er hob und senkte die Schultern.
Bowman schloss die Augen und rieb sich den Nasenrücken. Nachdem D’Agosta fertig war, begann sie selbst zu berichten. „Als die Evakuierung begann, und die ersten Rettungskapseln abgeschossen waren, haben wir versucht die *Shenandoah* möglichst gerade herunterkommen zu lassen, aber der Energieausfall hat uns nicht unbedingt geholfen. Und dann versagten auch noch die Systeme eins nach dem anderen. Die Ruderkontrolle reagierte so gut wie gar nicht mehr. Irgendwie gelang es mir dennoch die Spiralbewegung des Schiffes beizubehalten, bis die meisten von Bord waren – auch der Captain. Aber wir kamen zu schnell runter. Ich habe versucht ständig hochzuziehen, dadurch kam es zum Tümmlern.“ Tümmlern war ein Ausdruck für eine Serie von steilen Sturz und Steilflügen. Wie ein Tümmler, der im Wasser springt. „Es... es war eine dumme Idee.“, sagte sie leidvoll. „Ich wollte bis zum Aufschlag so viel Zeit wie möglich rausholen. Den verbliebenen Leuten die Chance geben, doch noch zu einer Rettungskapsel zu gelangen. Aber ich glaube eher, wer noch an Bord war, hat sich durch das Tümmlern das Genick gebrochen.“

D’Agosta schüttelte mitfühlend den Kopf. Allein die Vorstellung...
„Schrecklich.“
„Dann habe ich auf Autopilot geschaltet und bin in den nächsten Transporterraum. Unterwegs habe ich die Leute mitgezerrt, die noch aufrecht standen. Ich meine, ich wusste, dass wir den Aufschlag niemals überleben würden. Also haben wir uns entmaterialisiert. Ich... ich konnte doch nichts mehr tun. Die Steuerkontrolle war...-“ Sie seufzte schwer. *Einen* Moment der Trauer und Schwäche gestattete sie sich, so viel Menschlichkeit musste sein. In diesen Sekunden wirkte ihr Gesicht schrecklich alt und eingefallen. Doch dann kehrte der Drill, den man ihr auf der Akademie beim Sondertraining beigebracht hatte, in ihre Züge zurück. Mit einem Mal war sie wieder Sternenflotten-Offizier. „Wir holen uns den Warpkern zurück von wer-auch-immer-ihn-hat, führen die notwendigen Reparaturen durch, so gut es eben geht, und dann verschwinden wir. Wir müssen das Schiff umgehend in den Orbit bekommen und die Sternenflotte informieren. Wir brauchen hier ein Diplomatenteam.“
Eine Pause entstand.
Sie sah von D’Agosta zu der Blondine und wieder zu D’Agosta. Irgendwas stimmte nicht. „Das können wir doch, oder?“
Allan fragte vorsichtig: „Was hat man dir gesagt?“
„Wer?“
„Die Sanitäter, die dich behandelt haben. Die Leute denen du seit deiner Materialisierung hier begegnet bist. Wer auch immer.“
Bowman runzelte die Stirn. „Keine Silbe.“
D’Agosta sah über den Tisch hinweg Shannyn an. Sie hatte sich mit vor der Brust verschränkten Armen an die Wand gelehnt und das Gespräch aufmerksam verfolgt. D’Agosta richtete seinen Blick wieder auf Bowman. „Und du hast keine Ahnung, was da

oben passiert sein könnte? Hat Captain O´Conner bezüglich der Mission etwas... ungewöhnliches erwähnt? Von eventuellen Begegnungen mit den Breen, oder diesem Mond hier?“
„Nein. Gar nichts.“
Wieder sah D’Agosta zu Shannyn. Diese sagte mit ernster Mine zu ihm: „Niemand weiß es.“
In diesem Augenblick gingen die Lichter aus. Der Raum lag im Dunkeln. Durch die Fenster konnte D’Agosta sehen, dass auch der Hangar im Dunkeln lag.
„Verdammt noch mal!“, hörten sie Gordon draußen fluchen. „Nicht schon wieder.“
D’Agosta aktivierte seine Handlampe, trat zur Tür und leuchtete in den Hangar hinein. „Was ist los?“
„Kurzschluss im Energiesystem.“, hörten sie Gordons Stimme aus der Dunkelheit.
„Haben sie die zusätzlichen Leitungen gelegt?“
„Haben wir. Trotzdem sind sie überlastet. Der komplette Systemcheck, den wir grade durchführen frisst viele Ressourcen. Wir können nichts dafür, die Systeme sind dafür nicht – na bitte, schon erledigt.“
Es wurde wieder hell. „Den Schiffszustand, Mr. Gordon!“, erinnerte D’Agosta. „Ich hätte ihn gerne so schnell wie es geht.“
Gordon klang verärgert. „Ja, ja! Wir arbeiten ja dran.“
Als D’Agosta die Tür wieder schloss, fragte Bowman: „Was weiß niemand?“
D’Agosta setzte sich wieder an den Tisch und rutschte auf dem Stuhl herum. „Eigentlich bin ich sehr erleichtert, dass niemand geredet hat. Das heißt, die Leute wissen es nicht. Niemand ahnt was. Das ist momentan sehr wichtig. Vor allem bei einer Sache wie dieser hier. Wenn jemand Wind von dem bekäme, erfahren würde, in welchen Schwierigkeiten wir wirklich stecken, hätten wir alle möglichen Schwierigkeiten am Hals.“ Er schüttelte den

Kopf. „Noch mehr, als ohnehin schon. Ich meine...“
Es kam Bowman vor, als habe sie irgendwie nicht verstanden, worum es sich bei diesem Gespräch drehte und sie bemühte sich, dies nachzuholen. „Allan. Komm bitte zum Punkt.“
Er seufzte. „Wir werden mit dem Schiff nicht mehr weit kommen.“
Bowman ging davon aus, dass er auf die Schäden anspielte. Die *Shenandoah* machte einen miserablen Eindruck. Auch ohne Gordons Bericht lag das auf der Hand. „Dann warten wir auf einen Rettungstrupp. Wir verschanzen uns bis dahin so gut wie möglich, gehen diesen Tarkon aus dem Weg und-“
„Nein, nein, nein.“ D’Agosta wurde ungewöhnlich ernst. „Es ist mehr als unwahrscheinlich, dass die Sternenflotte hier aufkreuzt. Natürlich könnten sie uns hier vermuten. Aber... die Rettungstrupps werden uns nicht erreichen. Niemand wird uns erreichen. Sie werden uns für tot erklären und die Suchaktion abbrechen.“
Bowman verstand immer noch nicht. Allan sah sie unverwandt an. Ihm schien bei der Sache nicht recht wohl zu sein. Nervös schob er sich erneut auf dem Stuhl hin und her. „Im Orbit ist etwas explodiert, Ashley. Aber kein Waffensystem der Breen.“
„Sondern?“
„Omega. Ein höchst instabiles Molekül namens Omega.“
Sie starrte ihn an. „Das... sagt mir überhaupt nichts.“
„Die Existenz dieses Molekül ist vom Sternenflottenkommando unter strikte Geheimhaltung gestellt worden.“, erklärte Shannyn nun. „Lediglich den Captains und Admirälen der Flotte ist Omega – und dessen Gefahr – bekannt. Sonst wird niemand eingeweiht.“
Bowman wirkte noch immer verwirrt, konnte ihnen nicht ganz folgen.
D’Agosta sagte: „Erinnerst du dich an die Symbole, die überall

auf den Monitoren erschienen? Das war das Zeichen dafür, das die Sensoren eines dieser Moleküle registriert hatten.“
„Unsere Mission hatte nichts mit diesem... Omega... zu tun.“, meinte Bowman stirnrunzelnd.
„Oder Captain O´Conner hat es dir nur nicht gesagt.“, erwiderte D’Agosta. „Vielleicht, weil deine Sicherheitsautorisation nicht hoch genug war. Vielleicht wusste er es auch selbst nicht und Admiral Nechayev hat im Hintergrund die Fäden gezogen. Vielleicht war die diplomatische Mission auf Porta IV, zu der wir angeblich unterwegs waren, nur ein Vorwand, um uns in diesen Bereich des cardassianischen Territoriums zu bekommen. Wer weiß? Wir können höchstens spekulieren, was sich hinter den Kulissen *wirklich* abgespielt hat, aber das wird zu nichts führen. Konkrete Antworten kann ich dir keine liefern. Ich weiß nur, dass Omega im Orbit explodiert ist.“
„Und was bewirkt dieses... Omega?“
Nun war es wieder Shannyn, die sprach: „Ein einziges Omega-Molekül enthält unwahrscheinlich große Mengen an Energie. Wenn man diese nutzbar machen könnte, hätte die Föderation nie wieder Ressourcen-Probleme. Aber diese Moleküle sind für gewöhnlich so instabil wie sie selten sind. Eine Destabilisierung dieser Energie hat unter anderem die Zerstörung des Subraums über weite Strecken hinweg zur Folge. Deshalb kann kein stabiles Warpfeld mehr aufgebaut werden, wodurch wir der Möglichkeit zur Überlichtgeschwindigkeit beraubt werden. Und genau das ist im Orbit geschehen: Das Molekül, hinter dem Nechayev und anscheinend auch die Breen her waren, hat sich beim Versuch es an Bord zu beamen, destabilisiert und... *Boom*. Wir gehen außerdem davon aus, dass genau diese Explosion zum Energieverlust in den meisten Schiffssystemen führte. Und das ist noch das geringste Übel. Selbst wenn es uns gelingen würde mit der Shenandoah irgendwie den Mond zu verlassen... stünde

uns allerhöchstens Impulsgeschwindigkeit zur Verfügung. Der Subraum in diesem Bereich des Weltraums dürfte völlig zerstört sein.“
„Das Impulstriebwerk ist nicht betroffen?“
„Nein, das arbeitet mit einer gänzlich anderen Technologie und nach dem Rückstoßprinzip. Das Impulstriebwerk ist somit gar nicht auf den Subraum angewiesen – daher ist es aber auch sehr langsam, wie sie wissen.“
„Über weite Strecken sagten sie?“ Bowman drehte langsam den Kopf zurück zu D’Agosta. „Wie *groß* ist der Bereich des zerstören Subraums? Wie lange würden wir zurück zum Föderationsraum brauchen, wenn wir mit Impuls fliegen?“
D’Agosta zögerte für den Bruchteil einer Sekunde mit seiner Antwort: „Unserer neuesten Schätzung nach, wenigstens ein Jahr.“

Bowman starrte D’Agosta über den Tisch hinweg an. Seine Worte trafen sie wie ein Hammerschlag. Erst jetzt begriff sie das gesamte Ausmaß der Katastrophe. D’Agosta erzählte weiter, aber sie hörte nicht mehr richtig zu. Sie versuchte die Abfolge der Ereignisse zu rekonstruieren, versuchte zu begreifen, was geschehen war, und zu entscheiden, wie sie jetzt vorgehen sollten.
Sie fragte gedehnt: „Wie... wie viele wissen davon?“
„Shannyn hier weiß es, Judy, Athol und ich. Fowler aus der Sicherheit wusste auch davon, aber er ist seit einem Zwischenfall in der Ebene... nun, er ist verloren gegangen. Ich denke nicht, dass er vorher mit jemandem drüber geredet hat.“
„Oder dass er je zurückkehrt.“, fügte Shannyn hinzu. „Und Athol wird kaum begriffen haben, worum es geht.“

„Und Judy behält es für sich.“
Bowman starrte wieder. „Du hast es sonst niemandem gesagt, Allan?“
„Nein, niemandem.“, antwortete D’Agosta.
Sie sah ihn verständnislos an.
„Ashley, ich hielt es für das Klügste. Du... du kennst mich. Ich bin kein Anführer, ich bin für so etwas nicht geschaffen. Und ich bin ganz sicher nicht gut darin die Moral einer Gruppe aufrecht zu halten, die gerade eine Katastrophe durchlebt hat. Aber auch wenn ich die Stimmung nicht zu heben vermochte, so wollte ich sie doch wenigsten nicht noch weiter zerstören, als ohnehin schon. Ich wollte ihnen die Hoffnung nicht nehmen. Es... es tut mir ja leid, aber...“
„Nein.“, entschied Bowman nach einer Weile. „Das muss es nicht. Ich hätte genau dasselbe getan, auch wenn uns das kein Stück besser macht, als Nechayev.“
„Wir halten es aus anderen Gründen geheim.“
„Spielt keine Rolle. Eine Lüge ist eine Lüge.“ Sie schüttelte den Kopf. „Was soll’s. Wir haben jetzt weder die Zeit, noch den Luxus, unsere Entscheidungen zu sezieren. Nur die Faktenlage ist jetzt wichtig. Wir müssen der Situation ins Auge sehen und klar und entsprechend handeln.“
D’Agosta tauschte mit Shannyn einen Blick aus. Shannyn deutete ein hauchdünnes Lächeln an. Es waren fast dieselben Worte, die sie vor ein paar Tagen erst an ihn gerichtet hatte, als er nicht bereit gewesen war zu akzeptieren, dass *er* nun das Kommando über diese Gruppe hatte. Er hatte gezögert. Und einige hatten dafür mit ihrem Leben bezahlt.
Bowman wiederholte nicht denselben Fehler.
„Wir sind schon aus ganz anderen, ähnlich schlimmen Schwierigkeiten rausgekommen.“, bekräftigte sie weiterhin. „Vor allem im Krieg. Diese Crew ist abgehärtet. Wir sind

vorbereitet. Wir schaffen das. Allan, du sagtest die Tarkon seien untereinander in Kampfhandlungen verwickelt?“
„Ja. Seit gestern.“
„Wegen Nechayev, nicht?“
„Ja.“
„Gut. So lange sie mit sich selbst beschäftigt sind, haben wir eventuell eine Atempause. Nachdem es euch gelungen ist, vergangene Nacht drei ihrer Schiffe auszuschalten, werden Beliars Streitkräften wohl nicht mehr viele Ressourcen zur Verfügung stehen, um die Jagd auf uns fortzusetzen. Richtig?“
„Ich denke nicht, nein. Eine große Kriegsmaschinerie steht den Tarkon auf diesem Mond nicht zur Verfügung. Die Festungen hier sind für beide Clans nur Außenposten zur Gewinnung des Erzes, das sie auf ihrer Heimatwelt benötigen. Aber ich würde mich dennoch nicht in falscher Sicherheit wägen, Ashley. Beliar ist ziemlich wütend und... unberechenbar. Er wird bis zum äußersten gehen. Außerdem wissen wir noch immer nicht, was Admiral Nechayev vorhat und warum sie das Bündnis mit Beliars Feind überhaupt eingegangen ist. Wir stecken mitten in der Sache drin. Wenn wir wirklich eine Verschnaufpause haben sollten, dann nur eine kurze.“
„Das muss genügen.“ Ihr Stuhl quietschte über den Teppich, als Bowman aufstand. „Okay, folgendes: Wir ziehen unsere Kräfte zusammen, versorgen die Verletzten, sichern das Schiff und machen es jedem so schwer wie möglich, uns hier aufzuspüren. Wir müssen die *Shenandoah* tarnen. Wenn die Techniker keine Mambo-Jumbo-Techno-Lösung finden, machen wir es notfalls auf die alte Art. Mit einem Tarnnetz oder so etwas. Irgendwie eben. Uns wird schon was einfallen. Das hat nun oberste Priorität. Wenn die Wunden geleckt sind, verschaffen wir uns einen umfassenden Überblick über die Lage da draußen und treffen auf dieser Basis Entscheidungen.“

„Und Admiral Nechayev?“
„Die werden wir festsetzen. Bei der erstbesten Gelegenheit. Egal was sie sagt, egal was sie tut. Sie hat sich in die politischen Angelegenheiten einer fremden Kultur eingemischt und das ist ein Bruch gegen die oberste Direktive. Dafür kriegen wir sie dran.“
Das war der Moment in dem Gordon den Kopf durch die Tür steckte. „So.“, sagte er. „Der Hangar ist gesichert. Meine Jungs sind grade dabei alle Schotten und Hüllenbrüche zu schließen. Dann können wir auch das Wasser rauspumpen, sofern wir entsprechendes Gerät finden. Sonst konstruieren wir einfach was. Ich würde nämlich vorschlagen, wir errichten hier unten unsere Operationsbasis.“
Bowman stimmte sofort zu. „Einverstanden.“
„Was ist denn mit dem Kontrollraum?“, fragte D’Agosta.
„Der Hangar liegt tiefer in den Eingeweiden des Schiffes, Allan. Jetzt, wo wir auf die Schutzschirme verzichten müssen, bietet er uns größere Sicherheit.“
„Außerdem haben wir hier momentan unsere einzige Energiequelle.“, erinnerte Gordon. „Das Runabout. Und das Energiesystem ist ziemlich zappelig. Schon alleine deswegen – und natürlich wegen der Einsparungsmöglichkeiten – sollten wir vorerst nur einen kleinen Teil des Schiffes wieder mit Energie versorgen – den, in dem wir leben und arbeiten werden. Der Hangar ist dafür ideal.“
„Stimmt, okay.“
„Gut.“ Der Ingenieur richtete seinen Blick wieder auf Bowman. „Mit ihrer Erlaubnis, Sir, würde ich dann jetzt gerne anfangen Schadenskontrollteams loszuschicken. Wir müssen herausfinden, warum der Hauptcomputer so schwerfällig reagiert und welche Bordsysteme wir überhaupt noch nutzen können.“
Bowman nickte. „Tun sie das. Außerdem müssen wir einen Weg

finden das gesamte Schiff zu tarnen, sonst können wir gleich eine Zielscheibe auf die Hülle malen. Ist mir egal, wie sie es anstellen, Lieutenant. In zwei Stunden will ich Vorschläge die unverzüglich in die Tat umsetzbar sind. Verstanden?“

Gordon starrte sie einen Moment lang einfach nur an. Dann sah er zu D’Agosta, der dezent mit den Schultern zuckte, und danach wieder zu Bowman. Schließlich straffte er seine Gestalt. „Aye, Sir.“ Er schickte sich an in den Hangar zurückzukehren. D’Agosta rief ihn noch mal zurück: „Ach und Gordon?“

Gordon blieb in der Tür stehen. „Ja?“

„Gute Arbeit bisher.“

Der Ingenieur brummte. Dennoch sagte er: „Na klar.“ Und damit ging er seinen Aufgaben nach. Bowman sah D’Agosta an, sagte aber nichts. Sie hörten Gordon draußen ein paar Befehle rufen. Schließlich wurde es wieder still. Bowman trat zum Fenster herüber und sah hinab in den Hangar, wo ausgezehrte, schmutzige Offiziere sah – der kümmerliche Rest einer einst stolzen Mannschaft –, die nicht nur mit einer zerstörten Ausrüstung, sondern in erster Linie mit ihrer eigenen Müdigkeit kämpften.

Hinter Bowman tauschten Shannyn und D’Agosta erneut einen Blick. Dann fragte er: „Und was werden wir der Mannschaft jetzt sagen?“

Bowman gab ihm keine Antwort. Sie hatte nicht die leiseste Ahnung.

Judy

Judy hatte nicht genau gewusst, was sie erwarten sollte, als sie den Entschluss fasste, ihr altes Quartier aufzusuchen, obwohl das entsprechende Deck noch nicht freigegeben war.
Aber sie hatte nicht warten wollen – Judy war sich auch so schon nutzlos genug vorgekommen, und ihr Vater war noch in einer Besprechung gewesen, bei der offenbar auch Shannyn anwesend sein musste. Also hatte er sie mit Hallie losgeschickt, damit die beiden etwas zu tun hatten, und nachsehen konnten, was von Judys Zuhause übrig geblieben war.
Judys Zuhause...
Na ja. Judy hatte zwar die letzten Monate dort mit ihrem Vater zusammen gelebt, jeder in seinen eigenen Räumen, aber als Zuhause hatte sie es nie betrachtet. Mehr als vorübergehende Notlösung – wenn überhaupt. Meistens war es ihr vorgekommen wie ein Gefängnis. Aber zumindest war es ein Ort gewesen, der ihr vertraut war.
Jetzt waren ihr die Räumlichkeiten aber so fremd, als sähe Judy sie zum ersten Mal.
Das Quartier lag auf Deck zwei, im hinteren Bereich des Diskussegments, dort. Die Gefahr eines Wassereinbruchs hatte hier nicht bestanden. Dennoch war nicht viel übrig geblieben, wie Judy enttäuscht feststellen musste, als sie sich in ihrem alten Zimmer umsah. Der Raum bot ein Bild der Verwüstung. Möbel waren durch die Gegend geschleudert worden, Polster aufgeschlitzt, Wände zerdellt, und der Fußboden war übersät mit

Unterlagen und Habseligkeiten, die aus den Regalen gefallen waren. Das Feuer, das hier drin gewütet hatte, hatte den Rest erledigt.
Von ihren Sachen war nur noch Asche übrig. Die Poster, ihr Besitz... – es war alles von den Flammen verschlungen und vernichtet worden. Die Wände waren schwarz verkohlt und mit merkwürdigen Mustern überzogen, als hätte sie jemand mit Kohle beschmiert. Das Sonnenlicht, das durch die Fenster eindrang, war hingegen grell und hart. Ein unerträglich beißender Gestank lag in der Luft, weshalb sich Judy nicht lange aufhalten wollte.
Jetzt hatte sie immerhin Gewissheit: Von all den Gegenständen, die ihr vor ein paar Tagen noch die Welt bedeutet hatten, war nichts übrig geblieben. Zu ihrer eigenen Verwunderung nahm sie diese Information fast gleichgültig auf. Irgendwie fühlte sie sich merkwürdig distanziert. Unberührt. Als ginge sie all das nichts an. Als wäre das gar nicht ihr Zimmer gewesen. Als wäre sie weit weg, und würde jemand anderen dabei beobachten, wie er seine vernichteten Habseligkeiten begutachtete. Vielleicht war es der Schock, dachte sie. Vielleicht war es simple Beherrschung. Vielleicht war es aber auch nur eine etwas andere, reifere Sicht der Dinge. Ihrem Vater ging es gut und ihr auch. Sie waren gesund und relativ unverletzt. Im Gegensatz zu vielen – fast dreihundert - anderen bedauernswerten Personen, hatten sie beide die Katastrophe unbeschadet überstanden. Das war das wichtigste. Das war alles, was zählte. Den materiellen Verlust konnte man verkraften.
Judy stopfte die Hände in ihre Jackentaschen, verabschiedete sich geistig von Dingen, die nun Geschichte waren, und trat zurück in den Wohn- und Essbereich, wo Hallie respektvoll auf sie wartete. Die Tür, durch die Judy ihr Zimmer verließ, hing noch immer offen. Shannyn hatte sie damals während der

Evakuierung mit ihrem Schwert aufgehebelt, um Judy vor den Flammen zu retten. Wie lange war das jetzt her?
Vier Tage? Vielleicht fünf?
Es kam Judy vor wie eine Ewigkeit.
Glas knirschte unter ihren Schuhen. Der Wohnbereich des Quartiers war am wenigsten beschädigt, aber auch hier waren viele der Möbel kaputt. Tische hatten sich losgerissen und Dellen in Decke und Wand geschlagen. Kleiderfächer waren aufgeplatzt, die Klappen hingen nach unten. Auf dem Teppich und auf den Möbeln waren Kleidungsstücke verteilt. Uniformen und Freizeitanzüge. Auch die scheußlich rot-karierte Weste, die ihr Vater so gerne getragen hatte.
Judy hatte sie gehasst.
Nun hing sie in Fetzen am Replikator. Aber etwas ganz anderes erweckte plötzlich ihre Aufmerksamkeit. Da lag ein verbeulter schwarzer Kasten, nicht größer als ihre Handfläche, unter dem Replikator eingeklemmt. Ihre Musikbox!
Mit zwei Schritten war sie am Replikator. Judy zog die Box heraus und sie zerbrach in ihren Händen, ein Gewirr von goldfarbenen isolinearen Chips, Ultraleitkabeln und Schlaufen. Völlig kaputt.
Hallie trat näher und schaute dem Mädchen über die Schulter. „Was hast du da?“
„Da war meine Musik drauf. Das einzige, was mir von dem ganzen Zeug hier wirklich was bedeutet hat.“ Judy erhob sich seufzend. „Jetzt ist es nur noch Schrott.“
„Zeig mal her.“
„Da. Sehen sie? Kaputt.“
Judy blickte traurig drein, während Hallie das Gerät untersuchte. Dann zeigte das Mädchen zum Fenster hinaus, als etwas anderes ihre Aufmerksamkeit weckte. „Was tun die Leute da auf der Hülle?“

Hallie reckte sich und sah durch die Fenster zu den verbliebenen Sicherheitsoffizieren hinaus. Sie zogen auf dem Diskussegment langsam ihre Runden, Waffen im Anschlag, den Blick auf das Ufer gerichtet. Ramina bellte draußen Befehle, die sie hier drin natürlich nicht hören konnten, aber die Körpersprache war eindeutig.
„Die halten Ausschau.“, erklärte Hallie. „Vielleicht kommen die Gredor zurück. Ich muss mich der Wache nachher auch anschließen, sobald Roe mir Diensttauglichkeit bescheinigt.“ Sie zwinkerte. „Aber damit habe ich es nicht so eilig, verstehst du?“
„Sind wir hier drin denn sicher?“
„Oh, ganz bestimmt.“, sagte Hallie sanft. „Wenn es *einen* sicheren Ort auf diesem Mond gibt, dann die Shenandoah.“
Judy wirkte nicht überzeugt.
„Begleitest du mich zur Krankenstation, Judy? Wir können nach deinem Freund Athol sehen, wenn du magst. Vielleicht hat Roe ihn wieder hinbekommen. Er würde sich bestimmt freuen dich zu sehen. Nachdem bringe ich dich zu deinem Vater zurück.“
Das Mädchen zuckte mit den Schultern. „Okay.“

Draußen auf dem Korridor kam ihnen Gordon entgegen. Er war im Eilschritt unterwegs und atmete geräuschvoll. Ein leichter Schweißfilm glänzte auf seiner Stirn. Gordon war immer unterwegs, immer im Stress.
„Hallo, Chief.“, grüßte Hallie.
„Ja, ja.“
Und nie für Smalltalk aufgelegt. Im nächsten Moment war er bereits an ihnen vorbei geeilt, schnaufend und keuchend. Hallie und Judy tauschten einen Blick. Dann rief Hallie: „He! Gordon! Warten sie kurz!“

Natürlich wartete Gordon nicht.
„Bitte! Chief...!“ Sie rannte dem Ingenieur ein paar Schritte nach, bis er mit verärgertem Gesichtsausdruck schließlich doch noch stehen blieb und herumwirbelte. „Was *ist* denn?! Ich hab’s wirklich eilig...!“
Zwischen ihren Fingern hielt sie Judys zerstöre Musikbox, mit all den heraushängenden Einzelteilen, und dem Kabelsalat. Sie drückte ihm alles in die Hand. „Versuchen sie bitte das hier zu reparieren, ja?“
Hoffnung breitete sich in Judy aus. Ihre Augen wurden groß. „Können sie das?“
Gordon zögerte. Er hatte weiß Gott wichtigeres zu tun, als Spielzeug zu reparieren, und sein erster Impuls lief auch dahin, Hallie genau das mitzuteilen. Andererseits... wollte er auch nicht unnötig grob zu dem Kind sein. Dazu bestand kein Anlass. „Ich... werd’s mir mal ansehen.“, antwortete er daher. Dann fügte er ärgerlich hinzu: „*Wenn* ich Zeit finde!“
Damit setzte er seinen Weg fort und verschwand kopfschüttelnd hinter der nächsten Abzweigung.
„Was ist denn mit dem?“
„Es sind Ingenieure.“, seufzte Hallie. „Emotional sind sie dreizehnjährige. Ein Alter, in dem Jungs gerade aufhören sich mit Spielzeug zu beschäftigen, weil sie die Mädchen für sich entdecken. Bloß, dass die hier sich immer noch mit Spielzeug beschäftigen – wenn auch mit sehr kompliziertem Spielzeug. Ihre soziale Fähigkeiten sind unterentwickelt, sie ziehen sich in der Freizeit schlecht an, aber sie sind außergewöhnlich intelligent und sehr gut ausgebildet, und auf ihre eigene verschrobene Art sind sie eben ein bisschen arrogant. Außenseiter dürfen auf keinen Fall mitspielen.“
„Vor allem Kinder...“
„Egal wer. Sie sind wie Schachgroßmeister. Sie geben sich nicht

lange mit Amateuren ab. Und du darfst nicht vergessen, dass sie im Augenblick unter großem Druck stehen.“
„Schon klar.“
Hallie nickte. „Na komm. Gehen wir Athol besuchen.“

Vier Techniker drängten sich im Verbindungsgang zum Hauptcomputerkern vor der Tür. Ted Levine, der einen Abschluss in Computertechnik hatte, stand verärgert vor dem Kontrollfeld, das ihm keinen Zugang gewähren wollte und schüttelte unentwegt mit dem Kopf. Jerry Carr, Gordons bester Mann (auch wenn Gordon das ungern zugab, da Jerry die Angewohnheit hatte, ihn ständig zu necken, und Gordon Jerrys ohnehin schon viel zu großes Selbstvertrauen nicht noch weiter aufblähen wollte), befand sich rechts von ihm und schaute ratlos zu Harry Brown und Larry Burn, die bedächtig darauf warteten, dass sich die Tür endlich öffnete. Ted probierte gerade alle Kontrollen aus, einer nach der anderen, als würde das etwas bringen. Bei jedem Tastendruck erklang ein widerspenstiges, fast eingeschnapptes Piepen. Aus irgendeinem Grund war der Hauptcomputerkern komplett abgeriegelt.
Gordon kam gerade um die Ecke. Er verstaute ein kleines, beschädigtes Gerät in der Ausrüstungstasche, die ihm an der Schulter baumelte. „Schon was erreicht, Ted?“, fragte er.
Die Techniker begannen sofort wild durcheinander zu reden, Gordon verstand kein Wort. Er hob abwehrend die Hände. „He, beruhigt euch, ja? Was ist denn los?“
Ted erklärte: „Irgendein dubioses Verriegelungsprogramm hat den Hauptcomputerkern abgesperrt. Meine Autorisation wird nicht anerkannt. Und das betrifft anscheinend alle Zugänge zum Computer.“

„Keiner kommt rein.“, fügte Jerry hinzu.
Gordons Blick wanderte von einem zum anderen. „Und der Manuelle Auslöser?“
„Funktionsuntüchtig.“
„Dann schweißen wir uns eben durch die Tür, Ted.“
Die Techniker zögerten, tauschten Blicke. Sie schienen zu einer stummen Übereinkunft zu kommen, dass Jerry die Äußerung ihrer Sorgen übernahm. „Das wäre vielleicht nicht so klug. Kann sein, dass der Kern sich aus gutem Grund selbst verriegelt hat, und die Sperre nun nicht auflöst. Vielleicht gibt es ein Leck und der Kern steht unter Wasser. Wenn wir die Tür öffnen, könnte das gesamte Deck geflutet werden.“
Gordon zuckte mit den Schultern, er sah kein Problem darin. „Dann gehen wir hinauf. Weiß sowieso nicht, was ihr hier unten wollt, der Computerkontrollraum ist auf der oberen Ebene des Kerns und die entsprechenden Decks liegen über dem Wasserspiegel.“ Er schüttelte verdrossen den Kopf. „Stellt euch mal nicht so damenhaft an.“
Er folgte dem Korridor zur nächsten Zugangsleiter und kletterte hoch. Die anderen Techniker folgten ihm. Levine war der letzte; mit deprimierender Mine bestieg er die Leiter. Gemeinsam kletterten sie hoch bis Deck elf, wo sie zurück in den Korridor traten und seinem Verlauf folgten. Gordon bog zielstrebig in einen Seitengang ein, der zum Kontrollraum des Computerkerns führte. Am Eingang legte er seine Tasche ab, kramte kurz darin, und zog einen Multifunktionseffektor – einen Schweißbrenner - heraus. Das Gerät war etwa handgroß und ähnelte einem alten Phaser. An der Stirnseite schoss eine gleißende Flamme heraus, als Gordon den Apparat anschaltete, und mit der Arbeit begann. Es dauerte nur etwa drei Minuten, dann hatten sie ein Loch in die Tür geschweißt. Gordon ging nach beendeter Arbeit beiseite und überließ Jerry das Grobe: Der Techniker nahm Anlauf und

verpasste der Tür einen kräftigen Tritt mit dem Stiefel. Der geschweißte Teil stürzte mit einem reißenden Geräusch aus der Wand und fiel scheppernd in den dahinterliegende Raum.
„Puh.“, machte Jerry. Dann deutete er zum Loch und schaute schief grinsend zu Gordon. „Erniest first.“
Gordon funkelte ihn überraschend böse an. Normalerweise war es fast ein Spiel, das die beiden spielten – eine gegenseitige Neckerei. Jeder kannte seinen Platz, jeder seine Rolle, jeder die Regeln. Jerry hatte die Rolle des Untergebenen inne, der – ganz seinem munteren Naturell entsprechend - seinen Chef mit frechen Sprüchen triezte, während Gordons Aufgabe darin bestand, den hektischen und verständnislosen Boss zu mimen, dem die nächste Generation Techniker eindeutig zu Vorlaut war. Eine Rolle, die er ganz hervorragend verstand, und mit jeder Faser seines Seins erfüllte. Und es funktionierte. In ihrem Unverständnis verstanden und ergänzten sie sich prima. Das beste zweier Welten zusammengehalten durch eine einfache Rollenverteilung. Es war der Grundstein auf dem ihre Arbeitsbeziehung aufbaute. Diesmal jedoch war etwas anders, diesmal hatte Jerry unabsichtlich einen wunden Punkt bei Gordon getroffen. Er wusste nicht welchen, aber er hatte Gordon aus irgendeinem Grunde verletzt. Das konnte er in den Augen des ruppigen Ingenieurs sehen.
„Nennen sie mich nicht Ernie, Jerry! Nie wieder!“
Die Temperatur schien schlagartig gefallen zu sein. Die anderen Techniker tauschten betretene Blicke. Jerry war miserabel zumute. Am liebsten hätte er seine Worte wieder eingefangen und runtergeschluckt, wo sie niemandem Schaden konnten. „Sorry, Chef.“, sagte er ehrlich.
Gordon war nicht nachtragend. „Schon gut.“
„Ich wollte nicht-“
„Vergessen sie’s.“

Er machte eine abweisende Geste, und damit war die Sache für ihn erledigt. „An die Arbeit, Leute.“
Dann kletterte er durch die Öffnung.

Der Computerkern der *Shenandoah* befand sich zentral im Diskussegment – und somit im Herzen des Schiffes -, direkt zwischen Hangar und Deflektorkontrolle, und beanspruchte volle sechs Etagen für sich. Praktisch alle Systeme des Schiffes standen mit dem Kern in ununterbrochener Verbindung. Von hier aus wurden sämtliche automatische Funktionen gesteuert und die Anweisungen verarbeitet, die von überall auf dem Schiff verbal oder über eine Tastenfeld gegeben wurden.
Das System war eine beispiellose Meisterleistung des Computer- und Ingenieurswesens – man konnte den Kern in gewisser Weise sogar mit dem autonomen Nervensystem eines Lebenswesens vergleichen – ein Nervensystem, das die moderne Raumfahrt in dieser Form erst möglich machte.
Die ganze Zeit über protokollierte der Hauptcomputer seine eigene Aktivität und die kleinste Zeiteinheit war dabei die Nanosekunde. Er verfügte über eine entsprechend schnelle Zugriffs- und Abfragesystem-Software, zahllose Sicherheits- und Schutzprogramme, eine hochentwickelte KI-Routine, und er wartete sich sogar selber, was bedeutete, dass der Computerkernkontrollraum, von wo aus man in den Kern hinabblicken konnte, nicht viel Platz einnahm und nur selten besetzt war.
Diejenigen, die hier arbeiteten, hatten dann aber zumindest einen beeindruckenden Blick nach unten, da der Kern ausgehöhlt war. Als sich Gordon und seine Techniker nun an das breite Aussichtsfenster drängten, staunten sie erwartungsgemäß nicht

schlecht...
Aber aus einem völlig anderen Grund.
„Tja...“, sagte Jerry gedehnt. „Jetzt wissen wir zumindest, warum der Hauptcomputer nicht reagiert.“
Die Antwort war ganz offensichtlich.
Der Computerkern fehlte nämlich.
Dort, wo sich die Eingeweide des Computers hätten erstrecken müssen, klaffte ein tiefer Abgrund. Ein gähnendes, schwarzes Loch inmitten der Eingeweide des Schiffes, das sie alle zu verspotten schien.
„Und der Hilfscomputer liegt unter Wasser.“, führte Larry monoton aus. „Kein Wunder, dass die Systeme so träge reagieren. Alles läuft jetzt über einen nassen Reservekern.“
Ein schadenfrohes Lächeln umspielte Gordons Lippen.
Ted reagierte verärgert, als er es bemerkte: „Was grinsen sie denn so? Ohne Hauptcomputer werden wir das Schiff kaum operationsfähig bekommen. Ich weiß beim besten Willen nicht, was daran witzig sein soll, Ernest. Können sie mir das mal sagen?“
„Reine Genugtuung, Ted. Denn wer auch immer uns den Hauptcomputerkern geklaut hat, und nun versucht ihn in seine Systeme zu integrieren...“ Er sah zum gähnenden Loch hinab. „... hat jetzt auch das Computervirus am Hals.“

Dieser Mond, wie auch immer er heißen mochte – sofern er überhaupt einen Namen hatte -, war eine sterbende Welt, davon war Ashley Bowman überzeugt.
Sie befand sich gerade draußen auf der Hülle, um mit Ramina, die ihre Sicherheitsoffiziere sorgfältig über dem gesamten Diskussegment postiert und verteilt hatte, über den Wachplan zu

reden, als das Beben einsetzte, begleitet von dem unheimlichen, laut dröhnenden Geräusch, das die anderen in den vergangenen Tagen nun schon öfter gehört hatten. Wie ein Nebelhorn, hallte es aus weiter Ferne durch die Bergregion, ging durch Mark und Bein, während der Boden unter Bowmans Füßen zu schwanken begann.

Risse im Erdreich taten sich am Ufer auf, das Wasser im See schwappte, wie in einer gewaltigen Badewanne, gegen die man getreten hatte, und schlug Wellen. Felsen stürzten von den Hängen hinab, ein fürchterliches Knirschen und Rumpeln. Böschungen sanken mit Getöse in sich zusammen.

Die ganze Shenandoah schwankte wie Wackelpudding. Die Sicherheitsoffiziere hielten sich nur mit Mühe auf den Beinen, andere wurden umgeworfen und rutschten unkontrolliert das abfallende Diskussegment ein Stück herab. Im Schiff hielten sich die Leute verzweifelt an Türrahmen, Computertischen und Wandverkleidungen fest, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Das Beben schien eine Ewigkeit anzudauern, bis es endlich nachließ und sich der Boden beruhigte. Das Geräusch verklangt. Einige stürzende Felsen verursachten noch ein undefiniertes Rumpeln in der Ferne.

Dann kehrte unheimliche Stille ein.

Weder das Pfeifen des Windes, noch das Kreischen ferner Vögel war zu hören.

Gar nichts.

Wie durch ein Wunder war Bowman nicht gestürzt. Nun sah sie zu den Berghängen empor, die sich wieder beruhigt hatten, und still und starr in den Himmel ragten. Sie fragte sich ernsthaft, wo um Himmels Willen sie hier bloß gelandet waren.

Nicht weit von ihr entfernt, richteten sich auch Dagmind und Godar wieder auf, als der Boden aufhörte, sich zu schütteln, wie ein verwundetes Tier. „Es wird schlimmer.“, stellte Godar fest. Er sprach leise, damit sie niemand belauschte.
Dagmind nickte. Er wusste, was das zu bedeuten hatte. Das wussten sie beide.
„Das Ende naht. Jetzt hängt alles von Athol und dem Kind ab. Davon, ob sie diejenige ist, die uns prophezeit wurde.“
„Und was wenn nicht?“ Godar traute sich kaum zu fragen.
„Dann“, antwortete Dagmind düster „besteht keine Hoffnung.“

Auch in der Krankenstation entging das Beben niemandem. Aber Roe hatte wichtigeres zu tun, als sich darum zu sorgen. Seine Aufmerksamkeit galt Athol. Er hatte dem Amphion ein Mittel gegeben, dass sein Blut reinigte, und dann eines, dass seine Körperfunktionen stärkte. Die Behandlung schien anzuschlagen. Athols Vitalzeichen stabilisierten sich zusehends. Auch die Hautverfärbung ließ nach. Im Laufe der nächsten Stunde verblasste die rosa Färbung und verschwand schließlich ganz. Eine weitere halbe Stunde der Analysen und Beobachtung später, gab Roe Entwarnung.
Athol war über dem Damm. Er würde es schaffen, und in ein paar Tagen wieder erwachen. Was genau passiert war, konnte sich Roe jedoch nicht erklären, und der Sanitäter war besorgt – trotz allem.
Aber im Moment gab er sich mit jedem kleinen Teilsieg zufrieden. Das sagte er auch, als er sich einer weiteren Patientin widmete; Hallie, die zur Nachbehandlung eingetroffen war. Er hatte ihr Bein gerade mit einer Harzflüssigkeit überzogen, die zu einem starren Verband verkrusten würde – recht primitiv, aber

im Moment das beste, um den Heilungsprozess anzukurbeln.
Hallie saß auf einem der Biobetten, hielt ihr verletztes Bein in die Höhe und wartete, dass das Harz austrocknete.
Roe trat zu ihr herüber, betrachtete den Verband und schnupperte daran. Er sah auf die Uhr. „Zehn Minuten. Noch zehn, und es ist fest.“
„Wie lange muss ich das tragen?“
„Ein oder zwei Tage. Je nachdem.“
„Oh Mann!“
„Wir könnten auch darauf verzichten, wenn sie mir garantieren, dass sie das Bein so lange stillhalten. Können sie das?“
Sie gab sich verletzt, auch wenn der Spott in ihren Augen blitzte.
„Trauen sie mir das etwa nicht zu?“
„Ich denke wir bleiben bei dem Verband.“
„Na gut.“
„Machen sie sich keine Gedanken.“, wurde er wieder ernst. „Der Heilungsprozess wird schwierig, aber das bekommen wir wider hin. In Kürze werden sie wieder normal und Schmerzfrei laufen können.“
Hallie lehnte sich vor und küsste ihn auf die Wange. „Danke, Sani.“
Er lächelte.
„Das steht ihnen.“
„So? Was denn?“
„Das Lächeln. Sie sehen gut aus, wenn sie lächeln. Da haben sie viel zu selten getan.“
„Ich weiß. Ist schwer, es sich wieder anzugewöhnen.“
„Das bekommen wir wieder hin.“, zwinkerte Hallie. „In Kürze werden sie wieder normal und schmerzfrei lächeln können.“
Roe wollte etwas erwidern, als der Scanner neben Athol piepte.
Roe ging zum Computer hinüber, stellte den Alarm ab und überprüfte die Anzeigen.

Hallie, die seinen besorgten Gesichtsausdruck bemerkte, fragte ihn; „Stimmt was nicht? Ist Athol in Ordnung?“
„Ja. Und... Nein.“
„Huh?“
Roe antwortete nicht direkt. Er trat an Athols Bett, klappte seinen Tricorder auf und begann mit einer umfangreichen Sondierung. Er sagte, ohne von dem Display aufzuschauen: „Da ist eine Krankheit in seinem Blutkreislauf.“
Und nicht nur in seinem, wie eine Analyse ergab. Roe starrte Kopfschüttelnd auf die Anzeigen. Er prüfte alles mehrmals, nur um ganz sicher zu sein. Aber die Krankheit war auch in dem der anderen Amphion und einige der anderen Offiziere hatten sie auch.
Roe bezweifelte, dass das der Grund für Athols Zusammenbruch war, aber dennoch war damit nicht zu spaßen. Es war ein merkwürdiger Typ von Enzephalitis, der sie alle betroffen hatte. Aber er konnte den Ursprung nicht ausmachen. Er fand keinen Erreger. Ein Virus war es jedenfalls nicht, weil die Antikörper-Konzentration sich nicht erhöht und die Auszählung der weißen Blutkörperchen keine Unterschiede aufwies. Bakteriell konnte es auch nicht sein, weil nichts kultiviert werden konnte.
Es war ihm ein Rätsel.
Er wusste nur, dass die Krankheit Leute befiel, die Verletzungen davongetragen hatten. Und dass es eine echte Enzephalitis war – Kopfschmerzen, Verwirrung und erhöhte Temperatur inklusive. Jetzt, wo ihm die Ausrüstung der Krankenstation zur Verfügung stand, konnte er die Krankheit heilen. Zumindest, bei denen, die er erreichte. Fowler würde ebenfalls befallen sein, wenn er noch lebte. Immerhin hatte er eine Verletzung am Ohr gehabt. Vielleicht war die Krankheit sogar für sein merkwürdiges Verhalten verantwortlich gewesen. Er erklärte es auch Hallie.
„Was könnte das sein?“, fragte sie.

Roe überlegte. „Es stammt jedenfalls nicht von uns. Die Krankheit ist hier heimisch.“
„Warum hat sie die Amphion dann nicht ausgelöscht?“
„Vielleicht ist sie noch nicht so alt.“, spekulierte er. „In Freier Natur gibt es einige sehr langsam wirkende Krankheiten. Es kann fünf oder zehn Jahre dauern, bis sie zum Ausbruch kommen. Verursacht von Viren oder Prionen.“
„Prionen?“
„Proteinfragmente. Wie bei Scrapie. Aber diese Krankheiten werden nur durch kontaminierte Nahrung übertragen. Das ist hier nicht der Fall. Es wird über Verletzungen übertragen. Aber durch was?“
„Können sie es denn heilen?“
„Ja. Ganz leicht. Trotzdem...“
Es war ihm ein Rätsel.
Roe mochte keine Rätsel.
Er war entschlossen, es zu lösen.

Tauchgang

Diffus graues Tageslicht brach von irgendwo oben durch die schäumende Wasseroberfläche. Der dumpfe Klang des Sees schien aus allen Richtungen zu kommen, ein tiefes, konstantes Brausen, unterstrichen von langen, heulenden Tönen und kleinen blubbernden Blasen, die aus der dunklen Tiefe drangen und zur irgendwo diffus über ihnen leuchtenden Wasseroberfläche zogen. Ein mittelgroßer Schwarm metallen wirkender Fische schwamm an Jerry Carr und seinem Team vorbei.
Die Fische wirkten gefährlich, irgendwie fremd und mutiert, so wie alles auf diesem Mond fremd und mutiert zu sein schien. Ihre Mäuler waren im Vergleich zum Rest ihres Körpers riesig, und besetzt mit spitzen kleinen Zahnreihen. Eindeutig zum Zerreißen von Beute. Kleine weiße Tintenfäden rannen aus ihren Kiemen. Die kalten, schrägstehenden Augen waren tot und starr, glotzten ziellos vor sich hin. Die schuppige Haut reflektierte das wenige Licht, das durch die Oberfläche bis hier herunter drang, wodurch sie im starken Kontrast zur undurchdringlichen Düsternis standen, die unter ihnen gähnte, hungrig und furchteinflößend. So gefährlich die Fische auch aussahen, so egal schienen ihnen die Neuankömmlinge in ihrem Refugium zu sein.
Jerry Carr war noch nie auf Unterwasser-Operationen versessen gewesen. Dabei waren die Bedingungen unter Wasser denen des Weltraums gar nicht so unähnlich – nur die Konsequenzen boten sich genau umgekehrt dar. Zermalmender Druck anstatt dem

reißenden Vakuum, Flutung statt Entlüftung, Implosion statt Explosion. Beide Umgebungen waren auf die gleiche Art tödlich, Fehler wurden nicht verziehen. Was sich ebenfalls gemeinsam darbot, war die Trägheit der eigenen Bewegung. Jedes dieser Milieus war der menschlichen Physiologie auf seine eigene Art fremd, und Carr, hätte er die Wahl, würde beidem fernbleiben.

Heute hatte er keine Wahl.

Jemand hatte rausgemusst, nachsehen, wie der Zustand der Gondeln beschaffen war, vor allem von der rechten, die anscheinend tief ins Wasser hineinragte, und daher von außen nicht begutachtet werden konnte. Der Hilfscomputer arbeitete zudem so unzuverlässig, dass sie sich auf seine widersprüchlichen Daten nicht verlassen konnten. Also hatte Gordon kurzerhand beschlossen, jemand solle raus und auf gute alte Art nachsehen, so wie sich alle seine Beschlüsse zunächst unproblematisch und einfach anhörten, dann aber schwierig auszuführen waren. Carr hatte sich freiwillig gemeldet. Nicht zuletzt, um wieder gutzumachen, was auch immer er mit seiner Ernie-Bemerkung vorhin angerichtet hatte.

Seine Helmlautsprecher knackten.

„Sie sollten aufschließen, Jerry.“ Es war Gordon, der sprach. Statisches Knistern begleitete die Kommunikation. Nicht einmal dieses System bekamen sie richtig hin. „Sie fallen nämlich langsam zurück.“

„Leichter gesagt als getan, Chef.“

„Sie machen das gut, Junge.“

Kein böses Blut mehr, dachte Carr. Wenigstens etwas. „Dann kneife ich besser mal meine Pobacken zusammen, was?“, sagte er grinsend. „Um meine Stromlinienförmigkeit zu optimieren, verstehen sie?“

Im Runabout schüttelte Gordon ohne wirkliche Verärgerung den Kopf. „Zu viele Informationen, Kerl.“
Auf den Monitoren vor ihm glühten die unterschiedlichsten Anzeigen, die ihn über den Zustand des Tauchteams informierten. Von hier aus konnte er Puls, Geschwindigkeit und Position von jedem einzelnen der drei Techniker überwachen. Auf den Monitoren daneben wurde das Bild der Helmkameras übertragen, aber da war nichts als langatmige Dunkelheit.
Jerry fragte über Funk: „Müssten wir nicht langsam was sehen?“
„Nur die Ruhe. Die Sicht wird schon aufklaren. Schauen sie auf ihr Display. Noch dreißig Meter.“
Bowman trat neben ihn und versuchte, aus den verwirrend komplizierten Anzeigen vor ihnen die richtigen Informationen herauszulesen. „Wo sind sie jetzt?“
„Unterwegs zur Überprüfung der Steuerbordgondel, Sir.“
Gordon schaute auf das Chronometer. „In etwa zwei Minuten sollten wir Gewissheit haben, ob sie nun in Ordnung ist, oder nicht.“
Normalerweise sollten Tauchgänge nicht so viel Zeit veranschlagen, dachte Bowman. „Von wo aus sind die denn gestartet?“
„Luftschleuse drei. War die einzige, die sich öffnen ließ. Sie mussten einmal um das ganze Schiff tauchen. Anders ging’s halt nicht.“
„Aha. Na gut.“ Bowman wollte noch etwas sagen, entschied sich aber dagegen. Es war das beste, die Techniker nicht zu stören. „Halten sie mich auf dem Laufenden.“
„Ja, Sir.“
Gordon wandte sich wieder den Anzeigen zu, während Bowman das Runabout verließ. Ihre Hoffnung lag darin, herauszufinden,

wer ihre Geräte gestohlen hatte, sie sich zurückzunehmen – wie auch immer –, eine Reintegration in die Schiffssysteme zu versuchen und dann zu verschwinden. Das hieß, wenn sie es überhaupt herausfanden, wer hinter dem Raubzug steckte. Und wenn es ihnen gelang, die Geräte wiederzubeschaffen. Und wenn die Schiffssysteme dann noch so funktionstüchtig waren, dass man die Geräte überhaupt zum Laufen bringen konnte.
Zu viele Wenn's für seinen Geschmack. Andere Optionen hatten sie aber kaum, wenn sie nicht nur auf ihren Hintern sitzen und auf Rettung warten wollten. Und das war keine Option, wie Bowman deutlich klargemacht hatte. Dadurch lastete nun der ganze Druck auf den Technikern. *Als hätten wir nicht schon genug stress*, dachte Gordon.
„Etwas weiter nach Links, Jerry."

Die Gruppe tauchte ein Stück weiter nach unten ab und beschrieb gleichzeitig einen weiten Bogen nach links. Über ihnen ragte das Diskussegment, und hielt die Sonnenstrahlen davon ab, die klaustrophobische Schattenwelt hier unten zu unterbrechen. In der Peripherie ihres Sichtfeldes tauchten immer mal wieder Weichtiere und semiflüssige, transparente Kügelchen auf - Luftblasen oder Algen. Jerry war sich nicht sicher. In den klaustrophobie-auslösenden Schattenwelt wurde er sich seiner schnellen Atmung bewusst, die laut in seinem Helm hollerte.
Einatmen, Ausatmen.
Einatmen, Ausatmen.
Immerzu, laut, gleichbleibend, hypnotisch.
Jerry traute sich nicht noch mal zu fragen, wie lange es noch dauern würde. Die Sicht reichte nicht weit und hier unten war ihr Bewegungsmoment unfassbar langsam. Es kam ihm so vor, als

ob sie schon seit Stunden unterwegs waren, obwohl es sich nur um Minuten handelte. Ungeduld und Angst machte sich breit. Sie hätten längst etwas von der Gondel sehen müssen. Stattdessen waren da lediglich die schattigen Umrisse der Katamaranstruktur.
Und darunter nur-
Nein. Da war etwas. Carr sah genauer hin. Vor ihnen schälte sich etwas aus der Dunkelheit des Wassers. Erst nur ahnbar, dann von diffus eckiger Form. Ein kleiner Berg unter Wasser. Kein Wunder, dass die Shenandoah nur mit der Front versunken war. Das Heck lag auf einer Felsformation gebettet. Wo war die Gondel? Das Schiff hätte draufliegen müssen.
Seine Verwirrung wich einen Moment später, einem tiefen Schock, als er den Stumpf sah.
Die Gondel war fort.
Den Spuren nach, war sie entweder im Orbit abgeschossen worden, oder beim Absturz abgerissen.
Schon wieder etwas, das fehlte.
Schon wieder ein Rückschlag.
„Jetzt wird's lächerlich.“, sagte er.

„Scheiße.“, fluchte Gordon vor der Konsole. Er hatte es durch die Helmkameras in dem selben Moment gesehen wie Jerry.
Über Funk hörte er Ted mutmaßen: „Vielleicht liegt sie hier noch irgendwo am Grund.“
Der dritte Techniker schnaubte: „Und wenn sie uns im Weltraum von den Breen abgeschossen wurde?“
„Spielt das eine Rolle?“ Jerry schüttelte in seinem Helm den Kopf. „Das bekommen wir eh nicht mehr geflickt. Niemals.“
Und dann fragte Ted die eine Millionen Dollar Frage: „Und was

jetzt, Ernest?“
Gordon starrte weiterhin intensiv auf den stumpf im Monitor. „Ich überlege, Ted.“, sagte er steif. „Ich überlege.“

Schaden

Offiziell war er endlich erlöst. Offiziell hatte Allan D'Agosta nicht mehr das Kommando. Die zermürbende Last ruhte nun auf Bowmans Schultern, nicht auf seinen. Er war von ihr befreit, endlich befreit, wollte nur noch schlafen und seinem geschundenen, schmerzenden Körper Ruhe gönnen.
Inoffiziell hingegen...
...gab es noch zu viel für ihn zu tun, als dass er sich endlich dem unbändigen Drang nach Schlaf hätte hingeben können. Bowman hatte einiges zu verdauen. Sie hatte sich ja die letzten Tage in der Transporterschleife befunden, in einer Art Stasis-Zustand. Für sie waren seit dem Absturz erst zwei Stunden vergangen - Er war für Bowman noch immer so real wie die Bilder eines Alptraumes aus dem man gerade erst erwacht war. Für die anderen hingegen waren mehrere Tage vergangen und es hatte sich in der Zwischenzeit zu viel ereignet.
Bowman musste erst auf den neuesten Stand gebracht werden und das geschah nicht von jetzt auf gleich – zumal sie darauf bestand, alle Ereignisse zu rekonstruieren. Die der Mission, die des Computervirus – alles. Irgendjemand hatte das Schiff sabotiert. Und Bowman wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Also war D'Agosta noch immer beschäftigt.
Derzeit saß er mit Bowman wieder im Büro des Flugdeckoffiziers, und stützte seinen tonnenschweren Kopf mit einer Hand auf den Tisch, während er versuchte, sich an alles zu erinnern. Bowman rannte unentwegt Trampelpfade durch den

Raum. Im Gegensatz zu ihm schien sie vor Energie zu strotzen und nicht so recht zu wissen, was sie damit anfangen sollte. Das alleine machte D'Agosta schon völlig fertig. Mit einem Mal hatte ihn eine unsägliche Erschöpfung überkommen. Es gelang ihm kaum, die Augen aufzuhalten, und es war schwer sich zu konzentrieren. Seine Gedanken flossen so zäh wie Sirup. Den ganzen Tag hatte ihn das Adrenalin aufgeputscht, und jetzt, da er nicht mehr weiterwusste, nicht mehr weiter*musste*, spürte er am ganzen Körper eine tiefe Müdigkeit. Die Lider wurden ihm immer schwerer. Er hätte auf der Stelle einschlafen können.
Dann fragte Bowman plötzlich: „Was ist mit dieser Bartez?"
D'Agosta hob erschöpft den Kopf. „Mit Shannyn? Was soll mit ihr sein?"
„Ist sie vertrauenswürdig?"
„Hundertprozentig."
Bowman blieb stehen und sah ihn schief an.
D'Agosta runzelte die Stirn. „Stimmt denn etwas nicht?"
„Wer *ist* diese Frau, Allan?! Eines steht jedenfalls fest: Sie ist *kein* Mitglied der Besatzung."
„Wie kommst du darauf?"
„Ich habe sie noch nie zuvor gesehen."
Ein Schulterzucken. „Sie sagt, sie sei erst seit *Deep Space Nine* an Bord. Also noch recht neu."
„Unmöglich. Ich kenne diese Crew! Ich kenne jedes Gesicht, jede Geschichte, jeden verfluchten Namen! Ihrer ist mir noch nie untergekommen."
„Vielleicht hast du ihn einfach nur vergessen."
„Ich *vergesse* so etwas nicht! Die Dienstakten der Mannschaft kenne ich in- und auswendig. Ich würde mich erinnern, wenn ich ihre Versetzung auf die *Shenandoah* genehmigt oder gar beantragt hätte, denn diese Dinge laufen nun mal über meinen Schreibtisch, falls du dich erinnerst! Ich sage dir: Auf offiziellen

Wegen ist die nicht in unsere Crew gelangt!“
D’Agosta seufzte und rieb sich den Nasenrücken. „Ashley...“ Er war wirklich müde.
„Wir haben einen Computervirus, der aus dem Nichts kam, ein mysteriöses Molekül, über das nur diese Bartez bescheid weiß...“
„Ich vertraue ihr.“
„Woher *hat* sie all diese Information?“
„Ich weiß es nicht.“
„Woher kommt sie? Was wollte sie an Bord?“
„Ich *weiß* es nicht.“, wiederholte er nachdrücklicher. „Aber ich vertraue ihr.“
Bowman war nicht überzeugt. Sie stützte sich auf dem Stuhl ab und sah D’Agosta über den Tisch hinweg an. „Bekomm das jetzt bitte nicht in den falschen Hals, Allan, aber du bist recht leichtgläubig, und viel zu naiv, was solche Dinge anbelangt.“
„Das ist... nicht wahr!“
„Vielleicht hat sie sich die ganze Sache mit diesem Omega-Quatsch nur ausgedacht. Vielleicht ist *sie* der Saboteur und versucht nun alles, um uns vom Verlassen des Mondes abzuhalten.“
„Warum sollte sie so etwas denn tun?“
„Sag du es mir.“
„Nein. Nein, jetzt bist du albern. Niemand von uns würde hier stehen, wenn es Shannyn nicht gäbe. Ich vertraue ihr *mit meinem Leben*. Und mit Judys. Und das sage ich *nicht* einfach daher.“ Er ließ die Worte einen Moment lang in der Luft schweben, in der Hoffnung, sie würden dadurch an Gewichtung gewinnen. Aber Bowman wirkte noch immer nicht überzeugt.
„Sie ist Archäologin.“, erklärte er daher. „Vielleicht wollte sie ja nur zu einer Ausgrabung im cardassianischen Raum, oder so was, und hat uns als... Mitfahrgelegenheit benutzt. Das gesamte Gebiet ist schließlich für Wissenschaftler gesperrt, wie du weißt.

Und Shannyn ist sicher niemand, der sich von Linien auf einer Sternenkarte davon abhalten lässt, herumzureisen und ihre Forschungen durchzuführen. Selbst wenn sie ein blinder Passagier sein sollte, eine Abenteurerin auf der Durchreise – wen kümmert es? Mich interessiert nur, was sie hier getan hat. Sie hat mein Leben gerettet. Mehr als einmal. Sie hat Dinge da draußen vollbracht... Glaub mir. Sie *ist* auf unserer Seite.“ Er suchte nach den richtigen Worten, fand aber keine. „Ich kann’s schwer erklären, aber ich *weiß* einfach, dass wir ihr vertrauen können.“
Bowman beäugte ihn skeptisch, beließ das Thema aber vorerst auf sich ruhen. Vorerst. „Was ist mit diesem Cardassianer?“, fragte sie stattdessen.
„Dorak?“
„Genau der.“
„Ramina hat ein Auge auf ihn.“
„Ramina?“ Bowman schnaubte. „Ramina hat ein Auge auf alles, was ihr einen Vorteil verschafft. Die war mir noch nie Koscher. Verflucht, ich kann immer noch nicht glauben, dass es Ron Spiers erwischt hat. Ausgerechnet Ron.“
„Ich weiß.“
„Und jetzt müssen wir uns mit Ramina herumschlagen. Ein Unteroffizier mit *so* einer Akte. Ich war von Anfang an dagegen, dass sie auf der *Shenandoah* Dienst tut, aber Ron wollte es unbedingt. Und jetzt haben wir sie an der Backe. War da niemand sonst, dem du den Befehl über die Sicherheitstruppe hättest geben können?“
D’Agosta seufzte erneut. Das Thema kauten sie jetzt schon zum zweiten Mal durch. Er wusste, dass sie es nicht böse meinte, aber langsam wurde er ärgerlich. „Doch, aber die haben mir Probleme bereitet, Ashley. Du weißt ja, wie Spiers’ Männer waren. Von dem traurigen Rest der jetzt noch übrig ist, hat Ramina nun einmal die meiste Erfahrung. Und sie hat mich wenigstens

unterstützt, im Gegensatz zu den anderen. Sie ist mit uns zur Tarkon-Festung aufgebrochen, um Judy zu retten. Ist das denn gar nichts wert? Wir können nicht auf sie verzichten. Sie mag nicht der vorbildlichste Offizier sein, zugegeben, aber...“
Bowman schüttelte frustriert den Kopf und begann wieder mit ihrer Wanderung durch den Raum. „Was ist mit dem Ingenieur?“
„Gordon?“
„Irgendjemand hat uns sabotiert, Allan!“
„Ashley. Bitte. Du siehst Gespenster!“
Nun war es Bowman, die schwer seufzte. Sie blieb stehen und ließ den Kopf hängen. „Ja, kann sein.“, sagte sie leise. Dann reckte sie die Schultern wieder durch. „Aber irgendwer *hat* uns das hier eingebrockt. Irgendwer hat den Tod vieler guter Männer und Frauen auf dem Gewissen. Und das lasse ich nicht ungesühnt!“
„Wenn du einen schuldigen suchst, wende dich an Nechayev.“
Bowman schaute düster drein. „Zu der werden wir auch noch kommen, glaub mir das.“
„Die Frage ist doch eher, was wir jetzt tun sollen. Wir wissen, dass keine Hilfe kommt. Die Sternenflotte kann uns hier nicht erreichen. Nicht sofort, jedenfalls. Ich vermute, dass sie uns eher abschreiben. Das ganze wird sicher schön vertuscht werden. Ein weiteres Sperrgebiet mehr auf der Sternenkarte. Wer merkt das schon?“
Bowman runzelte die Stirn. „Du bist doch sonst nicht so zynisch.“
„Normalerweise versucht man auch nicht mich umzubringen.“ Er seufzte. „Wir sind auf uns alleine gestellt, Ashley, und ich... Ich sehe keine Möglichkeit, wie wir... Was werden wir den anderen sagen?“
„Gar nichts.“
D’Agosta stutzte. „Du willst die Hintergründe weiterhin

verheimlichen?“ Damals hatte er genau das für eine gute Idee gehalten, die er damit entschuldigte, dass er es eben nicht besser wusste. Er hatte keine Erfahrung im Kommandieren einer Gruppe. Wer hätte ihm schon einen Strick aus einer solchen Entscheidung drehen wollen? Aber nun, wo er die Entscheidung nicht mehr treffen musste, die Verantwortung nicht mehr hatte, fand er sich automatisch in der Rolle des Kritikers wieder. „Ich weiß nicht ob das so eine gute Idee ist, Ashley. Das könnten sie uns auf lange Sicht übel nehmen, wenn etwas rauskommt. Und das wird früher oder später geschehen.“

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht.“

„Womöglich reagieren sie ja gar nicht so schlecht auf die Wahrheit...“

„Ich weiß nicht, wie sie reagieren würden, Allan.“ Sie warf verärgert die Hände in die Luft. „Sie könnten es gefasst aufnehmen, sie könnten auch in Panik geraten. Ich bin mir nicht sicher. Absolut nicht sicher.“ Es war frustrierend. Normalerweise wäre ihr die Entscheidung leicht gefallen. Sie hätte gesagt: Wir teilen es ihnen mit! Es sind Sternenflotten-Offiziere! Die verkraften die das!

Aber die bittere Wahrheit sah nun anders aus. Die meisten Besatzungsmitglieder der Shenandoah waren nur noch ein Schatten ihrer selbst – auch vor dem Absturz schon. Das waren keine charakterstarken, psychisch und physisch gefestigten Sternenflotten-Offiziere mehr. Solche hatte die Akademie früher mal hervorgebracht. Vielleicht würde sie es in ein paar Jahren wieder tun. Aber diese Männer und Frauen hier waren im Krieg gewesen, sie hatten den Schrecken gesehen, das Grauen erlebt, das niemand je hätte erleben dürfen. Und die Auswirkungen waren noch immer allgegenwärtig. Sie waren verängstigt und verweichlicht.

Nichts war einfach.

Nicht mit dieser Crew.
Bowman hatte oft mit Captain O'Conner darüber gesprochen, hatte ihn kurz nach Kriegsende gedrängt so bald wie möglich Psychologen an Bord zu holen – richtige Psychologen, nicht diese Smith. Bowman hatte sogar darum gebeten Teile der Besatzung auszutauschen – vielleicht sogar die ganze Mannschaft, um die Männer und Frauen zu entlasten und auf einen wohlverdienten Urlaub zu schicken, wo sie all das verarbeiten konnten, was ihnen wiederfahren war. Viele waren seit dem Ende des Dominion-Krieges einfach nicht richtig Dienstfähig, nicht mehr belastbar. O'Conner hatte ihr jedes Mal zugestimmt, und gemeint, er würde die nötigen Maßnahmen ins Auge fassen. In Wahrheit hatte er sich nicht eingestehen wollen, dass er einen Großteil seiner Mannschaft zwar körperlich versehrt durch den Krieg gebracht hatte, aber nicht geistig. Er sah es als ein Zeichen des Scheiterns, ein Zeichen, das er nicht hatte wahr haben wollen. „Die Fangen sich schon wieder.", hatte sie Spiers mal im Mannschaftsraum zu ihm sagen gehört. Der Captain hatte darauf zunächst nichts erwidert und nur in sein Glas geschaut. „Ja, vielleicht", hatte er dann gesagt, und seinen Drink in einem Zug geleert.
An dem Problem selbst hatte niemand etwas getan. Sie hatten es alle herabgespielt.
Bowman betrachtete die Sache nun nüchtern. Sie wusste, wie Fragil die Leute dort draußen waren. Sie hatte ihnen Zeit geben wollen, hatte *Captain O'Conner* Zeit geben wollen, endlich vernünftig zu werden und die Realität einzusehen. Sie war nicht einverstanden gewesen, wie er nur untätig rumgesessen und nichts gegen ihre kollektive Degeneration unternommen hatte. Aber wenn sie ihn übergangen und das Flottenkommando eingeschaltet hätte, hätte das seiner Karriere enormen Schaden zugefügt. So etwas machte sich in keiner Dienstakte gut.

Vermutlich hätten seine Vorgesetzten das zum Anlass genommen, ihn mit einer Beförderung hinter einen Schreibtisch zu fesseln und ihm dadurch sein Kommando wegzunehmen. Das war für Bowman nicht in Frage gekommen. Dafür hatte sie ihn zu sehr gemocht, und zu genau gewusst, was ihm dieses Kommando bedeutete. Und genau das war der Fehler gewesen. Sie hatte die Sympathie zum Captain ihrer Pflicht gegenüber der Mannschaft vorgezogen. Im Nachhinein verfluchte sie sich dafür.

Es war ihre Schuld, nicht O'Conners. Wäre sie strenger gewesen, weniger Loyal ihrem Kommandanten gegenüber, und verantwortungsvoller gegenüber der Mannschaft und ihren Pflichten als erster Offizier, dann wären sie jetzt vielleicht nicht hier.

Nechayev, so vermutete Bowman, hatte die Shenandoah doch nur aus einem einzigen Grund für diese, ihre, Operation gewählt: Die Besatzung der Shenandoah war am Ende. Sie war leicht einzuschüchtern, leicht zu manipulieren, notfalls einfach zu erpressen, und wenn es sein musste, auch mühelos zu opfern. Ein Sorgenkind weniger, hätte man im Flottenkommando vermutlich hinter vorgehaltener Hand gesagt. Und damit hätten sie nicht einmal unrecht gehabt – Zynismus hin oder her, das waren die Fakten.

Mit einer Enterprise, oder einer Ticonderoga hätte Nechayev nicht losfliegen und ihre Spielchen spielen können. Aber mit der Shenandoah.

Aber mit der Shenandoah.

Bowman hatten auf ganzer Linie versagt und sich verschaukeln lassen, und sie war mitverantwortlich dafür, das wusste sie. Das konnte man sich nicht mehr schönreden. Und es ärgerte sie über alle Maßen.

D'Agosta riss sie mit einer Frage aus ihren düsteren Gedanken:

„Und... was soll als nächstes Geschehen?“
„Eine Rede. Irgendetwas, das ihnen Mut macht. Und eine gründliche Aufgabenverteilung. Wir müssen etwas finden, das sie aufmuntert, das sie beschäftigt, bis wir eine Lösung gefunden haben. Dann stellt auch niemand dumme Fragen. Zumindest für’s erste.“
„Wir sollen eine Rede halten?“
„Nicht wir, Allan.“, korrigierte sie. „Ich. Ich werde es tun. Du hälst den Mund. Du weißt von nichts. Denn du bist – ungeachtet deines Ranges – im Grunde einer von ihnen, klar? Sie vertrauen dir. Sie mögen dich. Wenn was schief geht, wenn was rauskommt, ruht ihr Zorn einzig und alleine auf mir. Dich behalten wir als Ass im Ärmel. Dann haben sie wenigstens einen Kommandooffizier, dem sie noch vertrauen schenken können, sollte es zum Schlimmsten kommen.“
„Wir lügen.“
„Wir... planen.“
„Ich weiß nicht, ob mir das gefällt.“
Sie lächelte schwach. „Willkommen in der oberen Liga.“
Ein Signal von der Tür erklang. Bowman rief: „Herein.“
Die Türhälften stoben beiseite und Gordon trat ein. Er hielt einen Datenblock in die Höhe. „Der Bericht, Sir.“
Bowman nahm ihn entgegen, machte sich aber keine Mühe ihn zu lesen. „Die Kurzfassung, Lieutenant.“
„Vielleicht wollen sie sich lieber setzten, Sir.“
„Ich stehe gut.“
„Na schön.“ Gordon nickte zögernd. „Sind fast nur schlechte Nachrichten.“, ergänzte er überflüssigerweise. D’Agosta und Bowman tauschten einen Blick. Dann wies Bowman den Ingenieur mit einem Seufzen an, fortzufahren. „Weiter.“
„Tja, also der Hauptcomputer und die meisten Energiesysteme fehlen. Deuteriumtanks, der Warpkern, Sprengladungen – alles

geklaut, alles futsch. Selbst die Ferengi hätten das Schiff nicht gründlicher ausschlachten können. Von den eigentlich flugfähigen Begleitfahrzeugen sind so gut wie alle irreparabel beschädigt - bis auf das Runabout im Hangar da draußen, das uns momentan als Heimstation und Energiequelle für einige der fundamentalen Bordsysteme dient, wie sie wissen.“ Er zuckte mit den Schultern. „Schiffsinterne Kommunikation, Etwas Licht, Umweltkontrolle... mehr ist vorerst nicht drin. Langfristig wohl auch nicht, wie ich annehme. Viel werden wir ohnehin nicht davon haben. Wenn wir’s gut rationieren, werden wir für etwa zwei Wochen Notstrom zusammenschnorren können. Maximal. Keinesfalls länger. Mehr gibt die Energiereserve im Runabout nicht her.“

„Was ist mit den Sensoren?“

„Vorerst offline. Ich habe eine Sensorphalanx an Backbord isoliert. Eine wissenschaftliche. Meine Jungs arbeiten bereits daran. Vielleicht bekommen wir sie in den nächsten Tagen hin, aber mehr als interne Scans werden wir damit ohnehin nicht anstellen können. Der Boden hier ist von Boromit-Erz durchzogen – der halbe Mond scheint daraus zu bestehen. Dieses Erz zerstreut die Sondierungsstrahlen.“

„Und die Sensoren des Shuttles?“

„Zittriger als ein Vulkanier nach einer feuchtfröhlichen Nacht.“

„Notbaken?“

„Sind eine am Konstruieren, Sir. Kann aber noch nicht sagen, ob wir’s hinkriegen.“

„Lassen sie sich etwas einfallen. Ich will Ergebnisse sehen.“

Gordon starrte sie einen Moment lang an, und es kam D’Agosta so vor, als ob er etwas harsches erwidern wollte. Aber der Ingenieur begnügte sich dann mit einem monotonen „Ja, Sir.“, das keine Rückschlüsse auf seine Gefühle zuließ.

Bowman setzte sich nun doch, legte den Datenblock vor sich auf

den Tisch und faltete die Hände. „Und nun zum wichtigsten: Wenn wir die Energiesysteme wiederbeschaffen könnten... uns alles zurückholen, was entwendet wurde... wird die *Shenandoah* dann wieder fliegen? Kriegen sie sie dann wieder hin?“
Gordon holte tief Luft, als müsse er sich wappnen. „Nein, Sir. Ausgeschlossen.“
Bowman schloss die Augen und senkte den Blick.
„Dieses Schiff ist nur noch ein Wrack, mit oder ohne Energiesysteme.“, sprach Gordon aus, was sie insgeheim befürchtet hatte. „Fast alle wichtigen Systeme sind irreparabel beschädigt. Der Hauptdeflektor ist zertrümmert, eine der Gondeln fehlt, die Plasmaleitungen sind völlig-“
„Danke.“ Bowman unterbrach ihn mit einer gehobenen Hand. „Das wäre alles, Lieutenant.“
„Nicht ganz, Sir.“
Nun hob der Commander den Kopf wieder.
Gordon sagte: „Wir können das Schiff nicht mehr in den Orbit bekommen. Ausgeschlossen. Aber wir können es zumindest verstecken. Hier im See.“
„Im See?“
Er langte über den Tisch zu dem Datenblock herüber, den Bowman kaum angerührt hatte, und betätigte mit flinken Fingern einige Tasten. Ein Hologramm erwachte über der Tischplatte flimmernd zum Leben. D’Agosta sah eine dreidimensionale Darstellung der Shenandoah und die Topographie des Sees. Gordon deutete auf eine bestimmte Stelle. „Da. Sehen sie? Die *Shenandoah* liegt schief, wegen dieser unterseeischen Erhöhung. Diesem... Berg. Hügel. Fels. Was auch immer. Sie ruht da drauf, wie-“
„Wie auf einer halben Hebebühne.“, erkannte Bowman.
„Genau. Wenn wir diesen Berg sprengen, irgendwie einäschern, versinkt das Schiff komplett und liegt dann flach im Wasser, ein

paar Meter unter der Wasseroberfläche. Hab's Durchgerechnet. Damit hätten wir zwei Probleme auf einmal gelöst: Die Schräglage wäre passee, was uns die Fortbewegung im Schiff deutlich erleichtern würde, und da das Wasser sehr trüb ist, könnte man uns von weiter oben nicht entdecken – zumindest nicht, wenn man nicht genau hinsieht. Für die Tarkon wäre das Schiff praktisch unsichtbar. Und wir vorerst in Sicherheit."
D'Agosta kam Bowmans nächster Frage zuvor: „Die Tarkon verfügen, soweit wir wissen, über keine weitentwickelten Sensoren. Vermutlich aufgrund der zerstreuenden Wirkung des Erzes, das Mister Gordon vorhin angesprochen hat. Sie sind hauptsächlich auf visuelle Erfassung von Zielen angewiesen."
„Und wie kommen wir rein und raus? Für die Transporter haben wir wohl kaum genug Energie...?"
Gordon verneinte. „Anders. Wir reparieren die Luftschleuse an Steuerbord und fahren sie aus. Die ist nah an dieser Felsformation hier am Uferrand auf der anderen Seite des Sees. Dann bohren wir uns einen Tunnel nach oben. Wir haben noch ein paar Bogenschweißer an Bord. Damit könnten wir es machen. Würde ne Weile dauern, aber... na ja. Irgendwie wird's schon gehen."
Bowman tauschte erneut einen Blick mit D'Agosta. In seinem Gesicht spiegelten sich dieselben Sorgen. Ingenieure gingen immer vom denkbar schlimmsten Fall aus. Das war einfach ihre Art. Vielleicht übertrieb Gordon nur, wenn er der Shenandoah keinen weiteren Flug zutraute. Diesen Absturz zu überstehen hatte ihr ja auch niemand zugetraut. Vielleicht würde es ihnen ja doch noch gelingen Ersatzteile zu besorgen. Ein Wunder konnte man nie ausschließen. Selbst wenn es unrealistisch war, selbst wenn ihre Chancen minimal standen. Den Berg aber zu sprengen, und das Schiff zu versenken, hatte so etwas...
...endgültiges.

Es käme einer Niederlage gleich.
Bowman löste den Blick von D’Agosta und wandte sich an Gordon. Bevor sie etwas sagte, musste sie sich die Lippen befeuchten. Ihre Kehle war auf einmal furchtbar trocken. „Die Crew soll sich in zwei Stunden im Hangar versammeln.“
„Ja, Sir.“
„Das wäre alles, Lieutenant. Sie können wegtreten.“
Auf einmal erklang das Tuten. Selbst im Innern des Schiffes hörten sie es ganz deutlich, ein tiefes Trompeten das irgendwo draußen seinen Ursprung nahm. Noch mehr Geräusche. Sie schienen von vielen Tieren zu kommen.
Bowman stand auf und sah zur Decke, als ob ihr das einen Hinweis böte. „Und was ist das jetzt? Ärger?“
„Nein.“ D’Agosta seufzte bitter. „Alltag.“

Alltag

Der Wind hatte sich gelegt und die Nachmittagssonne war drückend, als sie nach draußen traten. Irgendwo krächzte ein urzeitlich anmutender Vogel. An der Luftschleuse stehend, blinzelte D'Agosta in das grelle Sonnenlicht, ehe er vorsichtig drei Schritte über die glitschige Außenhülle hinaus unternahm. Als sich seine Augen nach wenigen Momenten an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnten, lief ihm ein kalter Schauer den Rücken hinunter.

Die Gredor standen wieder dichtgedrängt am Ufer, um den gesamten See herum. Dunkle, schwarze Umrisse vor dem harten Rot-braun der Felsen. Sie beobachteten die menschlichen Eindringlinge. D'Agosta hatte den Eindruck, dass es mehr waren als je zuvor. Es mussten Hunderte sein. Wenn nicht sogar Tausende.

Er holte noch einmal tief Luft. Shannyn war sich sicher, dass die Gredor nicht feindselig waren. Aber jetzt, hier draußen, bei diesem Anblick, verlor ihre Theorie irgendwie an Überzeugungskraft. Bestimmt hatte Ramina ihn mit ihrer Nervosität angesteckt, denn ihm war ausgesprochen mulmig zu mute. Aus dieser Nähe verströmten die Gredor eine schier unmissverständliche Bedrohung, fast etwas bösartiges. Ihr tiefes, Trompeten war deutlich zu hören, erinnerte an Nebelhörner, ganz ähnlich dem Geräusch, dass sie immer vernahmen, wenn sich der Boden umwälzte. Zuerst kam es nur von einem Gredor, dann fielen die anderen mit ein.

Er lauschte dem Trompeten einige Sekunden lang, nicht sicher, ob er Angst, oder Entzückung empfinden sollte. Er hörte Bowman neben sich sagen: „Das klingt nicht so, als wollten sie uns hier willkommen heißen.“ Sie war mit ihm nach draußen getreten. Nun hatte sie den Eindruck, die Tiere wollten sie verscheuchen.
„Nein.“, pflichtete D’Agosta ihr zu.
Einige der Weibchen drüben am Ufer legten den Kopf auf die Seite und pressten scheinbar missbilligend die breiten Mäuler zusammen. Wieder trompetete der Anführer. Ein lauter, hallender Ton. Andere folgten nach, stimmten in die Melodie mit ein, oder steuerten Töne bei, die so gar nicht zu passen schienen. Es war eine schauerliche Aufführung. Man konnte es in den ganzen Bergen hören.
Angst, entschied D’Agosta. Er empfand Angst. Keine Entzückung. Und dabei war er scheinbar nicht der einzige. Inzwischen drangen immer mehr Offiziere nach draußen, verwirrt und erschrocken. Sie tuschelten, achteten sorgsam darauf, sich nicht zu weit von der Luftschleuse fortzubewegen. Die Sicherheitsoffiziere, die auf dem Diskussegment verteilt standen, schienen nicht so recht zu wissen, was sie von der Situation halten sollten. Wenn sie ihn nach Instruktionen gefragt hätten, hätte D’Agosta nicht gewusst, was er antworten sollte.
Wie auf ein Stichwort kam Ramina zu ihnen herübergerannt, wie immer mit ihrem Gewehr in den Händen.
Schweiß glänzte im grünen Gesicht der jungen Frau, und Strähnen des pechschwarzen Haares klebte an ihrer Stirn. „Wir sollten endlich etwas unternehmen!“, drängte sie zornig. „Wenn die Tarkon mit einem ihrer Truppentransporter in der Nähe sind, werden die das hier hören!“
Nicht zum ersten Mal innerhalb der letzten paar Stunden empfand D’Agosta Erleichterung dafür, dass man nicht mehr ihn

ansprach, sondern Bowman. Die fragte: „Was schlagen sie vor, Chief Petty Officer?“
Als Erwiderung tippte Ramina nur ihr Gewehr an.
„Nein.“, entschied Bowman gleich. „Absolut keine Option.“
„Wir haben das Recht uns zu verteidigen!“
„*Nichts* gibt uns das Recht uns durch das Ökosystem eines fremden Planeten zu ballern. Ist das klar?“
„Nein, das ist mir *nicht* klar!“
Bowman blinzelte erstaunt. Die Reaktion der Orionerin schien auch D’Agosta zu überraschen.
Ramina sog gepresst Luft ein und versuchte ganz offensichtlich, sich zu beruhigen. Sie sprach nun noch eindringlicher. „Wir befinden uns in einer Ausnahmesituation. Wir sollten langsam anfangen uns entsprechend zu verhalten und uns zu wehren!“
„Chief Petty Officer...“, begann Bowman streng. Aber Ramina ließ sie die Ermahnung gar nicht erst zuende bringen. „Dann schießen wir ihnen eben *um* die Ohren, anstatt mittendurch.“, beharrte sie. „Ein paar Warnschüsse. Wir ängstigen sie, zeigen ihnen, dass wir es mit ihnen aufnehmen können - und es auch *werden*. Solange, bis sie die Botschaft kapieren und... *endlich abhauen*! Es kann klappen! Die sind schon mal durch unser Phaserfeuer abgeschreckt worden.“
Bowman warf D’Agosta einen fragenden Blick zu. Der erklärte schulterzuckend: „Als die Gredor das erste Mal aufgetaucht sind, hat Fowler einen Warnschuss abgegeben. Daraufhin sind sie für eine Weile verschwunden. Es schien sie erschreckt zu haben.“
„Aber dann sind sie zurückgekehrt?“
„Ja.“
Sie nickte. „Dann ist das auch keine Lösung. Keine von Dauer, jedenfalls. Was ist mit Kommunikation?“
„Mit denen kann man nicht kommunizieren.“, zischte Ramina dazwischen.

D’Agosta ergänzte: „Behauptet Athol.“
Dem ich kein Stück vertraue, weil ich ihn kein bisschen kenne. Ebenso wenig, wie ich diese Crew wiedererkenne. Diese Antwort lag Bowman auf der Zunge, aber sie sprach sie nicht aus.
„Commander...“ Raminas Stimme wurde noch drängender. „Wir müssen etwas tun... *Jetzt*!“ Die Gredor tröteten wieder. Ramina wirbelte zu ihnen herum und schrie: „Haut ab!“ Ihre zornige Stimme hollerte durch den Bergkessel. In der Ferne stoben dreiköpfige Vögel vor Schreck davon.
Bowman musterte die Orionerin. Irgendetwas stimmte nicht mit der jungen Frau. Irgendetwas quälte sie, trieb sie, vernebelte ihr Urteilsvermögen.
„Haut *endlich* ab!“, rief sie erneut, verzweifelt, und spuckend. Speichel lief ihr über die Lippen.
Dann sagte jemand: „Es ist doch inzwischen ganz klar, was die wollen.“ Alle drehten sich um, als sie diese Stimme hörten, sahen Shannyn, die aus der Luftschleuse zu ihnen herübertrat. D’Agosta wusste nicht so recht, wo sie hergekommen war, oder wie lange sie das Gespräch schon mitanhörte. Er hatte ihr herantreten kaum bemerkt. Vielleicht hatten die Geräusche auch sie nach draußen gelockt. Aber irgendwas sagte D’Agosta, dass Shannyn im Moment nicht von Neugierde angetrieben wurde. Ihr Blick war einzig auf Ramina gerichtet. Und obwohl sie so wie immer klang, ging eine merkwürdige Kälte von ihr aus. „Die sind wegen ihr hier.“

Ramina spürte, wie ihr Herz aufhörte Blut durch ihre Venen zu jagen, und wie jede Faser in ihrem Körper taub wurde. Für einen kurzen Moment stand alles still. Es war beinahe wie kurz vor

einem Shuttle-Crash. Alle drehten die Köpfe und starrten sie an. D'Agosta. Bowman. Shannyn.
Shannyn.
Sie war die schlimmste.
Immer diese Shannyn!
Sie wusste es. Sie wusste bestimmt alles. Es musste ja so kommen. Nur eine Frage der Zeit. Dorak hatte recht gehabt.
Dorak?
Ramina entdeckte ihn aus den Augenwinkeln, wie er in einiger Entfernung, unauffällig nahe der Luftschleuse stand. Er war zweifellos mit Shannyn nach oben gekommen und aus guten Gründen dort drüben stehen geblieben. In diskretem Abstand. Das tat der Mistkerl immer. Das war seine Art. Alles mitbekommen, eventuell die Fäden ziehen, aber dabei stets im Hintergrund bleiben – am besten unbemerkt. Nun jedoch war ihm nicht allzu viel an einem dezenten Auftritt gelegen, denn er schaute ganz offen zu ihnen herüber, mit unlesbarer Mühe. Vermutlich hatte er gerade seinen hellen Spaß, auch wenn Ramina das selbst nicht so recht glaubte.
Aber er hatte es ihr gesagt. Der Cardassianer hatte es Shannyn bestimmt gesagt. Kein Zweifel. In jedem anderen Augenblick, hätte Ramina furchtbare Wut auf ihn empfunden, sich vielleicht sogar vorgenommen, ihn bei der erstbesten Gelegenheit die Kehle durchzuschneiden. Zumindest hätte sie ihn bei einem weiteren Angriff der Tarkon keine Hilfe zuteil haben lassen. Aber sie empfand nichts. Nicht einmal einen Groll. Im Grunde hatte sie damit gerechnet. Gut. Stand sie eben wieder alleine auf weiter Flur. Sie hatte schlimmeres überstanden. Sie würde auch das hier überstehen.
Gefangen
Die quälende Stimme hinter ihrer Schläfe setzte wieder ein, wurde immer lauter, eindringlicher.

„Ist doch so, oder Ramina?“
Ramina konzentrierte sich wieder auf Shannyn, nahm sich vor, ihrem bohrenden Blick diesmal standzuhalten, und plötzlich, als sie Shannyns stechenden Augen völlig ausgeliefert war, war sie sich nicht mehr sicher, ob Dorak überhaupt etwas verraten hatte. Shannyn hätte es auch so geahnt. Das hatte sie vermutlich schon die ganze Zeit, wartend, auf den einen, entscheidenden, Moment für ihren dramatischen Auftritt. Ihre Augen machten Ramina Angst. Shannyn schien durch Raminas Fassade hindurch und direkt in ihre Seele zu schauen, ihre Gedanken breit vor ihr ausgelegt, wie ein offenes Buch, dass Shannyn problemlos lesen konnte.
„Belügen sie mich nicht.“
Das Stechen, dieses unfassbare Stechen ihrer Augen war unerträglich. Ramina wusste, dass sie verloren hatte, als sie den Blick nach nur wenigen Sekunden wieder abwandte. Dennoch unternahm sie einen letzten, sturen Versuch es abzustreiten. Etwas war schließlich so lange wahr, wie man dran glaubte. Sie musste nur sich selbst überzeugen und beharrlich bei einer einzigen Version bleiben, dann würden es auch die anderen glauben. „Ich habe keine Ahnung, wovon sie reden.“
Shannyn kaufte es keine Sekunde ab. „Natürlich nicht...“
Wieder tuteten die Gredor, und wieder entlockte das Schauspiel Ramina eine Wutreaktion. Sie wirbelte einmal mehr herum, und schrie. „*Ihr sollt euch verziehen*!“
Was natürlich nichts brachte. Die Gredor tuteten nur noch lauter.
„*Verschwindet*, verdammt! Lasst uns in Ruhe!“
„Chief Petty Officer...“, ermahnte Bowman erneut.
Ramina wandte sich wieder zu Shannyn, die sie noch immer kühl anstarrte. „Warum so nervös?“
„Egal was Dorak gesagt hat-“
„Dorak hat gar nichts gesagt. Das muss er auch nicht. Ihre

Körpersprache... ihr mehr als auffälliges Verhalten... das spricht alles für sich. Man braucht sie nur anzusehen, um zu wissen, dass irgendein Zusammenhang besteht, Ramina. Und es ergibt Sinn.“ Mit einer Kopfbewegung deutete Shannyn zu den Gredor am Uferrand. „Die sind erst in jener Nacht aufgetaucht, als *sie* bei uns im Lager erschienen, Ramina, und seither verfolgen die uns. Quer durch die Ebene, quer durch die Berge. Kilometerweit. Der Gredor, dem wir vor ein paar Stunden gegenüber standen, schien einzig und alleine an ihnen interessiert zu sein. Glauben sie, ich hätte das nicht bemerkt? Wollen sie das alles leugnen?“

„Zufall.“

„Da steckt mehr dahinter. Ich weiß es und sie wissen es auch. Ich hatte nur gehofft, dass sie zur Vernunft kommen, mir das hier ersparen, und von sich aus mit der Wahrheit rausrücken.“

Plötzlich fiel D’Agosta etwas ein: „Da war Blut an ihrem Arm!“ Er hatte es völlig vergessen! Damals schon hatte er den Verdacht gehabt, dass Ramina etwas verschwieg. Da sie zu jener Zeit in Problemen regelrecht ertrunken waren, war er der Sache nicht weiter nachgegangen, hatte die ganze Angelegenheit kurz darauf sogar vergessen. Er hatte weiß Gott andere Sorgen gehabt. Aber nun war alles wieder da, als hätte jemand einen Schalter umgelegt.

Bowman hingegen kam nicht mehr mit und quittierte seine Bemerkung mit einem verwirrten Blick. Er erklärte: „Als Ramina am Tag nach dem Absturz zu uns ins Lager kam. An ihrem Unterarm. Da war jede Menge getrocknetes Blut. Ich erinnere mich ganz deutlich. Es hat weder zu ihr, noch zu Dorak gehört, denn es war blau. Und sie sagten, sie seien angegriffen worden, Ramina.“

„Ich sagte auch, dass ich mich nicht richtig erinnern kann!“

Dennoch fragte D’Agosta: „Was ist passiert, bevor sie zu uns kamen? Sind sie mit den Gredor zusammengestoßen?“

„Ich kann mich nicht erinnern!“
„Blödsinn!“, zischte Shannyn.
Ramina wurde zornig. „Ich kann mich nicht erinnern!“
„Was haben sie denen angetan?“
„Nichts!“
„Was haben sie denen angetan, Ramina?“
Gefangen.
„Herrje, lassen sie mich in Ruhe!“, stieß Ramina vor. Sie wollte sich abwenden, einfach gehen, weg, weg von den Gredor, weg von den anderen, die es nicht verstanden, es nicht verstehen wollten. Aber Shannyn packte sie am Arm und wirbelte Ramina wieder zu sich herum.
Gefangen.
Das brachte das Fass zum Überlaufen. Die Flammen der Wut züngelten in Ramina, überwanden alle Schranken und Barrieren, explodierten in voller Wucht, und veranlassten sie dazu, einen raschen Schritt auf Shannyn zuzutreten, den Arm zu heben und die Hand zur Faust zu ballen. Vor dem inneren Auge sah sie nicht Shannyn, sondern starrte entsetzt auf ihre eigene Reflektion, die sie mit blauen, blutverschmierten Händen zeigte. Ein Schemen schien sich zwischen ihr und jenes Bild zu schieben, ein Schatten eines blauen Gesichts, an das sie sich nicht erinnern, das sie für alle Zeiten auslöschen wollte.
Gefangen.
Ramina schlug wutentbrannt zu.
Nicht die beste aller Ideen.
Jeder andere hätte Schwierigkeiten gehabt, schnell genug auf ihren Angriff zu reagieren. Shannyn jedoch trat einfach zur Seite und rammte Ramina das Knie mit voller Wucht in den Bauch. Die Muskeln der Frau waren ganz eindeutig nicht nur zur Zierde vorhanden. Es fühlte sich an, wie der Hammerschlag eines Titanen. Ramina schnappte japsend nach Luft, die ihr verwehrt

wurde, da Shannyn auf der Stelle mit einem Faustschlag in Raminas Gesicht nachsetzte, ehe jemand reagieren und sie davon abhalten konnte. Schmerz explodierte hinter Raminas Stirn. Sie ging auf der Stelle zu Boden, wo sie keuchend und benommen liegen blieb.
Kurz sah sie aus den Augenwinkeln, dass inzwischen die gesamte Mannschaft hier draußen versammelt und auf die Auseinandersetzung aufmerksam geworden waren und zu ihnen herüberstarrten. Manche hatten entsetzt die Hand vor den Mund gepresst.
Sie hörte eine scharfe Stimme: „Das reicht! Sofort aufhören!“ Vermutlich Bowman. Ramina war sich nicht sicher, ihr bot sich die Welt momentan verwaschen dar, verschwommen, dumpf und dröhnend. Es spielte aber auch keine Rolle, wem die mahnende Stimme gehörte. Shannyn ignorierte die Aufforderung ganz offenbar, denn Ramina spürte, wie sie an den Schultern gepackt, und auf die Knie gezogen wurde. Dabei bemerkte sie plötzlich einen stechenden Schmerz in der Rippengegend. Außerdem schmeckte sie Blut. Im ersten Moment war sie furchtbar erschrocken, stellte aber dann fest, woher es stammte – sie hatte sich auf die Zunge gebissen. Es tat höllisch weh. Alles tat weh. Ramina sah die Welt nur noch durch einen Schleier. Dennoch nahm sie wahr, wie sich Shannyns Züge verhärtet hatten, als ihr Gesicht vor ihr auftauchte.
Ramina hätte mit allem möglichen gerechnet. Dass Shannyn sie nun anschrie, anbrüllte, beschimpfte. Irgendwas. Aber selbst wenn sie sich versucht fühlte zu schreien, wovon Ramina nicht einmal ausgehen konnte, weil sie nicht in der Lage war, irgendeine Emotion aus ihren Augen abzulesen, so tat sie es nicht. Selbst jetzt verlor Shannyn nicht die Kontrolle. Das machte Ramina erst recht Angst, aber gleichzeitig begriff sie, dass Shannyn ihr einen Spiegel vorgehalten hatte, um ihr ihre

wahre Triebkraft zu zeigen – dass sich die Orionerin von Wut und Hass leiten ließ. Und dass sie damit die einzige war. Erneut fragte Shannyn: „Was haben sie denen angetan?“
Ramina sah benommen an sich herab, auf ihre Hände.
Gefangen.
Die Zeit blätterte sich für einen kurzen Moment zurück, wie in einem Buch, und sie saß wieder vor der Höhle an der Pfütze, und versuchte sich verzweifelt das Blut von den Armen zu waschen. Aber es ging nicht. Es ging einfach nicht ab. Dann war sie wieder im Hier und Jetzt.
Zum ersten Mal, seit langer, *langer* Zeit, war Ramina den Tränen nahe. Alle starrten zu ihnen herüber. Selbstmitleid überkam sie. Und ganz plötzlich konnte sie es nicht mehr zurückhalten und begann zu weinen. Hatte sie denn nicht schon genug durchmachen müssen? Ihre Stimme war nicht mehr wütend, sondern flehend. „Es war ein Unfall...“
Sie bereute ihre Worte sofort, denn jetzt war es zu spät. Jetzt konnte sie es nicht mehr leugnen. Das wusste auch Shannyn. Jetzt hatte sie ihre Bestätigung. Das war alles, was die Frau benötigte. Sie packte Ramina einmal mehr am Arm, zog sie mit beeindruckender Kraft auf die Beine und zerrte sie dann einfach mit sich.
Gefangen.
Ramina keuchte auf, ihre Rippen schmerzen fürchterlich. Sie bekam kaum Luft. Einen Moment lang wurde alles Schwarz vor ihren Augen. Sie stolperte, aber Shannyn hatte sie feste im Griff, und setzte ihren Marsch unbeeindruckt fort. Ramina unternahm einen halbherzigen Versuch sich von ihr zu lösen. Genauso gut hätte man versuchen können, sich aus einem Schraubstock zu befreien.
Gefangen.
Sie hörte D’Agosta rufen „Shannyn?” Er klang sehr besorgt.

Dann Bowmans strenge Stimme, die auch nicht darüber hinwegtäuschen konnte, dass sie längst keine Kontrolle mehr hatte: „Lieutenant, was haben sie vor?“
Auch die anderen starrten fassungslos, tuschelten aufgeregt. Shannyn ignorierte sie alle. Sie zerrte Ramina mit zum Rand des Diskussegments, dort wo das Wasser brandete, und wo der Abstand zum Ufer, an dem die Gredor warteten und tröteten, am geringsten war.
Einen Moment lang fürchtet Ramina, dass Shannyn sie ertränken wollte. Was für eine herrliche Ironie das gewesen wäre. Im Wasser hatte ihre Sternenflotten-Karriere begonnen, im Wasser sollte sie auch enden. Ein schöner Kreislauf. Dann löste sich plötzlich der Griff, und Ramina bekam einen Stoß verpasst. Sie stolperte nach vorn ins hüfthohe Nass und stürzte auf alle Viere. Wasser spritzte.
Ramina musste Husten. Noch immer bekam sie kaum Luft. Wie heftig diese Frau zuschlagen konnte. Sie hörte, wie die anderen herbeieilten, ihr anscheinend zu Hilfe kamen, aber die Schritte versiebten in einigen Metern Entfernung. *Doch keine Hilfe*. *Schaulustige*.
„Sagen sie es denen.“
Ramina hob schwer atmend den Kopf. Shannyn ragte vor ihr auf. Die Sonne stand direkte hinter ihr, ließ ihr blondes Haar grell leuchten, wie eine Korona. Ramina blinzelte, aber Shannyns Züge waren in Schatten gehüllt. Die Frau streckte Arm und Zeigefinger aus, Richtung Ufer und wiederholte: „Sagen sie... es *denen*.“
Ramina fing an zu jammern. „Nein... ich will nicht...“ Erste Tränen liefen ihre Wangen herab. Sie sah sicherlich furchtbar aus. All die Bitterkeit und der Zorn... und die Angst... Wahrscheinlich spiegelten sich die Empfindungen deutlich in ihrem Gesicht wieder. „..bitte..“

„Sie ist nicht mit zur Tarkon-Festung gekommen, weil sie einen Beitrag leisten wollte um Judy zu retten.“, raunte Shannyn, als D’Agosta und Bowman sie endlich erreichten. „Sie hat nicht nur so getan, als ob sie überlaufen möchte. Sie hat es ernsthaft in Betracht gezogen, um vor denen dort wegzukommen. Weg von den Gredor, weg von allem. Die Puzzleteile fallen zusammen, Ramina. Das Motiv ergibt nur noch keinen Sinn. Sagen sie, was passiert ist.“
Ramina drehte den Kopf zur Seite, blickte die Gredor mit flehenden, wässrigen Augen an. Die Wesen waren inzwischen alle verstummt, als könnten sie jedes einzelne Wort verstehen, als warteten sie gebannt, was als nächstes geschah.
„*Na los!*“, drängte Shannyn.
Gefangen.
„Es war ein Unfall.“, wimmerte Ramina.
„Nicht zu mir. Zu denen!“
Als Shannyn sie mit der Stiefelspitze anstieß, sah Ramina wieder zu den Gredor und schrie: „Es war ein Unfall, okay?!“ Ihr Atem kam stoßweise. Sie war wütend und verzweifelt zugleich. „Dorak und ich... wir haben es kaum lebendig bis zur Oberfläche geschafft. Wir gelangten nur mit knapper Not in eine Rettungskapsel, aber deren Bremsraketen wollten nicht zünden. Wir haben versucht sie Manuell auszulösen, aber dafür mussten wir uns abschnallen. Und dann... der Aufprall war heftig. Ich wurde verletzt. Ich hatte mir den Kopf angeschlagen. Und Dorak hat sich überhaupt nicht mehr gerührt. Die Kapsel stand in Flammen. Ich bin immer wieder in Ohnmacht gefallen, aber irgendwie sind wir rausgekommen. Ich wusste nicht, was passiert war, ob es noch andere Überlebende gab, oder ob wir die einzigen waren. Ich... Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Da war... da war ein Unterschlupf, eine Höhle. Dafür hielt ich es zunächst jedenfalls. Ich wollte doch nur noch aus der Sonne

raus, ausruhen! Es... es kam zu einem Erdsturz. Alles bebte und der Höhleneingang wurde... die halbe Höhle brach in sich zusammen. Wir waren...“ Sie erlebte das entsetzliche Gefühl erneut. „*Gefangen*. Wir waren gefangen. Wir kamen nicht mehr raus. Jedenfalls nicht da, wo wir reingekommen waren. Ich ließ Dorak zurück, um einen anderen Weg zu finden und drang tiefer in die Höhle ein. Ich... ich... mein Gott, ich bin klaustrophobisch, okay?!“, schrie sie wütend. „Ich hatte Angst da drin! Ich wollte raus, nur noch raus! Dann mündete diese Scheißhöhle in einen seltsamen Tunnel, eine Art Korridor. Das war irgendein unterirdischer Komplex, ein Bunker, und... und einer von denen stand plötzlich vor mir.“
„Ein Gredor?“, fragte D’Agosta erstaunt.
Ramina ging nicht auf ihn ein, brüllte weiter die Gredor am Uferrand an. „Ich habe mich erschreckt, okay?! Ich habe... er kam auf mich zu, grollte und fuchtelte bedrohlich mit seinen Armen rum. Er sah gefährlich aus, irgendwie feindselig. Ich habe Panik bekommen. Ich war verletzt und mir war schwindelig! Ich wusste gar nicht richtig, wo ich war, und ich hatte Kopfschmerzen. Schreckliche Kopfschmerzen. Ich wollte doch nur noch aus der verdammten Höhle raus, aber er hat mir den Weg versperrt. Warum hat er mir den Weg versperrt? Er hat mich geschubst, ständig geschubst. Er wollte mich aus dem Korridor rausdrängen. Ich wollte ja zurückweichen, aber ich... er... es ging ihm wohl nicht schnell genug. Er hat mich immer weiter zurückgedrängt. Irgendwie... ich hab das Gleichgewicht verloren, bin gestolpert. Und da... da bin ich durchgedreht, und...“, sie unterbrach sich selbst. Warum bereitete es ihr so viele Schwierigkeiten es auszusprechen? „Ich...“ Und dann ging es plötzlich, ganz leicht. „Ich habe ihn umgebracht.“, sagte sie, als sei sie über ihre eigene Tat erstaunt.
Einige Offiziere in der nähe schnappten entsetzt nach Luft.

Ramina sah auf ihre Hände hinab.
Sie sprach jetzt leiser, aber die Gredor konnten sie wohl immer noch hören. Sie standen einfach da, rührten sich nicht. Es herrschte totenstille. „Mir... ist der Kragen geplatzt, als er mir den Rücken zuwandte und zurück in den Korridor gehen wollte. Ich habe ihm die Beine weggetreten und bin auf ihn losgegangen. Es kam zu einem Handgemenge. Ich habe nach einem Stein gegriffen... und... und zugeschlagen. Immer... und... immer wieder."
„Weil er sie bedrängt hat." Shannyn sprach nun ruhig, fast mit aufrichtiger Anteilnahme.
„Ja.... Nein." Sie senkte den Kopf. Leise, sehr leise gestand sie: „Nein. Er wollte mir nichts tun. Er hätte es mühelos gekonnt. Er wollte mich nur aus dem Korridor verscheuchen. Ich weiß nicht wieso. Er wollte nur, dass ich gehe. Das war alles. Er hat wohl... Ich weiß auch nicht was er da wollte. Vielleicht war es sein zuhause. Vielleicht wollte er dort plündern. Und ich habe es nicht verstanden."
Raminas Blick richtete sich nach innen, als sie die Schrecklichen Momente wieder erlebte, das Blut, die Gewalt, und mit einem Mal war sie wieder da; nicht in der Höhle, sondern im Rotlichtviertel, und sie sah, wie die Kinder, die sie hatte befreien, denen sie hatte etwas vermitteln wollen, alles falsch gemacht hatten. Wie die eine gute Tat, die einzige, die sie in ihrem Leben hatte tun wollen, in einem Scherbenhaufen endete. Wie sie die kalte Hand spürte, die sich um ihr Herz legte und zudrückte. Der Atem, der ihre Kehle zuschnürte.
Und Ramina weinte. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal geweint hatte. Weinen war ein Anzeichen für Schwäche und Schwäche wurde stets ausgenutzt. In ihrer Welt hatte es so etwas nicht geben dürfen.
Wann immer sie zu weinen drohte, hatte sie versucht einen Witz

zu machen, oder einen abgebrühten Kommentar von sich zu geben. Irgendetwas, das ihre wahren Gefühle verbarg, so oft, und so lange, bis sie selbst nicht mehr wusste, über derartige Emotionen zu verfügen.
Liebe. Hass. Leidenschaft. Fröhlichkeit. Sie war daran gewöhnt, diese Emotionen zu verleugnen und so abweisend zu allem zu sein, dass es sie fast unmenschlich gemacht hatte. Sie hatte beinahe vergessen, wie es ist, etwas zu fühlen, und nun kam alles hoch.
Alles.
Sie *hatte* gefühlt.
Die ganze Zeit über.
Die ganze Palette.
Schuld. Mitleid. Scham.
Alles, was ihr widerfahren war, hatte sie sich selbst angetan. Sie hatte es zugelassen. Sie hatte ihre Eltern verraten. Freunde angelogen. Fremden die Schuld gegeben.
„Es tut mir leid.“, flüsterte sie. „Ich wollte das nicht.“
„Lauter.“, forderte Shannyn.
„Ich wollte das nicht!“
„Lauter!“
Und Ramine brüllte über das Wasser, den Gredor entgegen: „Ich wollte das nicht! Es war ein Unfall! Ich bin mein ganzes Leben lang verfolgt und eingesperrt worden. Mir ist nie etwas gutes Widerfahren. In dieser Höhle... in diesem Moment... da ist das alles hochgekommen. Die Angst und Wut hat mich übermannt. Wenn ich es ungeschehen machen könnte, ich würde es tun! Ich würde so vieles ungeschehen machen. Aber ich kann es nicht. Wenn ihr mich dafür bestrafen wollt... dann tut es. Aber lasst die anderen in Ruhe. Sie sollen nicht auch noch für meine Fehler büßen.“
Und die Gredor...

... verstanden.
Irgendwie. Vielleicht waren es nicht einmal die Worte selbst, die sie verstanden, sondern die Art, wie sie vorgetragen wurden. Die Botschaft, die dahinter steckte.
Eine Welle schien durch die Gruppe zu gehen, eine Welle der Bestürzung und Trauer, aber auch des Mitgefühls. Sie trompeteten, und diesmal klang es nicht bedrohlich, auch nicht fremd, sondern einfach nur versöhnlich. Und damit gingen sie. Es hatte nie in ihrer Absicht gelegen, jemanden zu bestrafen. Sie hatten einfach nur wissen wollen, was geschehen war. Ob der Verantwortliche begriff, was er getan hatte, und es bereute. Und Ramina tat es.

--
RÜCKBLICK.
--

Ramina schluchzte. Sie zitterte am ganzen Körper, war am Ende. Es war für jeden offensichtlich und dennoch drehte sie sich von den anderen weg. Vielleicht handelte es sich um einen Aspekt ihrer Persönlichkeit, einen, dem es ungeheuer wichtig war, dass niemand sah, dass sie einen emotionalen Zusammenbruch hatte. Sie wollte alleine sein.
Und Shannyn verstand das. Vielleicht mehr, als jeder andere. Als Bowman wütend den Mund öffnete, um zu einer Standpauke anzusetzen, gab Shannyn ihr durch ein Kopfschütteln zu verstehen, es sein zu lassen. Gleichzeitig griff sie Bowman am Oberarm und drehte sie sachte, aber bestimmt Richtung Luftschleuse. Laut sagte sie zur versammelten Mannschaft: „Es ist vorbei. Geht rein.“
Und dann schob sie Bowman an, damit der Commander den ersten Schritt machte. Bowman war einigermaßen verwirrt – und

für sie war die Sache längst nicht vorbei -, aber aus irgendeinem Grund fügte sie sich. Und so taten es auch alle anderen.

Auf dem Weg zur Luftschleuse, blieb Shannyn neben Dorak stehen, der dort wartete, blickte über die Schulter und sah den Gredor dabei zu, wie sie sich wieder in die Berge zurückzogen – diesmal, so war sie sich sicher, für immer. Auch die Sternenflotten-Offiziere drängten wieder nach drinnen. Niemand machte sich die Mühe, sich Ramina zu nähern, die weiter vorn auf dem Diskussegment leise vor sich hinschluchzte. Manche schüttelten den Kopf, vermutlich vor Abneigung. Andere sagten überhaupt nichts, entfernten sich nur mit um sich geschlungenen Armen.
Shannyn kommentierte: „Schlimme Geschichte."
Dorak lächelte dünn. „Ich weiß."
„Sie wussten es sogar die ganze Zeit, nicht wahr?"
„Das ist richtig."
Shannyn sah ihn an. „Und sie haben nichts gesagt?"
Der Cardassianer erwiderte ihren Blick, noch immer milde lächelnd. „Ich wollte *Ramina* die Entscheidung überlassen, ob... oder eher gesagt, *wann* wir die Wahrheit gestehen. Man kann es drehen und wenden wie man will, aber... ich stehe in ihrer Schuld. Sie *hat* mir das Leben gerettet. Und meine Schulden... pflege ich stets zu begleichen. Ganz egal... ganz egal, bei *wem* ich sie habe."
„Huh." Shannyn klang erstaunt. Sie musterte ihn sorgsam von oben bis unten, als ob sie ihn zum ersten Mal richtig wahrnahm. „Es steckt mehr von... *ihnen* in ihnen, als ich dachte."
Er legte den Kopf schief. „Ich fürchte ich kann ihnen nicht ganz folgen..."

Nun war es Shannyn, die dünn lächelte. „Ich weiß.“

Auch Bowman blieb in der Luftschleuse noch einmal kurz stehen, um einen Blick zu den Gredor zu werfen. „Ist es nicht verblüffend?“, sagte sie zu D’Agosta. „Wie kann es sein, dass wir Hunderte von Lichtjahren reisen, ans andere Ende des Quadranten, um dort in einer Spezies, denen wir höchstens rudimentäre, animalische Intelligenz zuschreiben, solch essentielle Emotionen vorfinden, die wir immer nur uns beimessen?“
Allan hatte darauf keine Antwort. Er hatte auf gar nichts mehr eine Antwort. Alles was er wollte, war schlafen. Schlafen und vergessen. Das alles hinter sich lassen, wenigstens für ein paar Stunden. Er seufzte und ging kopfschüttelnd nach drinnen.

Abstoßung

„Der Schrecken sitzt tief.“, sprach Bowman vor versammelter Mannschaft im Hangar. „Wir alle sind sehr betroffen. Man hat versucht uns zu demoralisieren, zu vernichten. Auszulöschen. Aber davon dürfen wir uns nicht lähmen lassen. Sie werden sich fragen, ob dieses Schiff noch sicher ist, und ich kann ihnen Antworten: Ja, es ist sicher! Sie werden sich fragen, ob es noch Hoffnung gibt, und ich kann ihnen Antworten: Ja, es gibt noch Hoffnung! Solange wir unseren Feinden keine Gelegenheit mehr geben uns zu überraschen, uns zuvorzukommen. Solange wir nicht länger nur reagieren, sondern endlich anfangen zu agieren. Dann haben wir an Bord der Shenandoah nichts zu befürchten. Dann kommen wir wieder von hier fort. Aber dennoch ist Eile geboten. Wir dürfen nicht nachlassen in unseren Bemühungen, Kontakt zu den Suchmannschaften herzustellen, die da draußen sind. Hilfe zu holen. Und diese Welt, die nicht unsere ist, zu verlassen. Dazu sind wir verpflichtet.“

Wie er artig schweigend neben ihr stand, hoch oben auf dem Hangardeck, vor versammelter Mannschaft, musste D’Agosta sich eingestehen, dass Bowmans Rede Pepp hatte. Pepp und Feuer. Es waren genau die richtigen Worte. Aber sie entsprachen nicht der Wahrheit. Und D’Agosta war kurz davor gewesen, es zu akzeptieren.

Hätte Ramina draußen nicht endlich die Wahrheit eingestanden, hätte er sich gefügt, den Mund gehalten und sich mit Bowmans Erklärung zufrieden gegeben. Aber Raminas Geständnis hatte

etwas in ihm ausgelöst, hatte etwas unerwartetes in Gang gesetzt: Sein Gewissen begann sich zu melden, das, was man ihm auf der Akademie eingetrichtert hat. *Ein Sternenflotten-Offizier wird nicht lügen oder jene tolerieren, die es tun.*

Für einen kurzen Moment stülpte sich die Zeit um, wie ein Buch, in dem man zurückblätterte, und er war wieder jung, befand sich auf der Erde, auf dem Paradeplatz der Akademie und legte mit den anderen Kadetten seines Jahrgangs vor dem sonnigen Panorama der rostroten Golden Gate-Brücke den Offiziers-Eid ab, so voller Stolz, Idealismus und Sehnsucht das beste all jener Föderationswelten zu repräsentieren und hinaus in die Sterne zu tragen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten das Universum gemeinsam zu erforschen und Antworten zu finden. *Wahrheit* zu finden. Wissenschaftliche... persönliche... kulturelle. Einfach Wahrheit. In allen Belangen.

Was war nur aus diesen jungen Leuten geworden?

Wofür stand diese Uniform eigentlich noch?

Während Bowman weitersprach, sah D'Agosta an sich herab. Die Uniform die er heute trug war kaum noch als solche zu erkennen. Der eigentlich so wiederstandsfähige Stoff war schmutzig, abgewetzt und an manchen Stellen gerissen.

Wie passend, dachte er bitter. Die Uniform war nur noch ein Schatten ihrer selbst, so wie sie alle nur noch Schatten ihrer Selbst waren. War das richtig, was sie hier taten? Verrieten sie damit nicht alles, woran sie einst geglaubt hatten? Oder war es in dieser Situation nicht doch das einzig vernünftige? Hatte am Ende Carl Jung vielleicht recht damit, dass Menschen zu viel Realität nicht aushielten?

Während er noch über all das nachgrübelte, hatte das Schicksal ein einsehen. Es schickte ihm einen Engel in Gestalt einer schmutzigen Blondine.

D'Agosta sah, wie Shannyn den Hangar als letzte betrat. Kaum

jemand bemerkte sie, da alle anderen gebannt Bowmans Worten lauschten. Aber Allan bemerkte sie. Er bemerkte, wie Shannyn hinter Judy trat, die Arme um das Mädchen schlang und sie trostspendend an sich drückte. Er bemerkte, wie sehr er sich jedes Mal freute, sie zu sehen. So auch jetzt. *Vor allem* jetzt. Er bemerkte, wie sehr er sie vermisste und herbeisehnte, wenn sie mal nicht in der Nähe war.
Und er bemerkte, nein, *realisierte*, was das eigentlich bedeutete - vielleicht zum ersten Mal. Ja, er hatte etwas für Shannyn übrig. In einem anderen Leben, zu einer anderen Zeit... da würde er vielleicht Hoffnungen hegen und diese Gefühle zu erforschen versuchen.
In *dieser* Hölle, in dieser Situation jedoch...?
Nein. Vertrautheit würde es hier nicht geben.
Aber vielleicht vertrauen.
Etwas ganz anderes. Er vertraute Shannyn, bedingungslos sogar, und das konnte nur belohnt werden. Und war es nicht genau dies, um das es in der Föderation ging? Um den Glauben, dass gute Taten belohnt wurden, und dass jene, die mit reinem Herzen handelten, am Ende die Welt zum positiven Verändern konnten?
Alles, was hier, auf diesem Mond, geschehen war, hätte verhindert werden können, ganz leicht. Wenn Admiral Nechayev die Wahrheit gesagt und ihre Intentionen mitgeteilt hätte, wäre die Mission insgesamt besser vorbereitet gewesen. Wenn Beliar ihm vertraut hätte, hätte vieles verhindert werden können. Wenn Ramina die Wahrheit gesagt hätte, hätte sie dieser schrecklichen Demütigung von heute Abend entgehen können. Und wenn D'Agosta der Wahrheit über ihre Situation eher ins Auge geblickt und von Anfang an entsprechend reagiert hätte – wer weiß.
Vielleicht wären dann all jene noch am Leben, die in der Bombardierung durch die Tarkon ums Leben gekommen waren.

Aber sie standen sich selbst im Weg. Jeder hatte Geheimnisse, jeder legte sich die Dinge so zurecht, wie er sie brauchte. Wann hatten sie aufgehört einander zu vertrauen? Was hatte der Krieg nur aus ihnen gemacht? D'Agosta erinnerte sich an etwas, das er mal gelesen hatte; die Worte eines Senators, der schrieb, dass das erste Opfer in einem Krieg immer die Wahrheit sei.
Vielleicht stimmte das. Aber der Krieg war vorüber. Und er hatte keine Lust einen neuen zu führen. Es war höchste Zeit die alten Größen wiederherzustellen.
„Wir leben eine Lüge."
Die Worte waren seiner Kehle entrutscht, ganz plötzlich. Bowman, die noch immer an die Menge gewandt gesprochen hatte, hielt mitten in ihrer Rede inne und sah ihn alarmiert an. D'Agosta schenkte ihr ein müdes, entschuldigendes Lächeln. Dann trat er an ihr vorbei und ans Geländer vor, um sich selbst an die Menge zu wenden.
Er hätte das schon längst tun sollen. „Ich kann euch die genaueren Umstände nicht mitteilen, da sie klassifiziert sind. Aber so viel ist sicher. Schnell kommen wir hier nicht mehr weg. Wir sind auf uns alleine gestellt." Und dann erzählte er ihnen was passiert war. Die Hintergründe über Omega ließ er vage. Aber alles andere teilte er ihnen mit – vor allem, dass ihre Hoffnung auf Rettung eine Illusion war, und, dass sie auf sich allein gestellt waren.
Die Leute reagieren anders als erwartet. Nach allem, was bisher geschehen war, hatte er wenig Hoffnung, dass sie es verstehen, oder ihm gar verzeihen würden. Aber sie hörten zu. Geduldig und aufmerksam. Und sie begannen selber zu reden. Fragen zu stellen. Vorschläge zu machen. Sie hatten eine lange Diskussion. Zum ersten Mal seit einer Ewigkeit – vielleicht sogar wirklich zum ersten Mal - diskutierten sie als Gruppe, als Team. Nicht als Untergebene und Anführer.

Sondern als Gleichgestellte.
Es war so viel befreiender.
Sie sprachen über die Vergangenheit... über ihre Zukunft... und darüber, wie die Vergangenheit die merkwürdige Angewohnheit hatte, ihre Zukunft zu werden, wenn sie nicht vorsichtig waren... und vergaßen.
Sie sprachen darüber, wie es jetzt weitergehen sollte. Und D'Agosta hatte sogar eine Lösung. Sie kam ihm plötzlich und war so offensichtlich, dass er sich schämte, nicht vorher daran gedacht zu haben: Nechayev!
Nechayev war die Lösung. Sie hatte sie hergeführt, sie wusste, was geschehen würde. Sie würde auch einen Notfallplan haben. Sie würde einen Weg kennen, dieser Welt zu entfliehen. Also mussten sie sie finden. Aber vor allem, galt es, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Sie hatte die oberste Direktive gebrochen. Den Tod so vieler zu verantworten. Allen wusste, dass er sich ihr stellen musste. Es würde zu einer Konfrontation kommen, früher oder später. Er hoffte nur, dass er stark genug war, sie zu meistern – im Namen all jener, die nun vor ihm standen, und ihm vertrauten.
Bis dahin würden sie ihre eigenen Wege austesten. Alles tun, was sie am Leben hielt. Ihre Zukunft war mehr als ungewiss. Aber für's Erste befanden sie sich in Sicherheit. Darauf konnte man aufbauen. Bisher hatten sie nur reagiert. Doch nun würden sie anfangen zu agieren. Und wenn sie gemeinsam arbeiten würden, dann stünden ihre Chancen vielleicht gar nicht so schlecht.
Es dauerte lange. Aber schließlich – endlich - standen sie alle auf der gleichen Seite.

Später, wandte sich D'Agosta Bowman zu, die während der ganzen Zeit über geschwiegen hatte. „Sag schon.", forderte er müde. „Sag schon, dass es dumm von mir war."
„Ich weiß nicht, ob es dumm war. In jedem Falle war es mutig."
„Ich fühle mich nicht mutig."
Sie schwieg eine Weile. „Nun gut. Bleiben wir im Moment dabei. Aber sei dir bewusst – sollten wir hier je wieder wegkommen, könnte es sein, dass man dich für diese Aktion hier aufknöpft."
Obwohl seine Augenlider schwer herabhingen, als würde er gleich einschlafen, lächelte er schwach. „Ich riskier's" Und er meinte es so.

Penkala bekam von alledem nichts mit. Er hatte Commander Bowmans Ansprache nur kurz verfolgt, bis er die vor Pathos triefenden Worte ihrer Rede nicht mehr ertragen konnte. Es war immer dasselbe. Er hätte von ihr etwas anderes erwartet, etwas anderes erhofft. Aber vielleicht war es einfach so. Vielleicht gab man den Absolventen der Kommandoschule eine austauschbare Rede für jede mögliche Situation mit auf dem Weg, damit es wenigstens so erschien, als hätten sie die Kontrolle über jedwede Situation.
Als seien sie vorbereitet.
Nun wusste er es besser. Mit hängenden Schultern hatte Penkala den Hangar verlassen, und war ein wenig durch die verlassenen Korridore geschlendert, ohne ein richtiges Ziel, außer dem, von den anderen wegzukommen. Der Weg hatte ihn durch einen der Randkorridore im Diskussegment geführt, an einer Fensterreihe entlang, wo er Ramina aus den Augenwinkeln bemerkte. Aber wie hätte man das stechende Grün ihrer Haut in dieser rot-gelben

Welt auch übersehen können? Es war ein zu starker Kontrast.
Sie saß noch immer draußen, ganz am Rand der Hülle, verloren und verlassen. Die Beine hatte sie angezogen und mit den Armen umschlungen, das Kinn ruhte auf den Knien.
Penkala zögerte.
Während er noch überlegte, was er machen sollte, hatten seine Beine bereits auf Autopilot geschaltet und suchten den kürzesten Weg nach draußen. Eigentlich wollte er es ja nicht. Eigentlich wollte er nicht zu ihr gehen. Sie hätte es verdient, in ihrem eigenen Elend zu schmoren. Es war genau das eingetreten, was er prophezeit hatte, und er hätte gerne ein wenig darin geschwelgt, geschwelgt in dem Wissen, dass am Ende *er* derjenige war, der Recht behalten hatte. Nicht sie. Und in dem Wissen, dass ihr das genauso klar sein würde, wie ihm. Es war genau die richtige Medizin. Ja, sie hatte es verdient. Aber... aus irgendeinem Grund konnte er es nicht. Nicht einmal unter die Nase reiben wollte er es ihr. Er fühlte keine Genugtuung, keine Befriedigung durch ihren Schmerz. Da war einfach nur Anteilnahme, und das Bedürfnis, für jemanden da zu sein, der litt, auch wenn es für jemanden mit ihrer Einstellung wie ein letzter Dolchstoß aussehen musste. Aber das Risiko war er bereit einzugehen. Dann musste er sich eben anstrengen, sie von seinen Motiven zu überzeugen.
Die Sonne stand tief, war bereits irgendwo hinter den Bergen verschwunden, als er durch die Zugangsschleuse nach draußen trat. Es war ein warmer Abend, aber die Tageshitze verwehte bereits langsam in einer steten, kühlen Brise, die von Osten kam. Es würde schon bald dunkel werden. Verdammte ortsbedingte Rotationsgeschwindigkeit. Sie war hier viel zu schnell. Ganz anders als auf der Erde. Tage und Nächte flogen. Er hatte überhaupt kein Zeitgefühl mehr.
Seine Stiefel kündigten sein Kommen geräuschvoll an. Er ging

zum Rand des Diskussegments, dort wo das Wasser brandete, und wo sie saß, und sagte: „Na?“
Ramina drehte den Kopf. Ihr Blick war vollkommen leer. Unwillkürlich blieb er stehen. Man konnte die Intimsphäre einer Person schneller verletzen, als es einem auffiel, und dann hatte man für alle Zeiten den Ruf weg, aufdringlich zu sein. Oder schlimmeres.
Raminas Blick flackerte. Erst jetzt schien sie ihn zu bemerken. „Was wollen sie?“
Einen Moment lang spielte er mit dem Gedanken einfach wieder zu gehen. *Ach zum Teufel*, dachte er dann. *Es ist ja nicht so, als hätte sie je Rücksicht auf* meine *Gefühle genommen.* Also ließ er sich neben sie auf den Boden nieder. Keine seiner besten Ideen. Die Hülle war hier glitschig und nass. Seine Hose sog die Feuchtigkeit sofort ein. Er bekam einen nassen Hintern und rutschte hin und her, mit einem zur Grimasse verzogenem Gesicht. „Bah!“
„Sind sie hier um Salz in die Wunde zu streuen?“ Es klang fast elendig.
„Als Ausrüstungsoffizier“, entgegnete er trocken „kann ich ihnen versichern, dass wir auch kein Salz mehr haben.“
Ramina legte die Stirn in Falten.
Penkala seufzte. Sie war nicht zu Scherzen aufgelegt. Natürlich war sie das nicht. Wer wäre das unter diesen Umständen schon? „Tut mir leid. Ich dachte... Ach, ich weiß nicht, was ich dachte. Um ihre Frage zu beantworten... Ja. Ja, ich nahm an, es würde mir tatsächlich Freude bereiten, ein bisschen in der Wunde herumzustochern, nach allem, was sie gesagt haben. Über Dike beispielsweise. Aber irgendwie... Na ja, jetzt, wo der Moment gekommen ist, muss ich zugeben, dass es mir doch keine Genugtuung bereitet. Ist wohl einfach nicht meine Art.“
„Im Gegensatz zu mir, meinen sie.“

„Nein.“, log er. „Das ist es nicht, was ich sagen wollte.“
Ramina schnaubte. „Doch, ist es. Sie können sich einreden, was sie wollen, Penkala. Ihr Menschen müsst anderen immer eure beschissene Moral aufdrücken, eure Ansichten und euren Glauben. Hauptsache ihr habt am Ende recht und könnt es jemandem noch schön unter die Nase reiben, im Glauben, die würden das gerne hören. Nur dann fühlt ihr euch besser, nicht wahr? Wie arrogant ihr seid. Als wäre die Galaxie irgendeine gewaltige, speziell auf euch zugeschnittene... Selbsthilfegruppe.“ Sie funkelte ihn böse an. „Heilt euch alleine. Lasst andere in Frieden.“
„Hm.“ Er hatte es gewusst. Er hätte nicht zu ihr gehen sollen. Nun saß er hier, mit nassem Hintern, und versuchte sich mit jemandem zu unterhalten, der sich dermaßen ostentativ ins hintere Eck verzogen hatte, dass sie ebenso gut ein Schild hätte aufstellen können, mit dem Hinweis sich fern zu halten. „Was... wird man jetzt mit ihnen machen?“, fragte er vorsichtig.
„Keine Ahnung.“ Sie zuckte mit den Schultern. „Vielleicht nichts, vielleicht alles. Je nach Bowmans Stimmung reichen die Möglichkeiten, vom Tadel in der Dienstakte, über die Degradierung, bis hin zum kompletten Rausschmiss, inklusive Haftstrafe.“ Dann fügte sie hinzu: „Ich vermute eher letzteres.“
„Ach was.“
„Ach was?“ Sie schaute fassungslos zu ihm herüber. „Ich habe jemanden erschlagen, vertuscht, gelogen... alles betrogen, wofür diese Uniform steht, die euch blöden Offizieren so schrecklich viel Wert ist. Glaube kaum, dass man diesmal ein gutes Auge zudrückt, nur weil ich so eine *liebenswürdige* Person bin... Und wenn – wenn - wir heimkommen, wird mich garantiert ein Militärgericht erwarten. Oder eine Untersuchungskommission.“
„Die werden sie Freisprechen. Da bin ich sicher. Das waren... na ja, einfach ungünstige Umstände.“

„Sie sind ein Idiot, Penkala.“
„Ja, aber meine Spezies denkt gerne, sie könnte andere bekehren und zum Guten wenden. Also tun wir alles dafür, damit wir am Ende recht haben. Gut möglich, dass man ihnen also die Hand reicht.“ Er grinste schief. „Wir brauchen das um uns gut zu fühlen, wissen sie noch?“
Sie sah ihn komisch an.
Penkala hob verteidigend die Hände. „*Ihre* Worte, nicht meine.“
„Untersucht wird der Fall dennoch. Angenehm wird es so oder so nicht.“
„Sie haben zweifellos schon schlimmeres durchgemacht.“
Ramina nickte langsam.
„Ja.“, offenbarte sie nach einer Pause. „Das stimmt. Das hier ist dann also nur eine weitere drohende Gefangenschaft unter vielen.“ Sie schnaubte. „Die Geschichte meines Lebens.“
„Klingt nicht so, als hätten sie es leicht gehabt. Ist das der Grund, warum sie... na ja... so sind, wie sie sind?“
Zunächst gab sie ihm keine Antwort, sondern starrte einfach nur auf das Wasser hinaus. „Ich habe stets um mein Überleben kämpfen müssen“, sagte sie dann „und alles getan, was nötig war, um dieses Ziel zu erreichen. Sonst war da nichts. Ich habe alles mögliche gemacht, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wo ich übermorgen sein könnte. Alles was zählte, war immer nur, den nächsten Tag zu überstehen. Die nächsten Stunden. Minuten. Seit ich ins Unteroffiziersprogramm aufgenommen wurde und diese Uniform trage, bemühe ich mich, das zu ändern – auch wenn ich sicher noch Übung brauche.“ Sie verstummte kurz, warf ihm einen prüfenden Seitenblick zu, als ob sie sich nicht sicher wäre, fortzufahren. Schließlich warf sie aber alle Bedenken über Bord. Warum auch nicht? So wenig, wie sie momentan zu verlieren hatte, konnte sie ihn ja immer noch erwürgen, sollte er ihr Vertrauen missbrauchen. „Ich habe

eine Menge nachgedacht, seit ich auf der Shenandoah bin, Penkala. Darüber, wie Leute sich anderen präsentieren... wie sie sich selbst oft – ohne es zu wollen, ohne es zu merken - *missinterpretieren* und ganz anders wahrnehmen und auch geben, als sie eigentlich sind. Dessen bin auch ich oft schuldig. Ich kann nicht einmal einen guten Grund dafür nennen. Vielleicht, weil ich selbst nicht genau weiß, wer oder was ich eigentlich bin. Oder... weil mir dieser jemand nicht gefällt.“ Sie dachte über ihre eigenen Worte nach. „Wohl eher letzteres.“, musste sie dann einräumen. „Ich habe oft genug Angst, und bin unsicher und dadurch so schrecklich... verwundbar. Für mich ist Verwundbarkeit das furchteinflößendste, was ich mir nur vorstellen kann. Eine raue, dumme Emotion. So...“ Sie suchte nach den passenden Worten.
„Menschlich?“, riet Penkala.
Raminas Mundwinkel wanderten nach unten. Er hatte ins Schwarze getroffen. „Ja. Menschlich. Und das macht mir Angst. Für alles menschliche an mir hat man mich seit jeher verletzt.“
„Also haben sie gelernt, hart zu agieren, und sich so lange einzureden, dass sie von allem unberührt sind, und auf nichts was geben was menschlich ist, bis sie angefangen haben, es selbst zu glauben.“
Ramina starrte ihn angewidert an. „Gott, ich hasse sie, Penkala!“
Er zuckte lächelnd mit den Schultern. „Diesen Effekt habe ich auf manche Leute.“
„Fein.“ Sie warf die Hände in die Luft. „Fein! Sie haben recht mit dem, was sie sagen – *diesmal*. Okay? Jetzt glücklich? Und wagen sie es bloß nicht, nun zu grinsen!“
Penkala bemühte sich. „Uh-kay.“
Ramina beobachtete ihn durch dünne Schlitze hindurch. Als sie sicher war, dass er es sich tatsächlich verkneifen konnte, sah sie wieder zum Wasser, gar nicht glücklich darüber, dass er ins

Schwarze getroffen hatte. Schon wieder. War sie auf einmal so ein offenes Buch? „Im Grunde war ich ab einem bestimmten Zeitpunkt nur noch das harte kleine Gör, dass alle möglichen dummen Sachen machte, immer und immer wieder, nur um sich selbst davon zu überzeugen, dass sie nichts kümmerte. Innerlich... innerlich bin ich auf diese grandiose Art zu Leben Stück für Stück gestorben. Zumindest hat es sich so angefühlt. Sie wissen vermutlich, dass ich ein Sklavenmädchen war?“
„Das wissen die meisten.“
Sie nickte. „War ich nicht freiwillig. Glauben sie mir. Das was die mit mir gemacht haben... das macht niemand freiwillig. Ich habe versucht mich innerlich zu töten, damit ja nichts menschliches übrig bleibt, und damit ich ja nichts dabei empfinde, wenn meine Freier kamen. Ich habe... Ich habe mir nicht einmal zu *heulen* erlaubt, wenn ich alleine war. Ich hatte Angst, Schwäche zu zeigen, weil das ausgenutzt wurde. Wenn die gemerkt haben, dass es dir nicht gefällt, haben sie es erst so richtig genossen dir wehzutun. Aber wenn du mitgemacht hast... dann hat es nicht so weh getan. Nicht physisch jedenfalls. Aber im Grunde habe ich mich jedes Mal dafür gehasst. Sich *das* schön zureden... das ist eine Kunst. Den Spiegel habe ich für Jahre gemieden, aus Angst das nicht mehr zu kennen, was ich darin sehen müsste.“
„Aber sie haben es überstanden.“
Sie schnaubte. „Ich hatte ein einziges Mal Glück, das ist alles. Eine günstige Gelegenheit. Spiers war da. Wenn sie jetzt einen Kommentar abgeben, der dahingeht, dass ich doch jemanden gebraucht habe, erwürge ich sie.“
„Ich werde mich hüten...“
Erst nach einer Weile sprach sie weiter. „Es hat seine Zeit gebraucht, aber... irgendwann, nach der Flucht aus meiner Gefangenschaft, habe ich das Zeug geglaubt, das Spiers ständig

laberte. Sie wissen schon, das ganze Gewäsch von einem besseren Leben im Dienste der Sternenflotte und ihrer hervorragenden Ausbildung, die man an gewöhnliche Bürger offenbar nicht verschwenden will. Das übliche blabla eben. Zunächst habe ich ihn gehasst. Aber immerhin hat er mich aus meinem Gefängnis rausgeholt. Gut. Machen wir uns nichts vor. Er hat mir zwar geholfen, aber er hat dafür auch eine Menge bekommen. So selbstlos war Spiers auch nicht."
Penkala runzelte die Stirn. Er konnte ihr nicht ganz folgen. „Eine Menge bekommen? Zum Beispiel?"
„Sex natürlich." Das war doch selbstverständlich.
„Oh."
„Wir waren uns gegenseitig dienlich. Wie passt das in ihre heile Welt des aufrichtigen, menschlichen Edelmutes, hm? Man höre und Staune, es gibt sogar in der Sternenflotte Leute, die an ihren eigenen Vorteil denken."
„Wir sind nicht alle so."
Sie sah ihn an, als hätte er sich eine Maske vom Kopf gezogen, und darunter käme ein Gorn in ausgesprochen guter Verkleidung zum Vorschein. „Doch. Natürlich. Glauben sie, sie sind hier bei mir, weil sie so ein netter Kerl sind, Penkala? Wenn sie sich diesen Unsinn einreden, sind sie noch dümmer, als ich ab morgen herumerzählen werde. Sie sind scharf auf mich."
„Also das ist wirklich nicht-"
„Und wer kann es ihnen schon verübeln? Es liegt an ihrem Geschlecht."
Penkala starrte sie mit großen Augen an. „Was hat denn das jetzt damit zu tun?"
„Ach kommen sie! Männer denken mehr an Sex, als sie es andere wissen lassen wollen. An Sex mit ihren Lehrern, mit ihren Vorgesetzten, mit ihren Untergebene, den Kollegen, der Freundin der Freundin... Für jede Frau mit einem Fünkchen

Sexappeal gibt es irgendwo im Universum mindestens einen Kerl, der sich vorstellt, wie es wäre mit ihr zu schlafen. Selbst wenn sie sich überhaupt nicht kennen, wenn sie sich nur kurz begegnet sind, sich für wenige Sekunden gesehen haben. Und jeder Mann, der in der Gegenwart einer Frau etwas anderes behauptet, tut es wahrscheinlich nur, weil er versucht sie ins Bett zu kriegen – oder jemanden, der sich in Hörreichweite aufhält. Oder wollen sie mir wirklich erzählen, sie hätten sich nicht vorgestellt, wie es ist, mit mir zu schlafen?“

Das Gespräch hatte unangenehme Bereiche betreten. Penkala rutschte nervös auf dem nassen Boden herum und überlegte fieberhaft, wie er sich aus der Affäre ziehen konnte. „Nun... Vielleicht habe ich den... uh... Faktor des männlichen Verlangens falsch bewertet. Soll ich meine Theorie dahingehend ändern, dass es zumindest weibliche Selbstlosigkeit gibt?“

Sie runzelte die Stirn, grinste aber zugleich schief. „Nicht einmal das gibt es. Aber notfalls... kann ich mit dieser Theorie ganz gut leben.“

Penkala beschloss das Thema zu wechseln, so lange es noch möglich war. „Spiers Tot hat sie hart getroffen, oder?“, fragte er leise. „Er fehlt ihnen sehr, nehme ich an.“

Der Druck, der wegen des unangenehmen Gesprächs in der Luft gelegen hatte, verschwand mit einem Mal, was Penkala beruhigte.

Ramina seufzte stumm. „Ich weiß es nicht.“, antwortete sie leise. „Ich... Ich weiß überhaupt nichts mehr. Ron war das einzige in meinem Leben, was einer Bezugsperson nahe kam. Keine Ahnung, ob ich ihn wirklich...“

Sie brach mitten im Satz ab und vollendete ihn nicht. Beide schwiegen eine Weile. Penkala kratzte sich das Bein. Die Wunde juckte noch immer. Dann fragte er: „Erwartet sie Zuhause denn überhaupt niemand?“

Ramina antwortete nicht sofort. „Nein.“
Es fiel ihm schwer, sich vorzustellen, wie das sein mochte, wenn man überhaupt niemanden hatte. Penkalas gab es so viele wie Sterne am Himmel, und alle waren sie über mehrere Ecken miteinander verwandt. Bei jeder Familienfeier, tauchten scheinbar mehr Leute auf, entfernte Onkels, Tanten, Neffen, Nichten. Ständig neue Gesichter. Eine ganz andere Welt. Ihm wurde schlecht bei dem Gedanken, sie nie wiederzusehen. „Ich schätze, dann ist jeder Ort, an dem sie sich aufhalten, gleich gut oder schlecht, nicht wahr?“
„Nein, das stimmt nicht.“ Sie sah ihn an. „Kennen sie das? Dieses Gefühl, das man manchmal hat? Wo immer man gerade ist, will man sofort wieder weg. Alles scheint einen zu bedrängen, und plötzlich merkt man, dass es gar nicht an einem selber liegt. Man selbst ist es nicht, der weg will. Es sind die Orte, die einen loswerden wollen. Sie scheinen einen abzustoßen, einem sagen zu wollen, dass man da nicht hingehört. Aber keiner erklärt einem, *wo* man hingehört, und man rennt, und rennt...“
„Ich kenne so etwas vom Betrunkensein. An der Abschlussfeier der Akademie floss so viel illegales Ale, dass mir in jeder Lage schlecht war, egal wie ich mich gedreht oder gelegt habe.“ Er zögerte. „Tut mir leid. Ein dummer Vergleich.“
„Nein, gar nicht. Sie haben recht. Es geht einem erst besser, wenn man sich übergeben hat. Würde ich jetzt auch am liebsten tun, aber... ich weiß nicht wie.“
„Nun ja, sich zu übergeben ist meistens eine spontane Entscheidung... aus dem Bauch heraus...“
Sie überhörte geflissentlich seinen ungeschickten Versuch das Gespräch mit einem kleinen Witz aufzulockern. „Das hier ist so ein Ort, Penkala. Er will uns loswerden. Wir gehören hier nicht hin. Keiner von uns. Ich glaube auch nicht, dass dieser Ort noch

lange Bestand hat.“
„Hm? Was meinen sie?“
„Ich weiß nicht. Ist so ein Gefühl...“ Sie sah ihn von der Seite an. „Wenn sie also wissen wollen, ob ich überhaupt einen Grund habe, von hier wegzukommen, ob ich motiviert bin – und das war doch die Frage, die sie wirklich stellen wollten, als sie herkamen, weil sie wissen, dass ich zu den wenigen gehöre, die in der Lage ist, ihren jämmerlichen Hintern zu schützen -, dann kennen sie jetzt die Antwort. Ich *will* hier weg. Genau wie jeder andere. Dafür würde ich alles tun.“
„Alles?“
„Alles.“
„Hm.“ Er überlegte. „Hat diese Shannyn eigentlich recht? Dass sie in der Festung zu den Tarkon überlaufen wollten, meine ich. Irgendwie fällt es mir nämlich schwer, das zu glauben, wenn man bedenkt, was sie mit diesem Wanderer auf dem Bergpfad gemacht haben.“
Ramina schwieg.
„Kommen sie, Ramina. Die Wahrheit bitte. Sind sie jetzt mitgegangen, um das Mädchen zu retten, oder nicht?“
Ramina antwortete nicht sofort. „Was für einen Unterschied würde das schon machen?“
„Einen gewaltigen. Es wäre eine Heldentat.“
„Kapieren sie es doch endlich, Penkala. So etwas wie Heldentaten gibt es nicht. Und selbst wenn... Es wäre jetzt ohnehin egal. Sie können ihr ganzes Leben lang gutes tun. Aber wenn sie kurz vor Schluss Mist bauen, so richtig Mist, dann werden sich die Leute nur *daran* erinnern. Alles andere wird auf einen Schlag in Vergessenheit geraten. So sind Menschen eben. Kaum jemand nimmt das ganze Bild wahr. Bedauerlich, huh?“
Jetzt versuchte sie ihn absichtlich zu verärgern, aber Penkala schluckte den Köder nicht. „Sie helfen mir ja auch nicht

wirklich, das ganze Bild zu verstehen.“
Darauf fiel ihr keine Erwiderung ein. Eine Weile sah er sie einfach nur an. Raminas schwarzes, glattes Haar wehte in einer kühlen Brise.
„Ich *bin* wegen dem Mädchen mitgegangen.“, sagte sie schließlich. „Ich hatte meine Gründe dafür. Die gehen sie auch nichts an. Aber ich bin wegen dem Mädchen mitgegangen. Ich wollte sie auch in Sicherheit sehen.“
Penkala lächelte. „Sehen sie? Manchmal ist es doch gar nicht so schlimm, sich einem anderen mitzuteilen.“
„Sie sind ein blödes Arschloch.“, entgegnete sie ohne wirklichen Ärger. „Wenn sie glauben, dass ich ihnen jetzt danke, Penkala, und mich plötzlich ändere, und nett bin, und den ganzen Schwachsinn, nur damit *sie* Nachts ruhig schlafen können, in dem Wissen, sich nicht in mir geirrt zu haben, dann liegen sie falsch! Das ist nicht meine Art. Das ist nicht die Realität. Nicht einmal Menschen verhalten sich so. Und ich auch nicht. Wenn sie glauben, es täte mir leid für jedes Mal, wenn ich jemandem vor den Kopf gestoßen, oder ihm den Eindruck gegeben habe, er sei meine Zeit nicht wert, dann irren sie. Und sie liegen auch nicht mit ihren moraltriefenden Ansichten richtig – nicht pauschal jedenfalls.“
„Selbst wenn alles aus reinem Egoismus geschieht – diesmal war der Nebeneffekt doch ganz gut, oder? Sie haben sich mal geöffnet, sich ausgesprochen.“
Sie schnaubte barsch, aber beide wussten, dass die Dinge anders standen. „Ich *bin* kein gutes Herz und ich *will* auch keines sein. Und ihre Freundschaft will ich erst recht nicht.“
Ein wenig Enttäuschung empfand er schon, und er war nicht in der Lage, Anzeichen dafür aus seiner Stimme zu verbannen, als er sagte: „Ich habe auch nicht damit gerechnet.“
„Sind sie dann fertig? Haben sie jetzt alle Antworten, die sie

wollten? Oder wollen sie mich noch weiter nerven?“
„Eigentlich... könnte ich ihre Hilfe brauchen.“
Sie blickte ihn fragend an.
„Gordon hat ein schwaches Signal aufgefangen.“, erklärte er. „Könnte von einer Rettungskapsel sein, die irgendwo hier in den Bergen runtergekommen ist. Es ist unwahrscheinlich, aber vielleicht sind es weitere Überlebende. Roe will in jedem Falle hin, um sich das anzusehen. Ich habe mich bereits freiwillig gemeldet, um ihn zu begleiten.“ Mit einer vagen Geste deutete er zu den Bergen. „Ist aber ein weiter Weg. Und ziemlich schwierig. Wäre nicht schlecht, wenn wir jemanden dabei hätten, der ein wenig aufpasst.“
„Und jetzt denken sie, ich komme da einfach mit?“
„Warum nicht?“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich werde auch keinem erzählen, dass sie es aus Nettigkeit tun.“, versicherte er.
„Und was wollen sie den Leuten erzählen?“
„Dass Roe unser einziger Arzt ist, und sie ihn deshalb nicht aus den Augen lassen wollen?“
Das klang sogar plausibel.
„Sie sind ein blödes Arschloch.“, behauptete sie erneut.
Penkala widersprach nicht. „Ist das ein ja, oder ein nein?“
Sie sah über das Wasser, zu den Bergen, und kniff die Augen zu.
„Das wird nicht ungefährlich.“
„Ich weiß.“
„Sie könnten umkommen.“
„Nicht, wenn sie auf mich aufpassen.“
„Und warum sollte ich so etwas tun?“
„Weil ich ihnen sympathisch bin.“, sagte er lächelnd. „Trotz allem. Wir brechen in kürze auf. Wenn sie mitkommen wollen... wissen sie, wo sie uns finden. Aber warten sie nicht zu lange.“
Damit stand er auf und ging ebenfalls hinein. Ramina sah ihm nach. Er hinkte ein wenig, weil er sich dauernd am Bein kratzte.

Schließlich verschwand er in der Luftschleuse. Ramine blickte wieder nach vorn, aufs Wasser. So blieb sie noch eine Weile sitzen und grübelte vor sich hin. Vielleicht war es doch langsam an der Zeit, die Einsamkeit aus dem Grab zu vertreiben, in das sich ihr Herz verwandelt hatte.
Es würde ihr nie ganz gelingen, das wusste sie. Dafür war zu viel geschehen. Zu viel schlechtes.
Aber versuchen konnte sie es. Sie blieb noch eine Stunde. Dann zog sie sich auch ins innere der Shenandoah zurück, die Luftschleuse hinter sich verschließend.
Zehn Minuten später meldete sie sich bei Penkala.

Abstoßung

Im Quartier der D’Agostas war alles still. Judy trug „frisches“ Bettzeug, dass sie vorhin von Penkala bekommen hatten, ins Schlafzimmer. D’Agosta ging Richtung Essbereich. Die Tür, die zu Judys Zimmer führte, stand offen. Shannyn hatte sie ja mit ihrem Schwert aufgehebelt, irgendwann damals, in einem anderen Leben. Im Vorbeigehen konnte er das Maß der Zerstörung darin sehen. Außerdem roch es noch immer ein wenig verbrannt, obwohl sich die Umweltkontrollen alle Mühe gaben, die Luft stetig zu reinigen. Er sah die dunklen Flecken an den Wänden, den verkohlten Teppichboden, die Kleider, die Möbel... jedenfalls das was davon übrig geblieben war.
Nicht viel.
Ohne Judy, die darin herumsprang, oder munter vor sich herplapperte, mit laut aufgedrehter Musik, wirkte ihr Zimmer leer und fremd.
Ein paar kunterbunte Zeichnungen, die sie mit sechs Jahren angefertigt hatte, lagen im Wohnbereich verstreut. D’Agosta hatte sie sorgfältig in einer kleinen Mappe im Schrank über seinem Schreibtisch aufbewahrt gehabt. Dinge, die Eltern eben so aufbewahrten.
Nun waren die Ecken, dieser kleinen Kunstwerke teilweise weggebrannt. Er seufzte.
Im Nebenzimmer war zu hören, wie Judy die Bettdecke aufschlug. D’Agosta ging kurz zum Replikator, um sich ein Glas Wasser zu genehmigen. Gordon hatte zwar gesagt, es würde

noch ein wenig dauern, ehe er sich an die Inbetriebnahme der Nahrungsverteiler machte, aber vielleicht hatte D'Agosta ja glück. Er war unglaublich durstig, die Kehle tat ihm weh, so ausgetrocknet war sie. Und im Magen hatte er ein flaues Gefühl. Ob es sich um Hunger handelte, oder ob ihm einfach nicht gut war, vermochte er nicht zu sagen. Er blickte erschöpft auf den Replikator. Plötzlich hatte er das komische Empfinden, dass sich vielleicht jemand an der Apparatur zuschaffen gemacht hatte. Er öffnete stirnrunzelnd die Verkleidung und sah sich die Innereien des Geräts genau an, die Chips, die Leitungen, die Relais. Alles kam ihm ganz normal vor. Keine Auffälligkeiten, keine entwendeten Einzelteile, rein gar nichts.
Bloß ein Replikator.
Er schloss die Verkleidung und schüttelte den Kopf. Nun sah er auch schon Gespenster. Bowmans Paranoia steckte an. Durst hatte er jedenfalls keinen mehr.
Er war nur noch müde, als er das Schlafzimmer betrat. Judy war gerade damit fertig geworden, das Bett zu machen. Sie sah aus, als würde sie jeden Moment im Stehen einschlafen. Dennoch, die Kissen waren aufgeschüttelt, die Decke sorgfältig und faltenfrei hingelegt. Als hätte sie das schon ewig gemacht. Ein Klacks. Das musste sie von ihrer Mutter haben, dachte er. Deborah hatte das auch so gut gekonnt. Einmal aufschlagen, und das Bett war gemacht. Bei ihm war das Bett immer unordentlich. Sein Blick begegnete Judys. Sie lächelte müde.
D'Agosta lächelte zurück.
Dann sahen sie gleichzeitig auf das Bett, und, ohne sich abzusprechen, ohne auch nur ein einziges Wort zu sagen, krochen beide unter die Decke und legten sich hin. Er nahm seine Tochter in den Arm und zog ihr die das Laken bis an Kinn. Jetzt guckten seine Füße unten raus. Er überlegte, ob er zu Penkala gehen, und um eine größere Decke bitten sollte. Oder ob

er durch die Kommunikationsanlage nach ihm rufen sollte. Dann musste er nicht aufstehen. Aber für Judy reichte es ja. Das war die Hauptsache. Und er wollte sich ja ohnehin auf die Couch zurückziehen, sobald sie eingeschlafen war. Er legte den Kopf auf das Kissen und schloss die Augen.
Nur einen Augenblick, dachte er. Und dann wich die Realität der Schwärze der Traumwelt. D'Agosta schlief sofort ein, kaum, dass sein Kopf das Kissen berührte, und Judy ebenfalls. Vater und Tochter schliefen fast fünf Mond-Tage durch, ohne auch nur einmal aufzuwachen. Keiner von ihnen bekam mit, wie unter Bowmans Aufsicht das Schiff versenkt wurde.

Techniker platzierten bei einem zweiten Tauchgang Phaserbomben an präzise errechneten Stellen im Felsengestein, auf dem das Heck des Schiffes aufgebockt war. Dann versammelten sie sich all jene, die noch nicht vor Müdigkeit umzukippen drohten, im Hangar.
Niemand sprach.
Gordon betätigte den Zünder.
Aus der Mitte des unterseeischen Berges platzte ein großer Schwall Luftblasen, vermischt mit Splittern und Staub. Es wummerte dumpf. Ein dunkler Ring breitete sich aus, weitere Luftblasen folgten und trugen die Trümmerstücke davon. Langsam, ganz langsam stürzte der Berg in sich zusammen, erdrückt von seinem eigenen Gewicht, und dem des mächtigen Schiffes, das auf ihm ruhte. Damit versank auch die Shenandoah sanft im See, Stück für Stück. Ein lautes Schlürfen war zu hören.
Wären die D'Agostas wach gewesen, hätten Vater und Tochter mit ansehen können, wie das Wasser vor ihrem Fenster rasch anstieg, als der See immer mehr vom Diskussegment

verschluckte, bis das Wasser schließlich den ganzen Sichtbereich ausfüllte.
Dann schlug der See mit einem letzten Gurgeln auch über der Brücke zusammen, dem höchsten Punkt des Schiffes. Die Ausläufer der Shenandoah setzten vergleichsweise sanft auf dem Seeboden auf und erzeugten eine neue, noch gewaltigere Sedimentwolke. Ein merklicher Ruck ging durch das Schiff.
Auch davon bemerkten die D'Agostas nichts.
Dann war alles still.
Vor ihrem Fenster herrschte Dunkelheit. Den Weltraum würde man durch die Fenster nie wieder sehen, aber zumindest blieb einem auch der für ein Raumschiff unwürdige Blick auf die triste Oberfläche eines Planeten und seiner Berge erspart. Stattdessen sah man nun einen ganz eigenen, erstaunlichen Kosmos: Die Unterwasserwelt des Sees.
Die Sicht trübte sich bereits nach wenigen Meter. Übrig blieb ein diffuses schwarz-grün, durch das Sediment schwebte. Hier unten gab es nichts zu sehen, aber hier unten *wurde* man auch nicht gesehen.
Für alle oberhalb der Wasseroberfläche war das Schiff verschwunden. Nachdem sichergestellt wurde, dass die Schotten alle dicht, und das Schiff somit vollends sicher war, legten sich auch die meisten der anderen schlafen. Sie konnten es sich leisten zu schlafen.
Sie würden den Mond ohnehin so schnell nicht mehr verlassen.

Der blutorangefarbene Nachbarplanet stand so tief am Himmel, als würde er ihnen in kürze auf den Kopf fallen, und erleuchtete die Felslandschaft des Sees, in dem die Shenandoah lag, auf ewig zur Ruhe gebettet.

Auch im Hangar war Stille eingekehrt, die weitläufigen Hallen boten sich völlig verlassen dar. Bowman hatte sie alle schlafen geschickt. Ein guter Befehl. Dringend benötigt. Jerry war als einziger zurückgeblieben, denn er hatte noch ein wenig arbeiten wollen, um den Energiefluss effizienter zu gestalten. Vielleicht gewannen sie durch geschickte Einsparungen noch den ein oder anderen zusätzlichen Tag, an denen ihnen Notstrom zur Verfügung stehen würde. Aber als er schließlich feststellte, dass er eingenickt war, und dadurch einen wichtigen Zeitpunkt für eine Befehlseingabe verpasst hatte, beschloss auch er, endlich Schluss zu machen und schaltete ab.
Schwerfällig stand er auf, streckte seine steifen Glieder durch und gähnte. Er fühlte sich wie ein Marathonläufer kurz vor dem Zusammenbruch. Mehrere Tage fast ununterbrochener Arbeit begannen ihren Tribut zu fordern.
Der Klang seiner Stiefel hallte laut, als er aus dem Runabout sprang, und den Hangar schnell Richtung Ausgang durchquerte. Als er jedoch auf der zweiten Ebene eine Bewegung registrierte, blieb er stehen. Die entsprechende Sektion war in Dunkelheit getaucht, wie alles im Hangar. Er hatte die Bewegung auch mehr geahnt, als wirklich gesehen. Aber da oben war noch jemand, dessen war Jerry überzeugt. Vielleicht jemand, der nicht schlafen konnte.
Nun meldete sich Jerrys Neugierde. Er trat zur Leiter herüber und kletterte nach oben. Dort fand er Gordon, der am Geländer saß, die Beine vom Steg baumeln ließ und angestrengt auf den Hangar hinabstarrte. Obwohl der wackelnde Steg sein Kommen ankündigte, schien Gordon Jerry nicht zu bemerken. Er war völlig in Gedanken gesunken, sein Gesicht ein einziges Bildnis der Konzentration. Er rührte sich überhaupt nicht. Einen schrecklichen Moment lang dachte Jerry schon er sei tot, aber dann bemerkte er, wie sich Gordons Brustkorb langsam hob und

senkte.
Vielleicht rechnete er gerade im Geiste etwas durch. Dann war es wohl besser ihn nicht zu stören. Andererseits wusste Jerry auch, dass er kaum Schlaf finden würde, wenn er jetzt einfach ging, und höchstens spekulieren könnte (und es ganz sicher würde), was Gordon wohl als nächstes ausheckte. Also setzte er sich nach einem weiteren Moment des Zögerns neben Gordon und ließ ebenfalls die Beine baumeln. „Können sie nicht schlafen, Chef?“
„Hm.“ Das war die einzige Antwort, die er bekam.
Jerry nickte und blickte ebenfalls zum Hangar hinab. Eine Weile schwiegen beide. Jerry kniff die Augen zusammen, um in der Dunkelheit etwas zu erkennen, und als sich seine Augen an die Verhältnisse gewöhnten, war es ihm, als könne er sehen, wie sich in Gordons Geist irgendeine Idee ausformulierte.
Jerry aber wollte reden, weil er fürchtete, sonst auf der Stelle einzuschlafen. „Das war vielleicht heute was. Ein Raumschiff versenkt man nicht jeden Tag. Sollten wir je hier wegkommen, habe ich zumindest was zu erzählen.“
„Hm-mhm.“
Schweigen.
„Aber vielleicht kommen wir ja auch nie hier weg.“, meinte Jerry traurig und ließ die Schultern hängen.
„Wir sind noch nicht am Ende, Kerl.“, entgegnete Gordon langsam.
„Ach nein? Und warum nicht?“
Nun sah Gordon ihn an. Und zu Jerrys Überraschung lächelte er grimmig. „Weil ich vielleicht weiß, wie wir Hilfe holen können.“

Fortsetzung folgt...